Reinhold Lenz,

Leben und Werke.

Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe.

Von

O. F. Gruppe.

Acc. 22610.

BIBLIOTH: ACADEM: DORPAT:

Berlin, 1861.
Verlag von A. Charisius.
Lüderitz'sche Buchhandlung.

Vorrede.

Unter dem vielen Unrecht, dessen Schauplatz die Welt, ist auch viel litterarisches. Lessing schrieb seinem Bruder, er werde wissen, daß „Einige berühmt sind, Andere verdienten es zu sein". Umstände und Zufall entscheiden hier leider gar sehr, was mit der Strömung geht, wird zu seiner Zeit getragen, verschwindet es später, so tritt darum noch nicht in sein Recht, was sogleich nach seinem Werth hätte erkannt werden sollen. Die Geschichtschreiber der Litteratur thun auch nicht immer das Ihrige; zu einem solchen gehört nämlich zweierlei, ein Litterator und ein Mann von Urtheil, ein Kunstverständiger, beides aber trifft nicht immer, ja nur selten zusammen, oft ist dagegen Mangel auf beiden Seiten, politische und moralische Maaßstäbe sollen dann meistens die ästhetischen durchaus ersetzen und eine gewisse selbstbewußte Gesinnungstüchtigkeit tritt mit besonderer Sicherheit auf, dem größeren Leserkreis nur allzu sehr imponirend. Kommen noch Verhältnisse besonderer Ungunst hinzu, so kann gar leicht geschehen, daß der schöne trost-

reiche Spruch eines alten Dichters, des Ovid, bedeutenden Aufschub leidet; ich meine die Verse:

Pascitur in vivis livor, post fata quiescit,
Quum suus ex merito quemque tuetur honos.

Wenn nun auf litterarischem Felde leichter als anderswo Abhülfe möglich ist, so finden Schriftsteller von Auszeichnung hier eine vorzügliche Aufgabe, zugleich mit dem Hinblick, daß vielleicht auch ihnen einmal Aehnliches zu Theil werde. Die deutsche Litteratur ist nun mehr als irgend eine andere reich an Verkennungen; Lessing und Herder haben hier schon manches gethan, aber viel ist noch übrig und man glaube nicht, daß die Erscheinung in unseren aufgeklärten schreibseligen Zeiten sich nicht noch täglich erneuern könne. Ein Beispiel liegt hier vor.

Noch dringender wird die Pflicht der Herstellung, wenn durch falsche Schätzung sogar der Litteratur ein Theil ihres besten Besitzes in Schatten gerückt und geradezu entzogen ist, wenn mit einem mitleidigen Achselzucken behandelt wird, worauf wir Ursache hätten stolz zu sein — ein Fall, in dem wir uns vielleicht auch befinden.

Der deutsche Dichter Lenz war um den Anfang des Jahrhunderts vergessen, man wußte nichts von ihm, in den Geschichten der deutschen Litteratur, welche den Zeitraum seines Schaffens behandeln, fehlt sein Name. In den beiden Bänden von Kochs Grundriß einer Geschichte der Sprache und Litteratur der Deutschen (Berlin 1798), das nach Gattungen verfaßt ist, kommt Lenz in keiner derselben vor, obwohl er mit

zahlreichen gedruckten Werken unter der Rubrik der Tragödie, Komödie, des Lehrgedichts, des Romans u. s. w. jedenfalls eine Stelle verdient hätte; ja noch mehr, sein Name fehlt in dem höchst fleißigen fünfbändigen Buch von Jördens: Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Leipzig 1806—10; und erst in dem 1811 gegebenen Supplementbande finden wir eine ziemlich unvollständige Notiz über seine Schriften und noch mangelhaftere Nachricht von seinem Leben. Auch der Teut von Theodor Heinsius kennt den Namen Lenz durchaus nicht, nicht minder sucht man seinen Namen in den größeren und kleineren Anthologien der nächstfolgenden Zeit umsonst.

Goethe, in mehr als Einer Beziehung Lenzens Rival, machte erst in Wahrheit und Dichtung wieder auf den verschollenen Dichter aufmerksam, allein nicht eben in einer Weise, welche sehr bestimmen konnte den unzugänglich gewordenen Werken nachzuspüren. So gebührt denn Franz Horn wohl das Verdienst, die Deutschen an einen Dichter Lenz erinnert zu haben. Es ist nicht das erste Mal, daß ich diesen Litterarhistoriker, dessen weichliche Auffassung und gezierte Darstellung auch mir nicht zusagt, doch viel eingehender und unbefangener finde, als manche, die sich über ihm erhaben dünken. In der Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen (III, § 71) wird Lenz unter denen genannt, welche durch die glänzende Erscheinung Goethe's zur Nachfolge bestimmt worden. Dann heißt es: „Für diesen fast vergessenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas sehr Bedeutendes an ihm und durch ihn

darzustellen, aber auch das Schicksal, oft vielleicht durch ihn selbst herbeigerufen, oder um modern zu reden, das ganze äußere Leben, verfehlte seiner Seits gleichfalls nicht alles zu thun, um jede Anlage in der Blüthe zu ersticken." Das ist viel gesagt, wahrscheinlich zu viel und sicher nicht sehr ermunternd zum Studium des Vergessenen. Der Kritiker selbst scheint nur Ein Stück, den „Hofmeister", gekannt zu haben. Lenzens Werke seien selten und ihrer ohnedies nur wenige. Er sagt dann zwar, es würde verdienstlich sein, „wenn wieder einmal eine Auswahl veranstaltet würde", allein die ganze Art seiner Einführung konnte weder für Herausgeber noch Verleger anlockend sein.

Unter solchen Umständen war es um so höher zu schätzen, wenn Ludwig Tieck im Georg Reimerschen Verlag, Berlin 1828, Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz herausgab, also die sämmtlichen Schriften, nicht, wie Franz Horn wollte, eine Auswahl. Setzt dies nun schon eine höhere Schätzung des Dichters voraus, so sagt uns Tieck noch besonders in den einleitenden Worten, daß er stets eine Vorliebe für Lenz gehabt, dessen Werke er in seiner Jugend mit den Goethe'schen zugleich gelesen; er erklärt ihn für kräftig, für markvoll, jedenfalls noch für sehr lesenswerth, urtheilt also schon um vieles günstiger: freilich lag ihm auch eine ungleich größere Zahl der gedruckten Werke des Dichters vor und er war in den Besitz eines gewissen schriftlichen Nachlasses gekommen. Tieck war schon im Stande, eine Sammlung

Lenzischer Werke in drei ganz ansehnlichen Bänden zu geben, welche namentlich eine Reihe von Theaterstücken enthalten, und er konnte die Bemerkung hinzufügen, daß mehrere derselben von dem berühmten Theaterdirector Schröder in Hamburg besonders hoch geschätzt worden. Tiecks eigenes Urtheil fiel nicht minder in die Waage — und doch würde es vielleicht noch günstiger ausgefallen sein, wäre nicht die Sammlung noch bei Goethe's Lebzeiten erschienen, dessen Auffassung immer noch bestimmend blieb.

Tieck fand keine Vorarbeiten und er selbst war im Grunde zu productiv, um sich weit in schwierige Forschungen einzulassen; so kommt es denn, daß seine Ausgabe, so verdienstlich sie damals war, uns heutigestags nicht mehr genügen kann; freilich hat erst Lachmann in seiner Ausgabe des Lessing ein Muster aufgestellt, wie dergleichen zu handhaben ist. Man bleibt bei Tieck überall im Dunkeln, woher die Sachen kommen, und leider ist der Druck überaus fehlerhaft und nachlässig. Recht sprechend mag sein, daß der Herausgeber in der Vorrede, welche viel über Goethe und Andere, aber wenig über Lenz bietet, sich in dem Todesjahr des letzteren um ganze zwölf Jahre geirrt hat; er giebt es auf 1780 an, während Lenz nach diesem Jahr noch hat drucken lassen und erst am 24. Mai 1792 zu Moskau starb, was unter andern aus Jördens Supplementband zu ersehen war. Im Uebrigen ist die Sammlung nichts weniger als vollständig, eins der Hauptwerke, ein Roman, der in Schillers Horen steht, war der

Sammlung entgangen, sie hat bis jetzt wesentlich ergänzt werden können und auch wir bringen bisher Ungekanntes. Am unzulänglichsten aber erscheint die Behandlung der lyrischen Gedichte, deren Werth dem Herausgeber gänzlich verschlossen blieb, er erwähnt ihrer in seiner Vorrede nur eben mit einem Wort, nichts ahnend von ihrer innersten Beziehung zu dem tragischen Schicksal des Dichters. Diese Gedichte stehen bei ihm auch in der wildesten Unordnung, und es ist nicht einmal beisammen, was in zugänglichen Quellen, z. B. den Göttinger, Vossischen und Schillerschen Musenalmanachen, unter Lenzens vollem Namen zu finden war. Dagegen ist dem Herausgeber das Menschliche begegnet, daß er ein fremdes umfangreiches Gedicht von einem anderen Lenz, Friedrich Ludwig Lenz, geboren 1717 zu Altenburg, als ein Werk unseres Dichters aufnahm, während Gegenstand, Charakter, Ton, Vers, Sprache sogleich ein ganz anderes Zeitalter verrathen, und obenein gab er es mit der richtigen Jahreszahl 1748, während doch unser Lenz erst 1750 geboren wurde. Es ist dies die Ode auf den Wein (bei Tieck III, S. 268); ein Blick in Jördens Supplementband hätte aufklären können, falls man dem Stück selbst nicht seinen fremden Ursprung sogleich ansah.*) Gleiches

*) Der seltsame Irrthum, zunächst von Gadebusch in dessen Livländischer Bibliothek, Theil II, S. 178 begangen, ist dadurch entstanden, daß in Schmids Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde in der fünften Abtheilung S. 130 jene Ode mit Lenz ohne Vornamen gegeben wird, freilich mit der Jahreszahl 1748 (abgedruckt aus F. L. Lenz

geschah mit einer Recension von Herders erster Urkunde des Menschengeschlechts, an der Lenz keinen Theil hat. Schlimmer ist, daß Tieck dem Dichter eine ganze Tragödie gab, die ihm nicht gehört und nicht gehören darf. „Das leidende Weib" ist von Klinger, nicht von Lenz; Tieck eignete es dem letzteren an zu einer Zeit, da Klinger selbst noch lebte, denn dieser starb erst 1831 zu Petersburg.

So war denn für Lenzens Herstellung immer nur noch mangelhaft gesorgt; in seiner Beurtheilung aber blieb nach wie vor Goethe's Ausspruch maaßgebend; allerdings fehlte es an äußerer Veranlassung, um derselben zu mißtrauen. In der Kritik kam der Dichter darum noch schlecht davon; ist einmal von einer Autorität eine Richtung gegeben, so sucht die Masse der Schreiber in der Uebertreibung ihre Aufgabe; leider hat diesmal in der Herabsetzung des Dichters ein ordentlicher Wettkampf stattgefunden und zum Theil gerade unter den gelesensten und geachtetsten Litterarhistorikern. Es war leicht, ihn zu tadeln, da man ihn nicht verstand.*)

Gedichten vermischten Inhalts, Altenburg 1781), während die sechste Abtheilung eben jener Sammlung auf S. 114 ein Gedicht von Reinhold Lenz giebt: Die erste Frühlingspromenade. Aus Gadebusch scheint denn auch Tiecks Irrthum hinsichtlich des leidenden Weibes zu stammen.

*) Man sehe wie mißgünstig Gervinus, Vilmar, Menzel und selbst Goedeke von Lenz handeln; der Verfasser eines größern Aufsatzes im Dorpater Inland (Dec. 1858) hat zwar den Willen, sich Lenzens anzunehmen, allein statt aus Dorers Schrift (s. w. u.), die dazu helfen konnte, schöpfte er nur aus dessen gegnerischer Anzeige im Morgenblatt.

Nun fanden sich allmälig auch äußere Anhaltspunkte und man gewann einiges Licht über Lenzens Lebensschicksal, das tief in seine Werke eingreift, mehr sogar noch, als bei Goethe der Fall ist. Aber die ersten Aufklärungen führten sogar auf falsche Spur. Erst neuerdings, ganz unerwartet, ist uns über Wichtiges eine hinreichende Klarheit geworden und zugleich ein Schlüssel gegeben für das Verständniß der Werke. Gleichzeitig sind nun Werke des Dichters zu Tage gekommen aus seiner Jugend und aus seiner besten Zeit, so daß wir dadurch über den Ausgangs- und Endpunkt seiner Entwickelung einen ganz neuen Aufschluß erhalten. Ausgerüstet also mit ganz anderen Mitteln als unsere Vorgänger, stehen wir da, diese aber mögen entschuldigt sein, wenn wir ihrer Auffassung und Darstellung nicht mehr folgen können.

So ist es denn jetzt an der Zeit, den Dichter im Ganzen zu betrachten, für ihn die gebotenen Elemente nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen. Und wahrlich, schon ein theilweiser Besitz des Neuen hat dem unbefangenen Auge sogleich alles vortheilhafter gezeigt, so daß die Aufforderung zu einer gründlicheren Durchmusterung nicht größer sein kann. Alle Hoffnung ist vorhanden, daß wir einen Dichter von ungleich größerem Maaß und auch von mehr Selbständigkeit gewinnen, als man sich das je zuvor gedacht hat, ja einen solchen, der der gesammten deutschen Litteratur noch zu besonderer Zier gereicht, der überdies in der Entwickelung einen eigenthümlichen und bedeutenden Platz behauptet.

Dazu sein Verhältniß zu Goethe. Schon um Goethe's willen bedarf es einer besonderen Aufmerksamkeit auf Lenz, denn dieser ist in dessen erster Periode die begleitende Erscheinung, er ist der einzige, der mit ihm in Vergleich gestellt werden kann; und nun hat Lenzens Schicksal zu Goethe sehr eigene Beziehungen, Berührungen der anziehendsten, merkwürdigsten Art. Beide machten ihren Wettlauf neben einander, der eine eben so ausgezeichnet durch Glück, wie der andere durch Unglück, jener am Ziel in Glanz und Ruhm, dieser inmitten des Laufs erliegend in Jammer, in Wahnsinn. Große Räthsel bieten sich hier, manches hat man absichtlich der Nachwelt in Geheimniß hüllen wollen, allein nach bald einem Jahrhundert sind doch Dinge an den Tag gekommen, welche einigermaßen gestatten, jene Schleier zu heben.

Eben von Seiten Goethe's bin ich in diese Forschungen hineingezogen worden. Beschäftigt mit einer Darstellung seines Wesens und Wirkens, wie es in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts dem unbefangenen Beschauer sich darbietet, wurde ich bald zur Ueberzeugung geführt, daß zur Abgrenzung und Beleuchtung seiner Gestalt zunächst seine Umgebung und besonders sein Mitbewerber ins Auge zu fassen sei; allein die verwickelte Lage und die veränderte Ansicht, welche die neuern Documente bringen, nöthigte zu ausgedehnterer Betrachtung, zu eingehenderer Forschung, so daß hier von selbst ein Werk erwuchs, das sich aus einem größeren Ganzen herauslöste. Da es nun ohnedies dort erst im dritten Band seine Stelle

finden könnte, mag es hier lieber gesondert demselben vorausgehen. Ich habe nur noch folgendes hinzuzusetzen: An jenem Ort werde ich Gelegenheit genug haben, auch meinerseits der großen Erscheinung Goethe's gerecht zu werden, hier aber durfte ich nicht scheuen, auch Seiten zu berühren, die möglicherweise jenem zum Nachtheil gedeutet werden könnten. Aber die Wahrheit galt über alles; und, wo so viel Licht ist, da kann, so meine ich, auch einiger Schatten um so eher ertragen werden.

Ich habe in der vorliegenden Schrift die Sache im Auge gehabt und ihr, wo es sein mußte, die Form zum Opfer gebracht. In möglichst weiten Kreisen eine bessere, gerechtere Schätzung des Dichters herbeizuführen, das war meine Absicht und kein Mittel durfte gescheut werden, um dies zu erreichen. Es galt zunächst das sehr zerstreute Material zu vereinigen, dagegen Verweisungen auf fremde Bücher und was man dort etwa erlesen kann, zu vermeiden. So ist denn das Buch in manchen Theilen Zusammenstellung, Vorführung von Berichten, von Zeugnissen, allein unter bestimmtem Gesichtspunkt und mit Beziehung auf eine Einheit der Ansicht und des Ergebnisses. Demnächst bedurfte es einer Zusammenstellung der Gedichte, um ihnen durch das Leben des Dichters ihr Verständniß zu geben und mit diesem ihren Werth festzustellen. Man wird unter ihnen manches Neue antreffen. Bei größeren Werken bedurfte es eines anderen Verfahrens: hier mochte ich nicht die ganzen Werke mittheilen, wiewohl manches zu geben war, das die Tieckſche Ausgabe vermissen

läßt: ich entschloß mich hier für den Auszug, für die Zergliederung, wobei ich aber die entscheidende Stelle mit des Autors Worten gab, in der doppelten Absicht, in den Werken die Bezüge auf das Lebensschicksal des Dichters herauszustellen und den künstlerischen Bau, so wie den Werth der Einzelheit zu zeigen, um dadurch eben auch für jedes Verständniß die Ueberzeugung von dem Gehalt und der Vorzüglichkeit des Dichters zu erwecken.

Obwohl das Ganze eine litterarische Forschung ist, so liegt die Sache doch so eigenthümlich, daß sie das vollständige Romaninteresse besitzt, ja mit dem Reiz des Räthselhaften und Geheimnißvollen. Wir bekommen ein gut Stück interessantesten Lebens und die verschiedensten Charaktere; an Leidenschaften, Verwickelungen und Katastrophen, an Rührendem und Ergreifendem fehlt es nicht. Und welche Personen spielen in diesem Roman? Die ersten Heroen der deutschen Litteratur, und er steigt auf bis in die verschwiegenen Regionen des Hoflebens. Fürchte man keine Indiscretion.

Man wird übrigens sehen, daß, wenn meine Ansicht über Lenz weit von der bisherigen, namentlich auch der Tieckschen, abweicht, dies nicht so plötzlich und so einsam geschieht, sondern daß es hier eine Reihe von Vermittelungen giebt, je nachdem neue Zeugnisse sich einfanden und man gewußt hat, sie zu verbinden, aus ihnen Folgerungen zu ziehen. Ich habe nicht unterlassen, meine geschätzten Vorgänger zu berücksichtigen, dankbar zu nennen.

Aber schon hier muß ich aussprechen, daß man mich von mehreren Seiten auf das Zuvorkommendste gefördert hat. Herrn Edward Dorer-Egloff zu Baden in der Schweiz danke ich schätzbare Mittheilungen, und große Mühen hat sich mein verehrter Freund Herr Jegór von Sivers zu Planhof bei Wolmer in Liefland gegeben, der Sache förderlich zu sein, besonders in der Ermittelung der Schicksale des Lenzischen Nachlasses. Ich glaube nichts besseres thun zu können, als wenn ich hier eine Stelle aus seinem erst nach Abschluß und des Druck Buches an mich gelangten Brief mittheile.

„Planhof den $\frac{26. \text{ Aug.}}{7. \text{ Sept.}}$ 61.

— — In Berlin versprach ich Ihnen Auskunft über die Lenziana aus des in Fellin verstorbenen Dr. Dumpf Nachlaß. Da ich sämmtliche Personen schriftlich befragt, die in der Sache betheiligt waren, so kann ich ziemlich genaue Auskunft, wenn auch nur die traurigsten Ergebnisse mittheilen. Dr. Dumpf hatte in seinem Besitz eine ziemlich vollständige, vielleicht die vollständigste Sammlung Lenzischer Originaldrucke vereinigt, und war, ich weiß nicht durch welche Umstände, in den Besitz auch einer Menge handschriftlicher Dinge gelangt,*) mit deren frischestem Theil er L. Tieck bei dessen Ausgabe der gesammel-

*) Wahrscheinlich zum Theil der Inhalt der Kiste, deren in Briefen an Hamann erwähnt wird, und welche, nachdem Freunde den Transport bezahlten, im Jahr 1784 aus der Schweiz nach Liefland gelangte. Gildemeister, Hamanns Leben III, 20. S. w. u.

ten Schriften unterstützte. Als Dumpf vor mehreren Jahren starb, ging seine Bibliothek in die Hände des jetzt verstorbenen, damals am Vorabend seines Bankerotts stehenden Buchhändlers Otto Model in Dorpat über. Ein Packet Lenzischer Drucksachen für den damals in Dorpat studierenden Sohn Dumpfs bestimmt, der bald danach starb, gerieth gleichfalls in Models Hände und ist in alle Welt verstreut; noch ist nicht gelungen auch nur Andeutungen zu erhalten, wohin diese Seltenheiten gerathen sind, wenn sie nicht durch unkundige Hand den Weg alles Papiers gegangen sind. Nur die handschriftlichen Sachen, eine Sammlung Lenzischer Briefe, Concepte, Papierschnitzel, so wie Dr. Dumpfs begonnene Biographie waren noch im Besitz der Familie. Dieses letzte Convolut ging durch die Vermittelung des Herrn von Reehlef, Erbbesitzer von Lahmes, und des gegenwärtigen General-Superintendenten von Livland, Bischof Dr. Ferdinand Walter, damals Prediger zu Wolmer, in Tiecks Hände über. Beide Herren haben mir unter dem $\frac{14.\text{ Aug.}}{26.\text{ Aug.}}$ (61.) der erste, der zweite unter dem $\frac{19.\text{ Aug.}}{31.\text{ Aug.}}$ geschrieben. Dr. Walter schreibt: „Die Papiere habe ich Tieck abgegeben, und weiß nur das von ihnen."

Ich kann jetzt meinerseits hinzufügen: Sie sind noch unverloren. Aus dem Nachlaß Tiecks sind sie in die Hände des kundigen Professors Dr. Rudolph Köpke, meines geschätzten Collegen, gelangt, welcher daraus noch publiciren wird, was der Erhaltung werth ist. Freilich hätte dies schon längst geschehen sollen, denn Documente dieser Art sind nicht Gegen-

stand des Privaterbes, sondern allgemeines Eigenthum. Auch Dumpfs begonnene Lebensbeschreibung ist vorhanden, doch, wie ich erfahre, ist sie nur ein unbedeutender Anlauf. Möchte es möglich sein aus diesen Papieren noch irgendwie die Zahl der Lenzischen Werke zu vermehren, die Räthsel seines Lebens um einen Schritt weiter aufzuklären!

Der Zweck dieser selbst nach schätzbaren Vorgängern immer noch schwierigen Arbeit wird erfüllt sein, wenn es gelingt, das Zeitgemäße derselben ins Licht zu stellen, vor allem aber wenn der Name Reinhold Lenz von nun ab einen besseren Klang gewinnen sollte, als er ihn bisher gehabt.

Es ist meine Absicht, die lyrischen Gedichte des trefflichen Dichters, für welche Tieck besonders schlecht gesorgt hatte und zu deren Verständniß bei ihm alles fehlt, in einer besonderen Ausgabe vollständiger darzubieten. Was sich etwa noch anschließt, wird abhangen von der Theilnahme der Lesewelt.

Berlin, im September 1861.

D. F. G.

Inhalt.

Seite

I. Lenz in Liefland, in Königsberg, in Berlin und Straßburg. 1750—1772 1
II. Lenz und Friederike 10
III. Landau. Straßburg. 1772—1776 26
IV. Eintritt in Weimar 41
V. Eine neue Leidenschaft 57
VI. Gemüthszustand 64
VII. Die Liebesgedichte 76
VIII. Späteres Leben: Wahnsinn, Herstellung, Tod. 1776 bis 1792 96
IX. Die Katastrophe zu Weimar 129
X. Aufschluß aus den Werken 145
XI. Seraphine 197
XII. Ein merkwürdiges Gedicht 218
XIII. Eine Satire 224
XIV. Ursache des Wahnsinns 231
XV. Uebersicht der Werke 239
XVI. Verlorene Werke 291

Seite

XVII. Die lyrischen Gedichte; ihre Ergänzung 301

XVIII. Ein Räthsel 322

XIX. Verhältniß zu den Zeitgenossen, insbesondere zu Goethe 334

XX. Stellung in der Litteratur. Schluß 360

Zu verbessern:

S. 15 letzte Zeile: lies Grade statt „Gründe".
= 29 Z. 9 v. u.: lies Merck statt „Marx".
= 90 Anmerk.: Ich thue Nicolovius Unrecht, er hat allerdings auch, unter nicht Bezüglichem, das dort angegebene Gedicht.
= 214 Z. 4 v. o.: lies zergliedernde statt „zergliederte".
= 217 = 3 v. o.: lies 1776 statt „1761".
= 232 = 9 v. u.: lies Genius statt „Genies".
= 241 = 15 v. o.: lies unmündiger statt „unwürdiger".
= 251 = 17 v. o.: lies ein Zug statt „einen Zug".

Reinhold Lenz,

Leben und Werke.

I.

Lenz in Liefland, in Königsberg, in Berlin und Straßburg. 1750—1772.

Eine große litterarische Erscheinung steht selten oder nie ganz vereinzelt da, denn der Fruchtboden, welcher sie erzeugte, muß zugleich auch anderen neben ihr Raum geben; ihre Größe wird aber erst vollständig erkannt und ermessen, wenn man die Stufenfolge überschaut, in welcher sie die höchste Staffel einnimmt. Mit großem Fleiß hat man die Zeitgenossen Shakespeare's studiert und hier jedem seine Stelle angewiesen; von Goethe kann man nicht das Gleiche sagen. Nicht als ob man seine mitstrebenden Zeitgenossen nicht kennte, nicht bespräche, aber man stellt sie entweder dar als durchaus erst von ihm geweckt und ausgehend und schlechthin als seine Nachahmer, oder im besten Fall als die wilde Gährung, aus der seine Gestalt allein sich abgeklärt: das Eine wohl so unrichtig wie das Andere. Goethe selbst indeß hat uns in seinem Leben auf diese Mitstrebenden aufmerksam gemacht, es ist also umsomehr unsere Pflicht, ihn mit denselben zusammenzuhalten, ihn im Verhältniß zu denselben zu verstehen; Gefahr für ihn kann daraus nicht erwachsen.

Darüber sind die Stimmen einig, daß keiner an ursprünglicher Begabung sich mehr in Goethe's Nähe stellt, als der Liefländer Reinhold Lenz, den das Schicksal auch in mannigfache Berührung mit ihm gebracht. Schnell durch gleiches Streben und gleiche Grundsätze vereinigt, trat später zwischen Goethe und Lenz Spannung und Eifersucht ein, und zwar von doppelter Art, des Ruhmes und der Liebe. Lenz vor allen ist darum einer eingehenden Betrachtung werth.

Jacob Michael Reinhold Lenz wurde am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland geboren. Sein Vater war daselbst Geistlicher. Es mag angemessen sein, auch über den Vater des Dichters eine Mittheilung zu machen. Wir finden Nachrichten über ihn, sowie über den Sohn, in Gadebusch Livländischer Bibliothek, Theil II, S. 171. Christian David Lenz wurde zu Köslin in Hinterpommern am 15. December 1720 geboren; sein Vater war daselbst Kupferschmidt. Er studierte in Halle Theologie und kam als Hauslehrer nach Liefland, wo er aber schon im Jahre 1742 zum Prediger befördert ward, anfangs zu Serben, darauf 1749 zu Seßwegen; 1758 wurde er nach Dorpat berufen als Pastor der deutschen Gemeinde und Beisitzer im Consistorium. Er verheirathete sich mit der Tochter des Predigers zu Neuhausen, Namens Neoknap, und hatte aus dieser Ehe fünf Söhne und drei Töchter am Leben. Der älteste Sohn, Friedrich David, ward 1767 Pastor zu Tarwast. Von den Töchtern waren im Jahr 1777 zwei an Pastoren verheirathet, die jüngste noch unvermält. Ueber den Charakter des Mannes sprechen zwei Züge: bei der Taufe seines jüngsten Sohnes ließ er den Exorcismus weg, und wiederum erregte er gleichen Anstoß dadurch, daß er,

aufgefordert in der abgebrannten Stadt Werden eine Gastpredigt zu halten, der Gemeinde allzu scharf ihre noch nicht abgelegten Sünden vorhielt, wodurch er sich einen Proceß und Verurtheilung in demselben zuzog. Von Christian David Lenz giebt es eine Reihe theologischer Schriften, meistens Predigten, darunter auch eine in lettischer Sprache verfaßte Hauspostille, in der man jedoch Germanismen erkennen wollte.

Reinhold Lenz war des Predigers zweiter Sohn; er kam, wie Gadebusch meldet, mit dem Vater 1759 nach Dorpat, und besuchte hier zusammen mit seinem jüngeren Bruder Christian die Schule des damaligen Rectors Johann Martin Hehn. Früh zeigte sich eine Neigung zum Dichten, die durch den esthnischen Prediger Theodor Oldekop gefördert wurde. Sehr möglich, daß der Charakter der esthnischen Naturpoesie, welche die unmittelbarste Gegenwart ergreift, unserem Dichter von vornherein eine Richtung gab. Oldekop stellte dessen „Gedanken von dem Versöhnungstode Christi" ans Licht, in den Rigischen Anzeigen — ein entsprechendes Fragment bei Tieck. Er schrieb ferner, nach einer wirklichen Begebenheit, ein Theaterstück, das zur Feier einer Hochzeit aufgeführt wurde. Der Umstand, daß man dem sechzehnjährigen Schüler eine solche Aufgabe übertrug, deutet auf die Meinung hin, welche seine damalige Umgebung von seinem Talent hatte. Er löste sie zu allgemeiner Zufriedenheit, wiewohl man den wahren Werth des uns nunmehr gedruckt vorliegenden Stückes schwerlich erkannte. Es heißt „Der verwundete Bräutigam" und ist von Dr. Blum 1845 veröffentlicht worden; wir werden davon ausführlicher handeln in der Reihe der Werke.

Im Jahr 1768 begaben die Brüder Reinhold und Chri-

stian Lenz sich nach Königsberg auf die hohe Schule. Letzterer studierte hier die Rechte, jener Theologie, doch widmete er sich bald mit größerem Eifer der Litteratur, der Poesie. Wer hier seine besonderen Lehrer gewesen, läßt sich nicht angeben; Reichardt, der im Jahre 1769 mit ihm dort studierte, hat uns dies leider nicht gemeldet, er erzählt nur, daß der Lauteniſt in Lenzens Hofmeiſter Zeichnung nach dem Leben ſei, nämlich ſeines Königsberger Lehrers auf dieſem Inſtrument. Schon im Jahre 1769 ließ Lenz zu Königsberg ein umfangreicheres Gedicht drucken: „die Landplagen," in ſechs Geſängen. Es iſt ſchildernder Art und läßt erſehen, daß Klopſtock ſein Vorbild geweſen und ihm eine hauptſächliche Anregung gegeben habe; auch neben höheren Meiſtern hat er dieſem ſtets Achtung und Ehrfurcht bewahrt. Zugleich zeigt ſich darin wohl Kenntniß von Thomſon, wie denn Lenz ſich frühzeitig mit engliſcher Litteratur beſchäftigt hat. Die Wahl des Gegenſtandes bekundet einerſeits Ernſt, ja Düſterheit der Lebensanſicht, andererſeits aber poetiſches Talent, denn dankbare Gegenſtände für beſchreibende Poeſie ſind die Aufgaben jener ſechs Bücher: Krieg, Hungersnoth, Peſt, Feuersnoth, Waſſersnoth, Erdbeben. In der Behandlung blickt ebenſoſehr der junge Theologe hervor, als auch der junge vielverſprechende Dichter, was leider damals in Königsberg nicht ſonderlich ſcheint eingeleuchtet zu haben, und nach Deutſchland gelangte das Werk nicht, ſo daß dahin dem Poeten kein Ruf vorausging.

Nach vollendetem Studium war Lenz ein halb Jahr lang Hofmeiſter und fand dann Gelegenheit nach Deutſchland zu kommen, wohin das Gefühl deutſchen Dichterberufes ihn ziehen mußte. Er geleitete von Königsberg aus zwei Herren v. Kleiſt,

junge Edelleute aus Curland, als deren Gesellschafter auf ihren Reisen. Sie sollten in französische Militärdienste treten, und da ihre Kenntniß der französischen Sprache, sowie freilich auch ihre übrigen Kenntnisse, sehr unzureichend war, so bedurften sie eines Dolmetschers und Mentors*).

In Berlin hielt man sich kurze Zeit auf. Lenz besuchte hier Ramler und legte ihm eine Sammlung von Gedichten vor, hauptsächlich in der Absicht durch seine Empfehlung einen Verleger zu finden. Ramler wies ihn an Nicolai**), der sich aber nichts weniger als aufmunternd zeigte, was begreiflich wird, wenn Lenz damals einigermaßen schon Lenz war. Er brachte auch eine Uebersetzung von Pope's Essay on Criticism, mit der er bei den Berliner Kritikern eher Gnade zu finden hoffen konnte, allein auch hier scheint ihr Urtheil nur abschreckend gewesen zu sein, denn sie blieb ungedruckt, und bald kam Lenz mit voller Entschiedenheit in ganz andere Bahnen.

Im Jahre 1770 finden wir nun den Begleiter mit seinen Edelleuten in Straßburg, besonders in militärischen Kreisen, wie uns das Goethe berichtet. Doch muß er nach seiner eigenen später zu beleuchtenden Angabe auch damals schon in litterarischen Kreisen verkehrt haben, wahrscheinlich durch Salzmann eingeführt. Er war eben schon als Schriftsteller aufgetreten und die Richtung auf eine schriftstellerische Laufbahn stand bei ihm fest. Goethe, wie er dies deutlich angiebt, lernte ihn erst gegen das Ende seines Straßburger Aufenthaltes kennen; beide hatten sich bisher nicht gefunden, nicht gesucht.

---

*) Böttiger, Zustände und Zeitgenossen. Heft I. S. 18.

**) Der hinterdrein darüber sehr ungezogen berichtet hat, so daß sogar Reichardt ihn zurechtwies. Im Berlinischen Archiv der Zeit. 1796. S. 113.

Man stellt sich gewöhnlich, obwohl Goethe's eigene Ueberlieferung im Grunde dagegen ist, das Zusammenleben in Straßburg so vor, als ob hier alle Anregung nur von Goethe ausgegangen sei, allein eine Gegenseitigkeit wird jedenfalls anzunehmen sein. Der Anregungen gab es damals genug und kein Strebender oder auch nur Empfänglicher konnte sich ihnen entziehen. Schon durch Diderot war die steife französische Tragödie ernstlich bedroht, dazu Lessings Dramaturgie und seine Stücke; vor allen wirkten nun aber in Straßburg Rousseau und Shakespeare sehr eigenthümlich zusammen. Wie Lenz in Königsberg sich mit der Uebersetzung des Pope beschäftigt hatte, so stieg er in Straßburg zu der höheren Aufgabe empor, Shakespeare zu verdeutschen. Wielands Uebersetzung lag in einer Reihe von Bänden seit mehreren Jahren beendigt da, und wer englisch verstand, griff nun zum Original, um aus der Quelle zu schöpfen. Lenz seinerseits erkannte bald, daß Wieland sich nur schwach angenähert habe und versuchte sich selbst an einem der schwierigsten Stücke. Bei dieser Arbeit fand ihn Goethe, als er gegen das Ende seines Straßburger Aufenthalts, also etwa im Sommer 1771, mit Lenz bekannt wurde. Mit Herder hatte Lenz in Straßburg keine Berührung, sondern trat erst später mit ihm schriftlich in Verkehr; man sehe Herders Brief an Lavater (in Herders Nachlaß) vom 4. October 1775, woselbst es heißt: „Lenz, ob ich ihn gleich nicht persönlich kenne." Herders persönliche Bekanntschaft machte Lenz erst 1776 von Weimar aus zu Kochberg, dem Gute der Frau von Stein: s. bei Stöber (Lenz und Friederike S. 82) den Brief an Salzmann, datirt von Kochberg den 23. October 1776. Dagegen brachte er Einflüsse von Herders litterarischer Wirksamkeit

sicherlich schon von Liefland und besonders auch von Königsberg mit.

Aus dieser Zeit des Straßburger Aufenthalts giebt uns Goethe in seinem Leben ein sorgsam gezeichnetes Bild von dem Aeußern unseres Lenz, das wohl hier nicht fehlen darf. „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand" — vielleicht nur ein wenig zu stark ins Kleine und Niedliche gemalt; doch wird dies im Allgemeinen beglaubigt durch ein erhaltenes Gedicht („an den Geist"), in dem der Dichter seinen leider schon zusammenbrechenden Körper selbst als klein bezeichnet. Daß seine Persönlichkeit aber eine angenehme, sein Benehmen ein zutrauenerweckendes gewesen sein muß, findet die beste Bestätigung in seinen Erlebnissen, seinen Schicksalen.

Lenzens Studien und Arbeiten richteten sich zu Straßburg hauptsächlich auf das Drama, für das er jetzt ein leuchtendes Muster kennen gelernt. Neben Shakespeare studierte er indeß auch Plautus und versuchte diesen, den Lessing so hoch geschätzt, in moderne Form umzugießen. Eine litterarische Gesellschaft, welche später bei ihrer Erneuerung im Jahre 1775 eine bestimmtere Form annahm und sich „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" nannte, veranlaßte ihn zu Vorträgen, von denen ein dramaturgischer bekannt ist, den der Verfasser

ausdrücklich in die Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Goethe versetzt; wir werden davon noch besonders handeln. Sehr wahrscheinlich ist nun auch, daß Lenz schon im Jahre 1771 an seiner Komödie „der Hofmeister" arbeitete.

Leider ist Goethe in Wahrheit und Dichtung über seinen damaligen litterarischen Verkehr mit Lenz sehr schweigsam und ausweichend; er deutet nur an, daß sie mehrere lustige Ausflüge in die Umgegend gemacht und sich dabei in mancherlei tollen Improvisationen ergangen. Der Umstand aber, daß Goethe bei seinem Abgange Lenz ein Exemplar von Shakespeare's Othello schenkte, deutet wohl auf gemeinsame Beschäftigung mit dem großen Dramatiker, wobei denn Lenz nur der Führer sein konnte.

In Ermangelung besserer Nachrichten und Berichterstatter nehmen wir hier zu Böttiger unsere Zuflucht, der (Zustände und Zeitgenossen I, S. 18) erzählt, was er doch nur aus Goethe's Munde haben kann, Lenz sei in Straßburg mit seinen Junkern, die ihre Wechsel aufgezehrt, in große Verlegenheit gekommen. „Ein Bruder wies ihn immer an den andern. In dieser Noth mußte Lenz sich mit Stundengeben erhalten, und in dieser Lage lernte ihn Goethe und Lerse kennen." Aber als Goethe im September 1771 Straßburg verlassen hatte, finden wir Lenz doch wieder ganz behaglich mit dem einen seiner Junker, denn der andere hatte sich getrennt, zu Fort-Louis auf einer Rheininsel. Hier bestand damals noch ein wirkliches Fort, und wahrscheinlich befand sich dort Herr von Kleist in der Besatzung desselben. Um so wunderbarer der Einfluß auf Lenzens Schicksal.

Von hier aus nämlich machte Lenz, dem es dort an zu-

sagender Gesellschaft fehlen mochte, Ausflüge nach benachbarten Orten, unter andern nach Sesenheim, von dem Goethe und Weyland sicherlich erzählt hatten. Er lernte hier eben jene Friederike kennen, die in Goethe's Leben und Dichterlaufbahn eine so wichtige Rolle spielt, und auch auf ihn war der Eindruck ein großer.

II.

Lenz und Friederike.

Wenn zwischen Lenz und Goethe, die recht eigentlich sich hätten brüderlich entwickeln müssen, frühzeitig auf litterarischem Gebiet kleinere und größere Reibungen entstanden, die indeß der gegenseitigen Schätzung keinen wesentlichen Eintrag thaten, so fügte Lenzens Unstern, daß er noch auf anderem Felde seinem glücklichen Nebenbuhler viel empfindlicher begegnen mußte.

Kurz nachdem Goethe Straßburg verlassen, führte der Zufall auch unseren Lenz nach Sesenheim, und auch er hatte ein zündbares Gemüt. So wie überhaupt für Lenz, so hat auch für dieses Verhältniß lange Zeit die Aufmerksamkeit gefehlt, anfangs sogar fehlte davon jede Kunde in der deutschen Lesewelt. Nur die nächsten Freunde Lenzens wußten davon, und diese schwiegen. Goethe giebt in Wahrheit und Dichtung nicht die geringste Andeutung, daß Lenz mit Friederike in irgend eine Berührung gekommen, sie würde auch nur die poetische Beleuchtung, „die Dichtung," stören, in der er sein eigenes Verhältniß darstellt. Dagegen bei einer anderen Gelegenheit die hingeworfene Aeußerung, daß Lenz zur Intrigue geneigt gewesen, und daß er, um seinem Freunde v. K. eine Geliebte zu erhalten, sich selbst in sie verliebt gestellt habe.

Dieser Aeußerung nun entspricht eine andere, welche Lenz nur noch härter trifft. Auf der Rückreise aus der Schweiz, 1779 im Herbst, besuchte Goethe Sesenheim, und äußert darüber: „Ich finde Friederike Brion wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich, da er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indeß, nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen, und da sie, nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn dann halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt hat, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen."

Die Worte sind von Goethe geschrieben, allein nicht von ihm veröffentlicht. In der Ausgabe letzter Hand sucht man sie vergebens, dagegen hat Eckermann sie in die Ausgabe von 1840 aufgenommen, nach einem Goetheschen Manuscript, als besonderen Aufsatz mit der Ueberschrift „Lenz." Dorer (Dorer-Egloff, Lenz und seine Schriften S. 157) vermuthet mit Recht, daß diese Zeilen nur eben ein Concept oder Notat für Wahrheit und Dichtung seien, wofür denn eben Goethe verbraucht habe, was er später für geeignet hielt und vertreten

konnte. Offenbar hat er sich hier vorsichtiger ausgedrückt, wenn auch die Intention dieselbe ist.

Mag diese Publication nicht im Sinne Goethe's und mehr im buchhändlerischen Interesse gelegen haben, wahrscheinlich haben wir ihr aber die nach und nach erfolgende Aufklärung zu danken, denn während in Wahrheit und Dichtung Lenz in keine Verbindung zu Friederike tritt, war nun in überraschender Weise auf einmal eine solche verrathen, und ebenso, wie Göthe's Erwähnung seiner Liebe zur Pfarrerstochter von Sesenheim alsbald Nachforschungen am Ort veranlaßte, geschah es nun auch für Lenz. Daß A. Stöbers Büchlein*), das der Ausgangspunkt aller ferneren Forschung geworden, nur zwei Jahre später erschien, als jene Worte Goethe's durch Eckermann in die Welt kamen, ist sicherlich nicht für zufällig zu halten. Man stellte sogleich auch über Lenz in Sesenheim und Straßburg Erkundigungen an. So wurde Salzmanns Briefwechsel mit Lenz, aufbewahrt auf der Stadtbibliothek zu Straßburg, zugänglich und die dort erhaltenen Nachrichten traten in leichte Verbindung mit dem, was Pfarrer Oberlin schon im Jahre 1839 in der Erwinia über Lenzens Wahnsinn veröffentlicht hatte.

Halten wir nun mit jenen Worten Goethe's die von Stöber mitgetheilten Briefe zusammen, welche Lenz damals über seine Bekanntschaft mit Friederike an Salzmann schrieb, so kann auch nicht der mindeste Zweifel sein, daß diese Dinge sich ganz anders verhielten, als sie Goethe erschienen sind, wohl

*) Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen, nebst Gedichten und Anderem von Lenz und Goethe. Herausg. von August Stöber. Basel 1842.

auch als Friederike sie ihm später schonungsvoll dargestellt. Stöber wagt in großer Vorsicht nur zu sagen: „daß Lenz von Friederikens Liebe überzeugt war, davon geben die Briefe an Salzmann genugsame Beweise*),“ aber er überläßt dem Leser ein weiteres Urtheil, namentlich hinsichtlich des Mädchens. Aus dem Aufsatz von Oberlin aber schließt er sogar, daß Lenz über diese Liebe wahnsinnig geworden, also hier von Verstellung nicht die Rede sei.

Eben dahin würden nun auch mehrere der von Tieck aufgenommenen Gedichte deuten, so lange sich für sie kein anderer Gegenstand nachweisen läßt; sie athmen nämlich die glühendste Leidenschaft, sinnliches Feuer und inbrünstiges Gebet fließen wunderlich in einander; so z. B. die Ode: Ausfluß des Herzens (III, 234). In der That scheint hier immer noch Goethe's Eifersucht mitzusprechen, der, selbst nach seiner Entsagung, seine Geliebte nicht von einem Andern geliebt denken mochte. Daß aber Friederikens Herz sich in der Zwischenzeit ganz von Lenz abgekehrt, ist wohl verständlich, da längst schon die Umstände den Eltern und ihr selbst eine Verbindung unmöglich erscheinen ließen, während sie mit ganz anderen, wenn auch beruhigten Gefühlen Goethe gegenüberstand, dessen hohe Stellung ihn allein schon entschuldigen zu können schien. Daraus folgt aber nicht, daß Friederike nicht im Anfang ihrer Bekanntschaft mit Lenz ganz anders empfunden hätte, im Gegentheil ist die Verlassene doppelt empfänglich für eine neue Leidenschaft, weil eben in der zu hoffenden neuen Verbindung zugleich Ehrenrettung und Vergeltung liegt. Dazu kommt, daß auch dem

*) Und auch dies nur wiederholt Schäfer.

Pfarrer die Heirat mit einem Theologen passender gelten durfte, während der Dichter Lenz der Leidenden einigermaßen den Dichter Goethe ersetzen konnte. So wird man denn bei dem großen Abstand, in dem sich hier Goethe's und Lenzens Worte befinden, nicht nöthig haben den einen oder den anderen der Unwahrheit zu bezichtigen, namentlich aber tragen Lenzens Briefe an Salzmann so sehr den Stempel der Wahrheit und des unmittelbarsten Eindruckes, daß hier nicht blos an Lenzens, sondern auch an Friederikens aufrichtiger Liebe zu glauben ist. Aus den höchst anziehenden Briefen darf ich hier nur das Unerläßliche mittheilen. Aus einem Brief an Salzmann, datiert Fort-Louis, den 3. Juni 1772: — „ich fürchte mich vor Ihrem Anblick. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens sehen — und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen und seufzen, anstatt mich zu rechtfertigen. Was ist der Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. tadelte und mich mit meiner falschen Weisheit innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich jetzt dafür. Nun habe ich Ihnen schon zu viel gesagt, als daß ich Ihnen nicht noch mehr sagen sollte. Doch nein, ich will es auf unsere Zusammenkunft ersparen." Dann im nächsten Absatz: „den Sonntag waren wir in Sesenheim; den Montag frühe ging ich wieder hin und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach Sesenheim zurück; diesen und den folgenden Tag blieb ich dort. Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre, ich war dort ein anderer

Mensch als ich hier bin, alles was ich geredt und gethan, habe ich im Traume gethan." Man beachte das Wir zu Anfange und das gleich darauf folgende Ich. Es erhellt, daß der erste Besuch in Gesellschaft des Herrn v. K. ganz unbefangen und absichtslos war, was sich von dem zweiten nicht sagen läßt. Ebenso glaubt man die Gedanken des Landpriesters zu durchschauen, der eine seiner Töchter an den Mann bringen will, was ihm niemand verdenken wird, auch wenn seine Anstalten dazu etwas naiv sind. Lenz fährt in demselben Briefe fort: „Heute reiset Madame Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken, zu ihrem Bruder, auf 14 Tage und wird vielleicht ein Mädchen da lassen*), das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L — (unzweifelhaft Liebe) geschworen, nicht da zu bleiben. Ich bin unglücklich, bester, bester Freund! Und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkömmt, muß ich mit Herrn v. Kleist nach Straßburg reisen. Also einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht auf immer — und doch haben wir uns geschworen uns nie zu trennen. Verbrennen Sie diesen Brief" u. s. w. Wenn die letzten Worte deutlich sprechen, so trägt zugleich das ganze Schreiben, dessen Aufschwung und Schönheit niemand verkennen wird, den stärksten Beweis der Wahrheit in sich, eine Lüge in dem wesentlichen Punkt, Selbstbetrug oder gar Verstellung ist hier nicht möglich. Dazu noch vom 10. Junius: „Es ging uns beiden wie Cäsar: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Gründe wuchs unsere Vertraulichkeit

*) Die Worte sind von Lenz selbst hervorgehoben.

— und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt."

Um den Umriß des Verhältnisses zu vollenden, möge noch bemerkt werden, daß Lenz in Sesenheim predigte, daß Friederike von ihm den Tom Jones von Fielding lieh und las; sie sagte, man könne wenig lesen, wenn man so gute Gesellschaft habe, endlich daß der Pfarrer den Besuch in Fort-Louis erwiederte. „Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fieldingscher Charakter. Jeder Andere würde in seiner Gesellschaft lange Weile gefunden haben; ich habe aber mich recht sehr daran amüsirt; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. — Er läßt sein Leben für mich und ich für seine Tochter."

Lenz schreibt an Salzmann ohne Datum, zwischen Juni und August 1772, zwar von Auftritten, die jenen, wenn er zugesehen, „zu weinen würden gemacht haben," und noch sei „seine Seele krank davon;" aber doch ist dann Mitte August das Verhältniß wieder gut, Lenz predigt wieder und schreibt: „Sehn Sie, daß der Liebesgott auch Candidaten der Theologie macht" — aber er denkt zwischendurch daran Jurist zu werden.

Einige Aufklärung erhalten wir durch später von Stöber (s. dessen „der Actuar Salzmann u. s. w." Frankf. a. M. 1855) veröffentlichte Briefe, welche hier den Zwischenraum füllen. In dem einen, den der Herausgeber in den Mai 1772 setzt, denn er ist ohne Datum, lesen wir: „Ihre weisen Rathschläge über einen gewissen Artikel meines Herzens fang' ich an mit Ernst in Ausübung zu setzen: allein eine Wunde heilt allemal langsamer, als sie geschlagen wird. Und wenn ich die Leidenschaft

überwände, wird doch der stille Wunsch ewig nicht aus meinem Herzen gereutet werden, mein Glück, wenn ich irgend eines auf dieser kleinen Kugel erwarten kann, mit einer Person zu theilen, die es mir allein reizend und wünschenswerth machen können. Ich habe heut einen dummen Kopf, aber ein gutes und ruhiges Herz: aus der Fülle dieses Herzens will ich Ihnen sagen, daß ich bin — Ihr unaufhörlich ergebenster Freund J. M. R. Lenz." Es erhellt, daß auf des Freundes weise Zusprache der Dichter sich allerdings beruhigt hat und daß er auf bestem Wege ist, die Vernunft über die Leidenschaft herrschen zu lassen, man sieht aber zugleich auch, wie ernstlich sein Gedanke an eine dauernde Verbindung gewesen.

Recht anziehend ist noch die Nachschrift: „Neulich, als ich einige Stunden einsam unter einem Baume gelesen, sah ich unvermuthet eine erschreckliche Schlange ganz geruhig zwei Zoll weit neben mir liegen. Ich flog schneller als ein Blitz davon, und dachte, es muß doch noch nicht Zeit für dich sein. — Diese Anekdote schreibe ich meinen Freunden nur darum, damit sie sich in Acht nehmen, unter einem Baum auszuruhen — denn sonst, denk' ich, interessirt sie niemanden als mich." Eine Romanze wird beigelegt, die er in einer leeren Stunde gemacht: „Piramus und Thisbe" in ziemlich barockem Stil; hier zur Probe eine Strophe:

Der junge Piramus in Babel
Hatt' in der Wand
Sich nach und nach mit einer heißen Gabel
Ein Loch gebrannt —

Die Wahl des Gegenstandes scheint aber nach Sesenheim und das hintere Oberstübchen, das ja auch Goethe bewohnt, zu

deuten. — Stöber giebt eine Abbildung des Hauses von der Hofseite.

Für den ferneren Verlauf des Verhältnisses fehlt uns leider jede bestimmte Nachricht, gewisse Andeutungen können aber sogar irre leiten und haben es gethan. Als man durch unzweifelhafte Documente auf Lenzens Liebe zu Friederike aufmerksam wurde und ihn in seinem Wahnsinn wieder in jenen Gegenden fand, lag es nahe, hier einen Zusammenhang anzunehmen und also diese Liebe durch Lenzens Leben oder wenigstens von dem Jahre 1772 bis 1778 fortzusetzen, demgemäß auch alle Liebeslieder des Dichters auf dieselbe zu beziehen. So sah es Stöber in seinem Büchlein an und von da ging die Auffassung über in manche Bücher. Allein wir wissen jetzt, daß die Mehrzahl dieser Gedichte nicht Friederike, sondern einer anderen Liebe gilt, wie sich das in weiterer Betrachtung hinreichend zeigen wird. Da nun könnte man in einem Gedicht, dem der Verfasser mit besonderer Absicht das Datum scheint hinzugefügt zu haben, den Wendepunkt erkennen wollen, ich meine das Gedicht mit der Ueberschrift: den 28. October 1775: „Die Todeswunde tief in meiner Brust" (in Tiecks Ausgabe III, S. 244), denn es spricht sich darin Entsagung aus, allein es soll nicht schwer werden zu überzeugen, daß auch schon dies Gedicht nicht mehr auf Friederike zu beziehen ist, daß also schon früher sich das Verhältniß zu ihr vollständig und rein gelöst hatte, wie das bereits nach dem Mitgetheilten an sich wahrscheinlich ist und wofür auch noch andere Beweise sprechen.

Ueberblicken wir das Ganze, so ist ebenso erklärlich, daß Lenz und Friederike sich schnell einander näherten und daß die Eltern die Verbindung begünstigten, wie andererseits, daß sie,

als Lenzens unstete Natur ihnen klar wurde, derselben mit Ernst entgegentraten, und sie vollständig abschnitten, schon bei der ersten Anwesenheit Lenzens in Sesenheim im Jahre 1772. Bei Lenz wirkten nun gleichzeitig Salzmanns Ermahnungen abkühlend und beruhigend, er war wieder in Straßburg und kam in andere Verhältnisse. Daß sich nunmehr Friederike zurückgezogen und ablehnend benahm, liegt in der Natur der Dinge; es scheint aber jetzt auch wieder ihre alte Neigung für Goethe hervorgetreten zu sein, und Lenz selbst hatte vielleicht bei einem späteren Besuch im Jahre 1775 oder früher Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Er hatte mittlerweile ein ganz anderes Ideal kennen gelernt und konnte jene wieder nachklingende Neigung für Goethe nicht nur ohne Eifersucht ansehen, sondern sie gereichte ihm selbst noch zu besonderer Beruhigung. Und hier wird uns nun ein sonst so räthselhaftes Gedicht verständlich. Das Gedicht in der Iris: „Aus der Wolke" gehört Lenz, und es ist in der That von großem Interesse, daß er selbst den Gefühlen Friederikens einen Ausdruck gab. Das merkwürdige Gedicht (Iris 1775, S. 72) lautet:

Freundin aus der Wolke.

Wo du Reuter
Meinst du hin?
Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.
Sei zufrieden,
Goethe mein!

Wisse jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein' mich
Nicht mehr fort.

Das Gedicht hat in der Iris die Unterschrift P. und das ist eine der Chiffren, deren Goethe sich hier hauptsächlich zu bedienen pflegt, z. B. in dem Liede mit einem goldnen Halskettchen, das sich ganz in der Nähe befindet. Nun ist aber am Schluß des Bandes eine besondere „Nachricht", in welcher der Herausgeber sich entschuldigt, daß in seiner Abwesenheit Verwechselung der großen Buchstaben als Namenszeichen unter den Stücken durch Schuld des Setzers und Correctors stattgefunden habe, und namentlich wird berichtigt, daß anstatt jenes P. unter dem Gedicht „Die Freundin aus der Wolke" ein L. zu lesen sei. Es war aber gerade in jener Zeit, sowie auch später, unser Lenz ein Mitarbeiter der Jacobischen Iris; wer auch sonst hätte im Jahre 1775 ein auf die Sesenheimer Verhältnisse so scharf passendes Gedicht machen sollen? Und dies erhält nun dadurch noch eine ganz besondere Bestätigung, daß in demselben Bande der Iris, S. 147 sich folgendes Gedicht findet:

Denkmahl der Freundschaft.

Auf eine Gegend bei St—g.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm' er ohngefehr
Hier, wo wir saßen, wieder her,
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

L. an G.

Hier ist die Unterschrift L. an G. ebenso sicher: Lenz an Goethe, als unter St—g Straßburg gemeint ist. Allein damit ist noch keineswegs alles aufgeklärt, und daß hier Schwierigkeiten liegen, beweist unter andern der Umstand, daß man sich veranlaßt gesehen, das Gedicht Lenz abzusprechen und Goethe zuzueignen*). Wenn wir nun dies nicht zugeben können, so müssen beide Gedichte, wie es auch der den Traditionen näher stehende Stöber meint, Lenz verbleiben. Es sind Zurufe Lenzens an Goethe, aber, wie der Inhalt durch sich selbst ergiebt, im Namen Friederikens. Man darf annehmen, daß es Friederikens Gedanken und Gefühle, ja vielleicht zum Theil auch ihre Worte sind, und daß Lenz ihnen nur die Form gab. Dies stimmt sehr wohl zu allem, was wir sonst von dem Stand der Dinge im Jahr 1775 wissen und es stimmt auch mit Goethe's eigener Erzählung, daß Friederike sich von Lenz zurückgezogen und ihm selbst sich mit mehr Ruhe zugewendet habe. Für beide, Lenz und Friederike, sind nun aber diese Verse recht sehr bedeutsam, während sich gar nicht annehmen läßt, daß Goethe in solcher Weise sich selbst mit Namen ein-

*) Dies thut Theodor Bergk (Acht Lieder von Goethe). Er erklärt Jacobi's obige Anmerkung für erkünstelt und schließt nun mit philologischem Scharfsinn, es sei dies mit Bewußtsein und Absicht geschehen, um die Sache ins Unklare zu ziehen. Goethe habe hier selbst Friederike reden lassen, das Gedicht auf Discretion und nicht zum Druck den Freunden mitgetheilt, Heinse es in Jacobi's Abwesenheit mit Goethe's Chiffre drucken lassen. Als diesem aber die Sache unangenehm geworden, habe man das Zeichen für Druckfehler erklärt und durch L. auf Lenz hingedeutet. Allein auch mit Jacobi's eigener Chiffre J. G. J. war ein ähnliches Versehen vorgefallen und jenes Stück mit L. an G. ist in demselben Bande, letzteres aber wird nicht rectificirt, also ist jedenfalls hier Lenz im Spiel.

führen sollte. Ich kann aber, wenn Lenz spricht und im Namen Friederikens spricht, darin nur einerseits ein zartsinniges Andenken an den Freund, andererseits nur die über sich selbst gewonnene Kraft erkennen. Aber das Mißgeschick, das Lenz überall verfolgte, scheint ihn auch hier aufgesucht zu haben. Unglücklicherweise trafen, was Jacobi und sein Vertreter Heinse schwerlich wissen konnten, jene Verse von Lenz in demselben Bande der Iris mit Gedichten Goethe's zusammen, die einer neuen Liebe galten, eben seiner Lili, denn an diese ist das Lied mit dem Halskettchen und „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" gerichtet. So kam denn die Erinnerung an Friederike und deren noch fortdauernde Neigung hier der neuen Bewerbung empfindlich in die Quer, und nicht unwahrscheinlich hat auch dieser Zufall mitgewirkt, daß Goethe den treuherzigen Freund mit Unrecht der Intrigue und des Uebelwollens beschuldigte, und gerade wo er Wohlwollen im Sinne trug.

Wie wenig Lenz einen solchen Vorwurf verdiente, beweist ein anderes Gedicht, mit dessen Mittheilung das Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, Frankfurt am Main 1840, sich ein Verdienst zu erwerben glaubte; es entging, daß es längst gedruckt war in Schillers Musenalmanach von 1798, freilich von Tieck unbemerkt. Unter dem Titel „Die Liebe auf dem Lande" finden wir hier eine eigenthümliche Composition, welche Motive des zu Sesenheim Erlebten mit Gebilden der Phantasie verflicht, die Tendenz aber ist, ähnlich wie in dem angeführten Gedicht, Goethe gelegentlich an Friederikens noch fortdauernde Neigung zu mahnen. Gerade diese Stellen, am Anfang und Ende des Gedichts, gehören zu dem Werthvolleren.

Ein wohlgenährter Candidat,
Der nie noch einen Fehltritt that,
Und der verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt' einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehülf zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich:
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maaß zurück,
All' itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach —

Sehr reizend ist auch die Schilderung, wie das liebekranke Mädchen sich geheim in ihrer Kammer immer noch für den Geliebten in den Kostbarkeiten ihres ländlichen Costums schmückt, dagegen das unscheinbarste Kleid wählt, sobald ein Fremder einspricht. Jenem Candidaten leuchtet dennoch ihre Schönheit ein, er wirbt um sie bei den Eltern und erhält ihre Hand — wir setzen hinzu, wie auch Lenz sie erhalten haben würde, wenn er nichts mehr gewesen, als dieser wohlgenährte Candidat. Die Ehe ist dennoch eine unglückliche, obwohl die Gattin sich alle Mühe giebt.

Ach, Männer, Männer, seid nicht stolz,
Als wärt ihr nur das grüne Holz:
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist gränzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun,
An seinem Reden, seinem Thun,

An seiner plumpen Narrheit gar,
Noch was das liebenswürdig war:
Sie dreht' und rieb so lang dran ab,
Bis sie ihm doch ein Ansehn gab,
Und wenn's ihr unerträglich kam,
Nahm sie's als Zucht für ihren Gram.
Ihr einzig Gut auf dieser Welt
Der Engel noch für Sünde hält:
Dem Mann gelind, sich selber scharf,
Die — Gott! — nicht einmal weinen darf!
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
Als sein geraubtes Gut ihm dar,
Und wenn er schilt und brummt und knirrt,
Ihr leichter um das Herze wird,
Doch wenn er freundlich herzt und küßt,
Für Unruh sie des Todes ist.
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm:
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren Jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Das Gedicht ist die beste Antwort auf Goethe's Beschuldigung, denn während der Dichter sich ganz unbetheiligt zeigt und sich nur in die Seele des leidenden und unwandelbar liebenden Mädchens versetzt, spricht er Goethe von dem Vorwurf nicht frei, dessen „Worte" noch immer in dem tiefen Herzen nachklingen und es seinerseits gebunden halten. Große

Zartheit der Empfindung tritt auch hier entgegen; die Aehnlichkeit aber mit jenen beiden anderen Gedichten wird sich nicht verkennen lassen, so daß durch dieses eben die richtige Deutung jener bestätigt wird. Wenn „Die Liebe auf dem Lande" auch ein freundlicher Gruß an Goethe war, so konnte letzterem unter den veränderten Umständen auch dieser unwillkommen sein. Eine böse Absicht von Seiten Lenzens wird man auch hier völlig fern halten müssen, nicht bloß in Betracht seines Herzens, sondern auch der Umstände. Wenn Friederike für ihn einmal verloren sein mußte, so war Goethe der einzige, dem er sie gönnte, er konnte mit ihr sehr wohl darin sympathisiren, daß er jenem Untreue vorwarf. Daß auf dieser Seite ein tiefgehender Unterschied des innersten Charakters zwischen Lenz und Goethe liegt, wird das Folgende ins Licht stellen.

III.

Landau. Straßburg. 1772—1776.

Von Fort-Louis begab sich Lenz nach Landau, woselbst wir ihn am 7. September 1772 finden; er blieb hier mindestens bis zum October, wie das die Briefe an Salzmann ausweisen. Einem Brief aus Landau entnehmen wir: „Meine Lectüre schränkt sich jetzt auf drei Bücher ein: eine große Nürnberger Bibel mit der Auslegung, die ich überschlage, ein dicker Plautus, mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen, und mein getreuester Homer. Ich habe schon wieder ein Stück aus dem Plautus übersetzt und werd' es ehestens nach Straßburg schicken. Es ist nach meinem Urtheil das Beste, das er gemacht hat (doch ich kenne noch nicht alle). Noch an eins möcht' ich mich machen: es ist eine Art von Dank, den ich dem Alten sage für das herzliche Vergnügen, das er mir macht. Ist es nicht reizend, nach so vielen Jahrhunderten noch ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu sein?"

In einem anderen Brief aus Landau: „Ich habe schon viel Papier hier verbrannt — ein guter Genius hat über dies Trauerspiel (der Hofmeister) gewacht, sonst — und vielleicht hätten Sie nichts dabei verloren. So viel muß ich Ihnen

sagen, daß ich es bei diesem ersten Versuch nicht werde bewenden lassen, denn ich fühle mich dazu."

Die Natur um Landau erheiterte seinen Geist, begünstigte die Production: „Hätt' ich doch eines göttlichen Malers Pinsel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von diesem vortrefflichen Amphitheater der Natur hinmalen, so lebhaft hat sich's in meiner Phantasie abgedrückt. Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfern zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jacob am Fuß seiner Himmelsleiter." Es muß bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß Lenz, ebenso wie Goethe und Merck, zeichnete und eine besondere Liebe für Landschaftsmalerei hatte. Für das Malerische und Plastische seiner Poesie dürfte das von Wichtigkeit sein.

In dieser Zeit ging auch der Dichter gewissenhaft mit sich zu Rath wegen seines theologischen Berufes. Es war nicht bloß die Liebe zur Poesie, welche ihn von demselben entfernte, sondern zugleich gewisse dogmatische Scrupel, welche er in Briefen an seinen streng kirchlich gesinnten Freund mit eben so viel Aufrichtigkeit und Ernst entwickelt, Scrupel, die übrigens weit entfernt sind von solchen Zweifeln, als sie zur gleichen Zeit anderswo hervortreten, denn Lenz bleibt durchaus innerhalb des Theologischen und Religiösen, so daß er am Schluß sagen konnte: „Ich habe es für nöthig gehalten, Ihnen den Zustand meiner Seele zu schildern, damit wir uns ganz kennen lernen. Ich bin also jetzt ein guter evangelischer Christ, obgleich ich kein orthodoxer bin. Kann ich in meiner Ueberzeugung weiter kommen, so will ich dem Gott dafür danken, der es weiß, daß dieses das Lieblingsstudium meiner Seele ist und es ewig bleiben wird. Doch hoffe ich niemals Prediger zu werden.

Die Ursachen — da müßt' ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Dies ist aber kein dunkles sinnliches — sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Ueberzeugung gilt."

Der Dichter begab sich dann wieder nach Straßburg, um hier einen länger dauernden Aufenthalt zu nehmen. Von größeren Werken, die in dieser Zeit entstanden, fehlt zwar die bestimmte Nachricht, doch hilft uns hier die Jahreszahl der erschienenen Druckschriften selbst. Der Hofmeister, der ihn längere Zeit beschäftigt haben muß, war bereits vollendet; in einem Brief an Salzmann aus Fort-Louis gedenkt Lenz eines nunmehr vollendeten Trauerspiels, wie er es mit seinem wahren Namen nennen wolle, dies nun kann nicht füglich ein anderes Stück sein als das genannte, denn es ist im Wesentlichen tragisch, während es doch sich auf dem Titel als Komödie ankündigt. Ebenda spricht Lenz auch, was für seinen Charakter bezeichnend sein mag, von einem Manuscript, das bereits ein Buchhändler in Verlag übernommen und das er auf sein dringendes Verlangen zurückerhalten. Da er das Werk für unreif hielt, war er über die Rückgabe so erfreut, daß er, trotz des Verlustes, sagt, es sei das so gut, als ob man ihm tausend Thaler geschenkt. Welch ein Manuscript dies gewesen, läßt sich leider nicht angeben. Mittlerweile wird der Hofmeister gedruckt, ohne Namen des Verfassers; zufolge einer gewissen Aehnlichkeit mit Goethe's Götz schrieb man diesem das Stück zu. Wieland beurtheilte es sogleich im deutschen Mercur mit vieler Auszeichnung, wenn auch mit einiger Einschränkung, Andere griffen es an auf Seiten der Unregelmäßigkeit und der Sitten; jedenfalls machte es Eindruck.

So folgte denn in demselben Verlage unmittelbar darauf (Leipzig 1774) ein zweites Stück: „der neue Menoza" und dies eben wird denn die Arbeit sein, welche den Dichter unmittelbar nach dem Hofmeister im Jahr 1773 zu Straßburg beschäftigt hat. Er machte mit dem Werk weniger Glück als mit dem ersten, der Eindruck der Neuheit fehlte und man krittelte mehr am Einzelnen, während die eigentliche Intention des Dichters unaufgefaßt blieb. Mit einigem Unmut sah er sich zu einer Selbstrecension oder vielmehr Antikritik veranlaßt, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche damals Schlosser redigirte. In demselben Jahr erschien auch eine ältere Arbeit, die Uebersetzung eines Shakespearischen Stücks, deren Goethe schon unter dem Jahr 1770 gedenkt; sie kam zu Leipzig 1774 heraus, vorangestellt waren ihr „Anmerkungen über das Theater", von denen der Verfasser angiebt, daß sie zwei Jahre vor dem Götz geschrieben seien. Wieland recensirte beides anfänglich als ein Werk von Goethe. Gleichfalls eine frühere Arbeit waren Bearbeitungen plautinischer Stücke; ihrer geschieht schon 1772 in den Briefen an Salzmann Erwähnung. In Straßburg hatte die Censur den Druck verweigert (so berichtet Petersen in einem Brief an Marx); Goethe vermittelte ihr Erscheinen in der Leipziger Sammlung: Festspiele nach dem Plautus für's deutsche Theater, 1774. In die nächste Zeit ist ein kleineres Werk zu setzen, das im Jahr 1775 erschien: Menalk und Mopsus, eine Ekloge. Es ist eine Satire auf Wieland, voll der stärksten und treffendsten Angriffe, von besonderem Interesse als Parallelstück zu Goethe's Farce, und derselben kaum nachstehend. Das Gedicht ist mit X. Y. Z. unterzeichnet, doch hatte der Dichter sich im Vorwort als Liefländer dem Angegriffenen

hinlänglich zu erkennen gegeben. Ich lege auf diesen Umstand Gewicht, weil er mit dazu dient, den Argwohn Goethe's niederzuschlagen, Lenz habe sich in dem Lobe seiner Farce „Götter, Helden und Wieland" verstellt und dieselbe nur drucken lassen, um ihm zu schaden. Jener Druck, allerdings durch Lenz veranlaßt, geschah aber ohne Namen und Namensandeutung, und hier stellte Lenz sich selbst demselben Feinde ungleich mehr bloß, freilich hatte sich gezeigt, wie wenig seine Rache zu fürchten war. Allein Lenz war seiner Natur nach Gegner und Antipode Wielands, nicht nur weil er von Klopstock ausgegangen, sondern hauptsächlich auch, weil er sich unmittelbar an die Natur wendete, weil er das Leben aus erster Hand geschöpft wissen wollte. Als er nun später noch von Shakespeare Derbheit lernte, da wurde jene verschleierte Lüsternheit ihm vollends zuwider und verhaßt, in ihr erkannte er den Verderb der deutschen Litteratur: daher und in solchem Sinne seine wiederholten Angriffe und seine geschworene Feindschaft gegen Wieland — den Dichter.

Lenz erkannte indeß seinen Hauptberuf für das Theater und blieb demselben treu. In den nächsten Jahren entstanden zwei Stücke, in denen der Fortschritt sich nicht verkennen läßt, aber beide von einander sehr verschieden. Das Bestreben nach der Natur zu zeichnen, das in allem Bisherigen so stark hervortritt, erreicht seinen Höhenpunkt in den „Soldaten"; der Verkehr in militärischen Kreisen hatte hier, wie dies schon Goethe bemerkt, den Verfasser reiche Studien machen lassen, und er stellte seine Gestalten mit Kraft und Frische hin, wenn man auch der Zeichnung mitunter mehr Schönheit und Harmonie wünscht. Allein das war nicht an der Zeit; nach so langer Verkünstelung

und Verflachung verlangte die ungeschminkte Natur ihr volles Recht, selbst mit einer zudringlichen und verletzenden Wahrheit, die immer noch sehr verschieden ist von Caricatur, — für letztere suchten sie freilich die Anhänger des Alten auszugeben. In mancher Rücksicht sehr verschieden ist das zweite Stück; es nennt sich: „Die Freunde machen den Philosophen"; wir wollen es der Kürze wegen lieber nach seinem Hauptcharakter Seraphine nennen. Hier hat der Dichter eigenes Erlebniß hereingezogen, hier hat er Anspielungen, Absichten, wie man das früher nicht aufzufassen vermochte, jetzt aber, wo sich eine Quelle geöffnet hat, deutlich ersieht. Wir werden das Stück noch in solcher Weise näher beleuchten.

Die schon erwähnte litterarische Gesellschaft zu Straßburg wurde von Salzmann am 2. November 1775 erneuert. Lenz nahm nicht nur an ihr Antheil, sondern war offenbar ihr thätigstes Element; als Secretär der Gesellschaft hielt er bei ihrer Eröffnung die Anrede an die Versammlung, der folgte seine Vorlesung „über die Vortheile einer Verbindung dieser Art zu einer hoffentlich zu erwartenden deutschen Sprache". Er hob darin das Anrecht jeder Provinz zur Mitwirkung zu diesem Ziel heraus und wollte namentlich dem einseitigen Vorrecht, welches das norddeutsche Idiom im Neuhochdeutschen erlangt hatte, entgegentreten. Der Anspruch ist nicht nur sehr begründet, sondern liegt ebenso sehr im Interesse des Ganzen wie des Einzelnen, dann aber ist die Sache für jene Zeit von besonderer Wichtigkeit, sofern sie den Muth der Süddeutschen, sich nach ihrer Art in der Litteratur zu zeigen, beleben mußte und dadurch ihren frischen Stammcharakter erst in die Litteratur als verjüngendes Element einführte. Es hat

dies unmittelbaren Zusammenhang mit der Bestrebung in Goethe's Götz, und der Werth dieser Erörterung wuchs dadurch, daß sie von einem Norddeutschen gemacht wurde. Lenz hielt noch eine Reihe von Vorträgen in dieser Gesellschaft, deren Titel uns Stöber nach den Protokollen gegeben hat, mehrere davon sind uns erhalten. Außer der schon genannten Anrede: eine Betrachtung über die Vorzüge der deutschen vor der französischen Sprache; über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden; Nachahmung von des Plautus Capteivei; die beiden Alten, ein Familiengemälde, nach einer Zeitungsanekdote; Ballade aus Dodley's Sammlung altenglischer Gedichte; Neujahrsgedicht; Etwas über die Veränderung des Theaters beim Shakespeare; Etwas über den Charakter des Sokrates, aus dem Xenophon; Briefe über die Moralität des jungen Werthers; Coriolan von Shakespeare.

Rechnen wir diese kleineren Abhandlungen zu den größeren Werken, welche derselben Zeit gehören, so erhalten wir einen Begriff von der ungemeinen Thätigkeit des Dichters, von dem Umfang seines litterarischen Interesses, so wie sich auch darin eine bestimmte Richtung ausspricht, die deutsche Poesie von ihren letzten Fesseln zu befreien. Unter dem, was uns verloren gegangen, bedauern wir für jetzt besonders den Untergang der Briefe über Werther, da sich in ihnen sicherlich am deutlichsten das Verhältniß von Lenz und Goethe bekunden müßte. Sie waren im Wesentlichen rechtfertigender Art, also ein Gegengewicht gegen die mancherlei Angriffe. Lenz sandte sie an Goethe, dieser theilte sie Friedrich Jacobi*) mit, und letzterer schreibt

*) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig 1846. S. 48.

aus Düsseldorf vom 25. Mai 1775*): „Lenzens herzige Briefe über Werthers Moralität haben mir manche schöne Stunde gemacht. Ich habe sie zu verschiedenen Malen ganz durchgelesen, und mehrentheils mit Entzücken, und doch kann ich nicht für gut halten, daß sie gedruckt werden. Ich bitte Dich, Bruder, nimm die Briefe noch einmal zur Hand, und bilde Dir ein, Du läsest sie einem sicheren ausgesuchten Publico laut vor; Deiner selbst und der Deinigen mußt Du mittlerweile vergessen, um nur mit Deinen Zuhörern zu sympathisieren, wenn Du dann nicht öfters stockst, bald in diese bald in jene Verlegenheit geräthst, und zwanzigmal diese Vorlesung anzustellen zum Teufel wünschest, so will ich Unrecht haben. — Denn sieh! was Lenzens Briefe uns so lieb macht, daß wir auch das Stammeln und die blasse Farbe der Schönen reizend finden, das fühlen, das fassen nur die, welche jene Briefe eigentlich nicht bedürfen" u. s. w. Man sieht, daß Goethe den Abdruck wünschte, Jacobi ihn widerrieth, weshalb denn auch Lenz das Werk unterdrückte. Jedenfalls war es gut gemeint und Lenz bewahrte noch denselben Sinn, in dem er früher den Aufsatz über seine Ehe mit Goethe schrieb, wie das letzterer erzählt. Wir haben hier aber wieder den schlagenden Beweis in Händen, wie ungerecht die Beschuldigung war, Lenz habe Goethe schaden wollen.

Die erwähnte Gesellschaft zählte außer ihrem Präsidenten, dem Actuarius Salzmann, noch zu Mitgliedern den Professor

*) Aus diesem Datum folgt, daß die Wertherbriefe schon vor Erneuerung der Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache verfaßt sein müssen, während man sie nach Stöber sogar für eine der letzten Arbeiten Lenzens für dieselbe halten müßte. Wahrscheinlich hatte Lenz erst gegen Ende des Jahres das Manuscript zurückerhalten.

des Gymnasiums Leypold, die Professoren der theologischen Facultät Lorenz, Blessig und Isaac Haffner, den Philologen Otto, den Geschichtschreiber Johannes von Türkheim, den später berühmten Naturforscher Graf Ramond, dann den Musiker Schönfeld, der gelegentlich launige Knittelverse machte, von Dichtern aber nur noch Leopold Wagner, den bekannten Verfasser der Kindesmörderin, ein etwas verwildertes Kraftgenie — also keine ganz angemessene und ebenbürtige Gesellschaft für unsern mächtig aufstrebenden Dichter.

Die Lücke, welche die Briefe an Salzmann lassen, wird einigermaßen ausgefüllt durch die neuerdings veröffentlichten Briefe Lenzens an Lavater (J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff. Baden 1857); dazu kommen noch ebenda Briefe an J. Sarasin und dessen Gattin. Erstere erstrecken sich von 1774 bis zum Januar 78, also über den Aufenthalt in Weimar hinaus und bis hart an den Ausbruch des Wahnsinns, letztere vom 11. Mai 1777 bis zum September 1777; leider entbehrt die Mehrzahl der Briefe der Angabe von Ort und Zeit. Ein Brief vom 18. Junius 1774 ist aus Straßburg datirt, man muß annehmen, daß alle übrigen an Lavater bis Nr. 12 ebendaher sind, während der dreizehnte schon aus Weimar geschrieben ist.

So entscheidungsvoll indessen diese Briefe in anderer Beziehung sind, für Lenzens Leben in Straßburg läßt sich nicht eben viel aus ihnen entnehmen. Von besonderem Interesse ist die Nachricht von einem satirischen Drama, das damals erwuchs und auf welches der Verfasser die größten Hoffnungen setzte. Er schreibt am 15. September 1775 an Lavater und legt, wie

aus den Worten selbst hervorgeht, das fertige Werk bei: „Hier etwas, das unserer ganzen Litteratur wohl anderen Schwung geben möchte und somit ihrem Einfluß auf die Gemüther. Thut darnach, was ihr wollt. Nur setzt mir ein Denkmal von Rosen und ein weißes Steinchen darauf: da liegt, dessen Laune bei all seinem Schicksal die Riesen von dem Schauplatz lachte, daß die Edeln darauf wurzeln und grünen, hoch über das Gesträuch hinaus. Nesseln vorweg zu hauen ist von Jugend auf mein größtes Vergnügen gewesen. Kann ich das, sterb' ich selig."

Im nächsten Brief erfahren wir den Namen des Stückes: „Die Wolken", also nach aristophanischer Art, und daß es ein größeres Drama war, geht aus der Anweisung für den Corrector hervor, er möge, wo ihm die Handschrift undeutlich sei, dies anzeigen nach Act und Scene. An Lavater, der einen Verleger suchen sollte, aber vom Druck abgerathen haben muß, wird die Bitte wiederholt, drucken zu lassen, so schnell als möglich, der Autor will sogar auf das anfangs gestellte billige Honorar verzichten. Diese Honorarforderung betrug zehn Ducaten, woraus, nach damaligem Maßstabe, sich auch auf den Umfang schließen läßt. Und was war der Inhalt? Im folgenden wird das Stück „Wielandias" genannt. Dann, so scheint es, machte Lavater den Vorschlag, das Manuscript Wieland zu übersenden, Kohlen auf sein Haupt zu sammeln, ihn damit privatim zu bekehren. Darauf antwortet nun Lenz mit Heftigkeit: „Ihr wollt die Wolken Wieland zuschicken? Liebe Freunde, wo ist euer Verstand, wo ist eure Freundschaft für mich? Was hab' ich mit Wieland zu schaffen? Kennt ihr die süßlächelnde Schlange mit all ihren Krümmungen noch

nicht? Und Wieland, der euch allen im Herzen Hohn ſpricht, die Achſeln über euch zuckt und lächelt — mit dem wollt ihr Vertraulichkeiten machen, ſobald es wider ihn geht? Liebe, liebe Freunde — überlaßt mich wenigſtens mir allein. Unſere Feindſchaft iſt ſo ewig als die Feindſchaft des Waſſers und Feuers, des Todes und des Lebens, des Himmels und der Hölle. Und ihn zu bekehren wäre Läſterung. Ihn durch dies Stück bekehren wollen! Freunde, ich fahre aus der Haut. Alle ſeine Abſichten befördern, ſagt, und mich zerhauen, im Mörſer zuſammenſtoßen. Schreib' ich denn das Stück für mich? Oder hab' ich hier mit Wieland dem Menſchen, nicht mit Wieland dem Schriftſteller zu thun? Thu' ich mir nicht den größten Schaden damit? Und jetzt Wieland in die Hände geben, damit er frohlocken kann über mich. Und das meine eigenen Freunde." — Dann fordert er das Manuſcript zurück und fügt hinzu, er ſchreibe dies mit kälteſtem Blut. In einer Nachſchrift: „Wieland der Menſch wird einſt mein Freund werden, aber Wieland der Schriftſteller, das heißt der Philoſoph, der Sokrates — nie." Ferner: „Schickſt Du es aber ihm, ſo iſt es ſein und euer aller Verderben. Mit einer Welt Ducaten kannſt Du das Stück mir nicht abkaufen." Er gebietet darauf Lavater und Paſſavant, der die Correctur übernehmen ſollte, ewiges Stillſchweigen: „aber ich kann, will und werde die Wolken drucken laſſen; wann iſt mir ſelbſt noch unbekannt."

Das Werk, das dem Dichter ſo ernſt am Herzen lag, gilt für verloren; wir werden uns darüber noch des Näheren ausſprechen. Die Briefe ſelbſt, die ihrem Verfaſſer ſo ſehr zur Ehre gereichen und ein gerades, einfaches, für wahre

Freundschaft empfängliches Gemüth zeigen, werden nun wohl vollends Goethe's Insinuation abweisen, daß mit der Publication seiner Farce gegen Wieland Lenz ihm habe schaden wollen.

Lavater fand keinen Verleger für das Stück oder wollte keinen finden. Er war durchaus gegen diesen Angriff auf Wieland, der in Zürich viel galt, umsomehr da dessen Frau aus dieser Stadt gebürtig und mit Zürcher Familien verwandt und verschwägert war; auch mochte Lavater die Publication selbst für Lenz schädlich finden. Dieser in seinem heiligen Eifer versuchte unterdeß ein anderes; er sandte das Stück an Herder mit dem Wunsch, es in die Oeffentlichkeit zu befördern; auch Herder scheint abgerathen zu haben, worauf denn Lenz unmuthig Ende 1775 schreibt: „Es will und darf kein Mensch meine Wolken drucken lassen. Sobald ich aber zu Gelde komme, lasse ich's auf meine Kosten drucken in Kehl, wo ich Götter, Helden und Wieland drucken ließ. Dann sollst Du's haben. Bis dahin — ich beschwöre Dich — schweig davon." Lenz, dem immer noch die Sache am Herzen lag und der Geld brauchte, sandte nun, so scheint aus dem Briefwechsel zwischen Zimmermann und Herder sich zu ergeben (Herders Nachlaß II, 363 u. f.), das Manuscript an Boie und wirklich machte sich durch Zimmermanns Einwirkung das Geschäft mit der Helwingschen Buchhandlung zu Lemgo. Da plötzlich zog der Verfasser selbst zurück, und wollte jenes Stück, das um keinen Preis gedruckt werden dürfe, durch ein anderes, die Seraphine, austauschen. Auch Goethe hatte ihn nun ermahnt, Wieland ungeschoren zu lassen, aber der entscheidende Grund war noch ein anderer: er selbst hatte über Nacht den Entschluß

gefaßt nach Weimar zu gehen, und da freilich hätte eine neue Satire auf Wieland ihm alles verderben müssen. Er faßte übrigens diesen Entschluß mit großer Leidenschaftlichkeit, wie sich das in den Briefen auf das deutlichste ausspricht; die wahre Ursache davon wird sich uns entdecken. Am 15. März 1776, im Begriff abzureisen, schreibt er an Zimmermann: „Ich brauche Geld nöthiger als das Leben und das zu einem entscheidenden Augenblick, der hernach nicht wiederkömmt." Und: „Ich bin auf der Hälfte des Weges, der meine Laufbahn endet, und komme zu kurz. Helfen Sie Ihrem auf's äußerste gebrachten — Lenz."

Die Lage des Dichters war im Jahr 1775 eine besonders unruhige geworden. Schicksal und Bedrängniß auf der einen Seite, auf der anderen Plane und Leidenschaften stürmten auf ihn ein. In den Briefen an Lavater klagt er über die „Einsamkeit" seiner Lage und mancherlei Trauriges blickt hindurch. In einem Brief an Herder vom 28. August 1775 lesen wir die Worte: „Ach, so lange ausgeschlossen, unstet, einsam und unruhvoll! Den ausgestreckten Armen grauer Eltern, all meinen lieben Geschwistern entrissen, meinen edelsten Freunden ein Räthsel, mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie ungerecht richtet, und selbst wo er züchtigt, einen Heraufblick zu ihm erlaubt. Das hatte ich um Sokrates verdient. Bedaure mich, Herder, und liebe mich." Das letztere bezieht sich auf den Angriff auf Wieland, der dem Verfasser bereits leid geworden.

Da wurde dem Dichter als Rettung die Aussicht zu einer Reise nach Italien. Er sollte den Sohn reicher jüdischer Eltern begleiten — „des Berliner Münzjuden Ephraim", der den

Namen Flies angenommen. In einem Brief an Herder wird er geschildert als „ein guter wachsweicher Mensch". Allein dieser ward durch Verhältnisse in Straßburg gefesselt und die Reise verschob sich einstweilen auf ein Jahr. Die Zwischenzeit nun wollte Lenz in anderer Weise benutzen, zu einer Reise — nach Weimar. Das hing zum Theil zusammen mit einer anderen abenteuerlichen Hoffnung.

Wir haben aus dieser Zeit kurz vor seiner Abreise Briefe Lenzens an Herder, der damals in Bückeburg war. Aus einem Brief vom Februar 1776 aus Straßburg ist die Stelle hieher zu ziehen: „Ich habe eine Schrift über die Soldatenehe unter Händen, die ich einem Fürsten vorlesen möchte und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich — wahrscheinlichst wohl sterben werde. Gott, laß mich mit Freudigkeit! — Dein Wille!" Hierdurch erhält der Anfang des Briefes an Zimmermann vom 15. März seine Erklärung: „Eine Reise, deren Folgen für mein Vaterland wichtiger als für mich sein werden, zwingt mich —" u. s. w. Der Gedanke, welcher Lenz auf das lebhafteste beschäftigte, hat Zusammenhang mit seinem letzten Stück „Die Soldaten". Die Sittenlosigkeit und das moralische Verderbniß, von dem er hier ein ergreifendes Bild entwarf, schien ihm ihren Grund in der Ehelosigkeit zu haben und, wie denn schon in dem Stück selbst die moralische Tendenz hervortritt, so wollte er noch durch besondere Vorschläge dem fressenden Uebel, das alle Stände und die gesammte Gesellschaft bedrohte, zu Hülfe kommen in einer ernsten Schrift. Der Herzog von Weimar, als besonders zugänglich bekannt, schien aber umsomehr die richtige Adresse zu sein, da er eben so eifriger Soldat als Mann der Wissenschaft war.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir Lenz ausdrücklich vertheidigen gegen den Argwohn, daß er vielleicht Herders Bekanntschaft nur gesucht habe, um sich den Weg nach Weimar zu bahnen. Er näherte sich Herder zu einer Zeit, wo an dessen Berufung nach Weimar nicht gedacht wurde und Lenz sie am wenigsten ahnen konnte. In einem enthusiastischen Briefe, wie das damals nicht ungewöhnlich war, wollte er nur eben dem gefeierten Manne sagen, daß auch er von dessen Schrift „Ursprung des Menschengeschlechtes" entzückt sei; Herders Berufung nach Weimar war für Lenz eine Ueberraschung. Später sandte er ihm die Soldaten und die Wolken zu, für erstere besorgte ihm Herder einen Verleger (Reich in Leipzig); das Honorar dafür gab ihm die Mittel zur Reise nach Weimar.

Bald nach der Mitte des März verließ der Dichter Straßburg und seinen treuen Freund und Seelsorger, den bedächtigen Salzmann. Straßburg war nicht mehr, wie zu Goethe's Zeit, ein Mittelpunkt geistigen Lebens, sein Auge mußte sich unwillkührlich nach der thüringischen Hauptstadt richten, von deren genialem Hofleben überall die Rede war und deren litterarischer Glanz je mehr und mehr hervortrat. Hier müssen die Worte aus einem Brief an Merck stehen (vom 14. März 1776, nicht 75): „Mir fehlt zum Dichten Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann." Er sehnte sich nach Sonne, und eben diese hoffte er in Weimar zu finden.

Eine fernere Kraft, die ihn mächtig dorthin zog, werden wir noch kennen lernen.

IV.

Eintritt in Weimar.

Lenzens Ankunft in Weimar wird von Goethe selbst erzählt. Als dieser eben dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Gesellschaft leistete, ward ihm eine Karte gebracht, auf der von Lenzens Hand die Worte zu lesen waren: „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Goethe, so erzählt Böttiger, lachte laut auf und wies das Billet dem Herzog, welcher sogleich befiehlt, er solle geholt werden. Man brachte ihn unter, man sorgte für ihn. Aber Lenz verstand nicht sich in solchen Kreisen zu bewegen, er verlor wohl zum öftern das Gleichgewicht, fiel in seiner bereits verkümmernden Gestalt dem Stadtgeklätsch anheim und ließ es auch nicht an ernsteren Anstößen fehlen. Spuren von Gemüthskrankheit zeigten sich schon hier, und wahrlich, der stets seltsame Lenz, von Noth und Herzenskummer tief gedrückt, jetzt plötzlich in eine ideale Welt erhoben, hatte es zu seinem Schicksal nicht weit.

Hören wir zuerst Böttigers Bericht, wenn auch gegen die Färbung, die er der Sache giebt, sogleich Einspruch zu thun ist. Unter der Ueberschrift: „Weimarisches Genieweſen“ (geschrieben 1791): Dies könne Niemand mit so viel Laune und Sachkunde schildern, als der Legationsrath Bertuch, „der

als Chatouiller des Herzogs die Genies kleiden und füttern mußte". Bertuch scheint denn eben die Quelle zu sein, wenn darauf berichtet wird: „Bei einem Hofballe setzte er (Lenz) einmal die ganze Noblesse in Alarm, als er sich erdreistete, uneingeführt im Ballsaal einzutreten und ein Fräulein zur Menuet aufzuführen. Der Herzog, der innerlich sein Wohlgefallen daran hatte, ließ ihn denn doch auf sein Zimmer rufen und scheuerte ihn tüchtig." Dasselbe erzählt Böttiger bald darauf noch ausführlicher und wo möglich noch boshafter: Schon am Abend nach seiner Ankunft habe Lenz seine Keckheit bewiesen. „Da war Hofball, über welchen damals noch der ceremoniöse Graf Görz seine Hand hielt, so sehr sich auch der Herzog darüber formalisirte. Lenz hörte im Erbprinzen, es sei diesen Abend Hofball en masque. Er läßt sich einen rothen Domino holen, und erscheint so Abends im Saal, wo nur Adlige Tanzrecht und Zutritt haben. Ehe man ihn noch durchbuchstabiren kann, hat er schon ein Fräulein von Lasberg (die sich nachmals mit Werthers Leiden in der Tasche in der Ilm ersäufte, weil ihr Liebhaber, ein Liefländer*), sie sitzen ließ) an der Hand und tanzt frischweg. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Heerde gekommen sei, alles wird aufrührerisch. Der Hofball desorganisirt sich. Der Kammerherr von Einsiedel kommt athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser befiehlt ihm Lenzen heraufzuholen und liest ihm ein derbes Capitel." Böttigers lästernde Feder fügt noch einige Bosheit hinzu, und läßt ihn alsbald von Weimar abgeschoben werden; letzteres ist nun durchaus falsch.

*) Vielmehr der Schwede von Wrangel, von dem sie sich verlassen glaubte.

Ueber denselben Vorfall haben wir nun auch einen Bericht von Johannes Falk (Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt. S. 126): Um diese Zeit geschah es auch, daß Lenz, ein früher und genialer Jugendfreund Goethe's, nach Weimar kam, als eben dieser und der Herzog zufällig nicht zugegen waren. Er steigt im Gasthofe zum Erbprinzen ab, und hört daselbst bald, daß heute Abend am Hofe ein bal paré sein solle. Bal paré oder bal masqué, das kam in Lenzens Ohren auf ein und dasselbe heraus; denn er dachte deutsch und haßte die französische Sprache als allen gebildeten Deutschen anhaftende Erbsünde. Dem Dinge sollst du doch beiwohnen, denkt er bei sich, und weil dazu weiter nichts als ein schwarzer Domino und eine Maske gehört, so läßt er sich beides durch den Marqueur kommen, der ihn zwar mit großen Augen ansieht, aber doch thut, was der fremde Herr ihm geheißen hat. Sobald die Stunde schlägt, geht Lenz wirklich in diesem Aufzuge an den Hof. Man denke sich das Erstaunen der zum Tanze fröhlich geschmückten Herren und Damen, als plötzlich ein schwarzer Domino in ihrer Mitte erscheint. Lenz bemerkt es indeß noch immer nicht, was für eine Rolle er hier spielt. Er geht vielmehr voll Zutrauen in den engen Kreis der Zuschauer und fordert ein Fräulein zum Tanze auf. Diese aber erkundigte sich, wie zu erwarten stand, zuvor nach seinem Namen und Charakter, wie man es an den Thoren nennt, und da er ihr kurzhin antwortet: „Ich bin Lenz", so schlägt sie ihm, da dies kein ebenbürtiger Name ist, unter solchen Umständen den Tanz ebenso kurz ab; das heißt in der Kunstsprache: sie bedauert ꝛc. Glücklicherweise erscheint inzwischen Goethe, als die Verwirrung aufs höchste gestiegen ist. Dieser erkennt sogleich in dem Do-

mino den längst erwarteten alten humoristischen Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Galerie rufen, die an den Saal stößt, und nach der ersten freudigen Wiedererkennung hebt er an: „Aber sag' mir zum Teufel, was Dir einfällt, in einem Zirkel bei Hof zu erscheinen, wo Dich kein Mensch eingeladen hat und noch dazu in einem solchen Aufzuge?" — „Geladen oder ungeladen," versetzte der über seinen Korb noch immer etwas entrüstete Lenz, „das ist all Eins! Es ist Maskenball und da, denk' ich, hat Jeder freien Zutritt." Im Folgenden nun läßt Falk Lenz bei dieser Gelegenheit noch eine lange Rede gegen die französische Sprache halten, als ob sie stenographiert ihm vorläge. Vergleicht man nun diesen Bericht mit dem Böttigerschen, so hat man Ursache zu erstaunen, wie schnell etwas zur Fabel werden kann, wie unmerklich die Dinge in der Hand eines Erzählers sich verändern. Falk weicht darin auch von Goethe's Nachricht ab, daß er hier erst die Wiedererkennung erfolgen läßt, beide Berichterstatter aber irren in der Zeitangabe, denn wie wir jetzt aus dem Briefwechsel Goethe's mit der Frau von Stein wissen, ereignete sich diese Scene nicht am Abend der Ankunft Lenzens in Weimar, die vor den 5. April zu setzen ist, sondern am Abend des 24. April, denn Goethe schreibt an seine Freundin Donnerstag den 25. April: „Lenzens Eselei von gestern Nacht hat ein Lachfieber gegeben. Ich kann mich gar nicht erholen." Ein anderer Vorfall ernsterer Art erfolgte, wie das aus eben diesem Briefwechsel zu Tage liegt, um die Mitte des November. Bis dahin war Lenz, trotz mancher Auffälligkeiten, doch zu Weimar in allen Kreisen wohlgelitten, in Ehren gehalten und mannigfach gepflegt und schonend getragen. Dank besseren Nach-

richten, daß Böttigers böse Zunge hier nicht das Feld behaupten kann.

Lenz hatte mannigfachen Verkehr mit dem Herzog und der Herzogin, wie das aus seinen Briefen an Salzmann und Lavater hervorgeht und von Goethe bestätigt wird. Ich hebe nur eine Stelle aus einem Brief an Lavater vom 14. April hervor, die nichts Uebertriebenes haben dürfte: „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin. Aber mein Herz bleibt immer dasselbe und kann seine Richtungen nicht ändern."

Fernere Nachrichten über Lenz zu Weimar finden wir in dem reichen Merckischen Briefwechsel (Briefe an und von J. H. Merck, herausgegeben von K. Wagner. 1835, und ein nachträglicher Band 1838). Wieland schreibt am 12. April 1776 an seinen Freund zu Darmstadt: „Was ich glücklich wäre, wenn Sie uns auch einmal überraschen wollten, wie Lenz. Ich habe den Jungen lieb gewonnen." Und am 13. Mai: „Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechtes geschoren*); aber das ficht ihn nicht an, er geht seinen Weg fort. — Ein herrlicher Junge, das weiß Gott, und Poet à triple carillon**)." Dann am 27. Mai: „Lenz liefert

*) Böttiger sagt gröblicher und boshafter, man habe sich seiner als eines plastron des Witzes bedient.

**) carillon bedeutet Glockengeläut; à double carillon ist schon ein vielsagender Ausdruck: mit vollem Glockenspiel.

alle göttlichen Tage regulièrement seinen dummen Streich; fragt, wo er hinkömmt, es sei auf dem Felde oder in der Stadt, sobald er eine halbe Stunde dageweſen, im Vertrauen: Habt ihr Feder, Dinte und Papier, und ſchmiert und ſchmiert, wie ſichs gebührt" — man darf nicht vergeſſen, daß das mit Laune und an jemanden, der Lenz kannte, geſchrieben iſt. Zur Erklärung muß hier überdies eine andere Aeußerung Wielands ſtehen, in dem Brief vom 24. Juli an denſelben: „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſcandaliſirt und dem Diabolus prise über ſich gegeben. Aber ſchon lange und vom Augenblick an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger σωφροσύνη*) und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt." Lenzens Weſen kam alſo wohl zu ſpät und war jetzt hors de saison.

Auch Goethe ſchreibt von Ilmenau am 24. Juli an Merck: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unſerm Weſen, ſitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, ſo glücklich, als er ſein kann." Und wieder Wieland am 9. September: „Von unſerm Lenz wird Ihnen Goethe bald was ſchicken, das Ihnen Spaß machen wird. Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine ſeltſame Compoſition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und ſo ein neblichter Blick! Und der ganze Menſch ſo harmlos, ſo befangen, ſo liebevoll! Er lebt noch immer in ſeiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle 3—4 Wochen eine kurze Erſcheinung bei uns. Wir lieben ihn alle, wie unſer eigen Kind, und ſo lang' er

*) Beſonnenheit, Maßhaltung.

selbst gerne bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden." Diese Einsamkeit zu Berka scheint nun eben der Schauplatz zu sein, auf dem der tiefe Schmerz seines Herzens, von dem der flüchtigere Beobachter nur eben die Gemüthsweichheit erkannte, sich zur Krankheit ausbildete. Von hier aus ist allem Anschein nach ein Brief an Lavater geschrieben, den wir später einschalten, und es wird nun begreiflich, warum er ohne Datum ist. Lenz schüttete in seiner Waldeinsamkeit sein Herz in einigen tiefempfundenen Liedern aus, die Schwermuth gewann Macht über ihn, er fühlte seine Geistes- und Lebenskraft weichen. Als er nach Weimar zurückkehrte war er verändert. Der tiefer Schauende konnte bemerken, daß sein Gemüth gelitten hatte.

Am 23. October 1776 finden wir Lenz in Kochberg*) bei Frau von Stein; denn er schreibt an jenem Tage an Salzmann: „Ich bin in Kochberg bei der liebenswürdigsten und geistreichsten Dame, die ich kenne, mit der ich seit vier fünf Wochen den englischen Shakespeare lese. Künftige Woche gehts leider schon wieder nach Weimar." — „Der Herzog hat neulich hier einen sonderbaren Zufall gehabt: er fiel von einem Floß im Schloßgraben ins Wasser, ich sprang nach und hatte das Glück ihn, ohne Schaden, herauszuziehen. Herder ist mit ihm hier gewesen und findt allgemeinen Beifall. Wer sollte ihm auch den streitig machen können? Er und Wieland sind, wie der Letzte es von jedem sein muß, Freunde und werden es noch immer mehr werden. Goethe habe ich nun lange nicht gesehen; er ist so von Geschäften absorbirt in W., daß er den Herzog nicht einmal hat begleiten können" — Worte, welche

*) Es ist das Gut des Herrn von Stein, nördlich von Rudolstadt.

nach allen Seiten hin Lenzens Verhältniß in Weimar als ein gutes erscheinen lassen und aus denen im mindesten nicht zu ahnen ist, was nahe bevorstand.

Wir stellen jetzt noch vollständiger die Nachrichten über Lenz aus Goethe's Briefwechsel mit Frau von Stein zusammen.

Goethe schreibt am 5. April von Weimar an seine Freundin ebendaselbst: „Liebste Frau, darf ich heut früh mit Lenzen kommen?" Er meldet also seine Visite an, um Lenz einzuführen, und wir dürfen annehmen, daß dieser schon seit mehreren Tagen sich in Weimar befunden habe, wohl auch, daß Frau von Stein seine Bekanntschaft gewünscht, denn sonst hätte die Ankündigung nicht so kurz sein dürfen.

Dann geschieht Lenzens erst wieder im August Erwähnung. Wenn nämlich hier Goethe schreibt, am 30.: „Adio, beste Frau. Sie haben also das kleine Ungeheuer bei sich gehabt" und der Herausgeber dies auf Lenz bezieht, so können wir ihm darin nur beistimmen, denn Lenz wird öfters „der Kleine" genannt. Und nun muß der Eindruck auf die Frau kein übler gewesen sein, sie wollte mit Lenz englisch treiben. Goethe schreibt ihr am 10. September nach Kochberg: „Ich schick' Ihnen Lenzen, endlich hab' ich's über mich gewonnen. O, Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal, man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut. Er soll Sie sehen und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein —. Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte, in Kochberg mit Ihnen sein, mit Ihnen gehen, Sie lehren (eben die englische Sprache), für Sie zeichnen, Sie werden für ihn zeichnen, für ihn sein. Und ich — zwar von mir

ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein —. Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet, nur Geduld mit ihm zu haben, nur ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagt' ihm, daß er es, eh' er gebeten, habe. Ich schicke einen Shakespeare mit, schicke hoffentlich den Wakefield nach. Genießen Sie rein der lieben Herbstzeit, es scheint, als wollt' Sie der Himmel mit lieben Tagen segnen. Von mir hören Sie nun nichts weiter. Ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp schreiben." Eine gewisse Empfindlichkeit und selbst Eifersucht wird sich in diesen Worten schwer verkennen lassen. Dies zeigt sich namentlich, wenn Goethe den Brief vom 10. nicht sogleich abschickt, sondern zwei Tage später demselben anfügt: „Lenz will nun fort, und ich hatte Bedenken Ihnen die vorhergehende Seite zu schicken, ach Sie mögen sehen, wie mir's im Innern manchmal aussieht, wie ich auch ungerecht gegen Sie werden kann." Wahrscheinlich sollte Lenz selbst der Ueberbringer dieser Zeilen sein. Wie verhängnißvoll, daß er, der schon einmal in Sesenheim so lebhaft Goethe's Eifersucht erregt, sie nun in Kochberg noch einmal erregen mußte, gerade in der Zeit, wo Goethe's Leidenschaft am höchsten war. Der nächste Brief, vom 16. September, ist ruhiger und die kurzen Worte: „Lohn's Gott, was Sie für Lenzen thun," geben deutlich zu erkennen, was Frau von Stein über diesen zurückgeschrieben: sie kannte offenbar seinen leidenden Gemüthszustand und bemühte sich eben nach besten Kräften heilend einzuwirken. Am Sonntag den 10. November: „Lenz grüßt Sie, er ist bei mir." Dann aber am 19. November plötzlich eine Aeußerung, welche Bezug

hat auf Lenzens unfreiwillige Entfernung von Weimar und den ihr zu Grunde liegenden Vorfall, auf den wir erst später zurückkommen dürfen.

Immer an rüstige Thätigkeit, insbesondere an poetische Production gewöhnt, feierte Lenz sicherlich auch in Weimar nicht. Was er hier von größeren Arbeiten gefördert, läßt sich leider nicht nachweisen, vielleicht vermuthen. Zu Tage liegt nur, was er für Wielands Merkur in dieser Zeit geschrieben. Er schrieb hier Verschiedenes, aber eben nicht viel, wie dies Wieland selbst uns sagt in einem Brief an Merck vom 9. September 1776: „Lenz hilft mir nichts, — denn wiewohl ihm von Zeit zu Zeit was Herrliches entfällt, so hat's doch immer den Fehler, daß man's nicht drucken lassen kann" — ich vermuthe eben die schönen lyrischen Gedichte, die wir bald vorführen. Dazu Goethe an Merck vom 16. September 1776: „Lenz ist unter uns, wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug was er will. Er hat Sublimiora gefertigt. Kleine Schnitzel, die Du auch haben sollst."

Zunächst finden wir im Deutschen Merkur ein Gedicht: „Auf die Musik zu Erwin und Elmire von Ihrer Durchlaucht der verwittibten Herzogin zu Weimar und Eisenach gesetzt", mit Lenzens Namen unterzeichnet; da es im Maiheft des Jahres 1776 abgedruckt ist, so muß er es kurz nach seiner Ankunft verfaßt haben, und man erkennt die Absicht, sich bei Hofe zu empfehlen. Dabei ist das Gedicht in Wielandischem Maß abgefaßt, so daß man Lenz kaum darin erkennen würde; es macht also auch in dieser Rücksicht den Uebergang zu jener Apostrophe an den einflußreichen Herausgeber des Merkur, die

um so weniger auffallend sein wird. Nun entnehmen wir auch wieder den Briefen an Lavater, daß Goethe schon früher, als Lenz noch in Straßburg war, ihm dringend anrieth, sich mit Wieland, mit dem er sehr zufrieden sei, gut zu stellen, jedenfalls ihn ungeschoren zu lassen. Von Weimar schreibt dann Lenz an Lavater: „Wie wir mit Wieland stehen, soll das Publicum nächstens öffentlich erfahren. Wie wär's, wenn er frommer wär' als wir alle? Ein wunderbarer Mann, dessen Erkenntniß mir hier sehr wohl thut. Im Museum (doch sag's ihm nicht) laß ich bald etwas über ihn einrücken. Ich bin ihm sehr gut und seiner Frau und Kindern."

Man wird es Lenz nicht verargen, wenn vor allem Wielands persönliche Erscheinung und der Zauber seiner Liebenswürdigkeit ihn umstimmten und völlig gewannen. Wieland gerade bot mehr als ein anderer dar, was Lenz suchte, und hier gab es in keiner Art irgend eine Rivalität, keine störenden Erinnerungen, hinsichtlich früherer Angriffe aber war es, wie schon Goethe erfahren, dem mehr Gut- als Großmüthigen gegenüber nicht schwer ins Gleiche zu kommen.

Lenz machte also in einem Gedicht öffentlich einen völligen Friedensschluß mit Wieland. Er verfaßte dies Gedicht, wie die Ueberschrift selbst sagt, „auf dem Lande unweit W.", das heißt Weimar, und ließ es, wie er ankündigt, im deutschen Museum drucken; Jacobi, darüber erfreut, nahm es sogleich auch in die Iris auf. Diese Sinnesänderung ist dem Dichter besonders von Tieck verdacht und als Charakterschwäche ausgelegt worden, allein die Aussöhnung war persönlich schon früher erfolgt, und das Gedicht ist bei näherer Betrachtung keineswegs so schmeichelnd und unterwürfig, wie es Tieck erschienen, im

TRÜ Rasmatukogu

Gegentheil gar nicht ohne gewisse Reservation. Auch war die Umstimmung nicht so plötzlich; aus einem Brief von Zimmermann an Herder (Herders Nachlaß II, S. 363) sehen wir, daß Lenz vor seiner Reise nach Weimar die in Lemgo zum Druck bestimmten Wolken, bekanntlich gegen Wieland gerichtet, zurückverlangte, wie denn auch Lavater (s. o.) dringend von dem Druck abgerathen. Nun hatte ja überdies Goethe dasselbe gethan und sehr fein faßt Lenzens Gedicht am Schluß Wieland und Goethe zusammen. Dazu kommt nun auch, daß wirklich sich Wieland schon Mühe gab, eine bessere Richtung einzuschlagen; weiß man doch, daß jene Lüsternheit bei ihm nicht Natur, sondern nur angenommene Politik war. Dennoch zeigt die Art, wie Lenz Wieland lobt, daß er dessen Kunstart noch sehr wohl von der seinigen unterscheide, indem er jene nur als das Streben hinstellt, in dem allzu ernsten Leben Allem die leichte, heitere, gefällige Seite abzugewinnen:

Thalia, die dir die seltene Gabe
Mit unwiderstehbarer Melodie
Das Laster hinwegzuscherzen verlieh,
Wies sich mit deiner Sympathie
Für's Schöne und Große der Erde noch nie,
Schlug nie mit diesem Zauberstabe
Im kühlsten Herzen Gefühle hervor,
Die's selbst im Glücke nicht verlor,
Bewaffnete nie das wildeste Ohr
Selbst im bacchantischen Augenblick
Mit diesen Nerven für Anderer Glück,
Mit diesem Sinn für die Schöne der Tugend
Gekleid't in ewige Schimmer der Jugend,
Wie sie der trägsten Seele gefällt,
Gekleidet wie Venus, die Freude der Welt.

Bei näherer Betrachtung dürfte die Feinheit und der Rückhalt dieser Worte nicht entgehen, mit denen übrigens nicht nur der Dichter, sondern auch sein Publicum, und letzteres nicht eben in der vortheilhaftesten Art, gezeichnet wird. Man sieht deutlich, daß Lenzens Kunstart eine andere war, seine Lebensanschauung eine andere, wie denn auch sein Schicksal. Wielands Poesie ist eben hingestellt als eine Poesie für Glückliche, für Sorgenlose.

Aber auch Goethe ging nicht leer aus. Täuscht meine Vermuthung mich nicht, so dichtete Lenz damals das nachstehende Gedicht an ihn, von dem wir wissen, daß er in jener Zeit öfters an bösem Katarrh litt. Es ist ebenso artig als höchst schmeichelhaft:

Herr Schnuppen ein sauböser Gast,
Der jedermänniglich zur Last,
Und doch dabei impertinent,
Wie auf dem Wirthshaus ein Student,
Den Mann, bei dem er sich logirt,
Als wie ein Hackbrett tribulirt,
Und hält er dann die Mittagsruh,
Ihm stopfet Nas' und Ohren zu:
Der kehrte sonst bei Mägdelein
Und Jungferndienern höchstens ein,
Wo er im Köpfchen den Verstand
Gemeinhin delogiret fand,
Doch ward ihm in der Leere bang,
Und öfters Zeit und Weile lang.
Drum schnell er sich einst resolvirt,
Weil einen Teufelsgelüst er spürt,
Zu sein in ein vergöttert Haupt
Auf vierzehn Tage eingeschraubt,

Zu sehn, wie's ihm zu Muthe sei
Dort in der großen Weltgeisterei.
Für einen Tag, wiewohl's nicht fein,
Der Spaß ihm hin möcht' gangen sein,
Doch vierzehn Tag' ist gar zu frech
Für einen dummen Herrn von Pech,
Zu sitzen und zu halten Schmaus,
Als wär' er hier der Herr vom Haus.

Das Schicksal hatte Lenz nicht gegönnt, dem seltenen Verein der Männer der Nation zu Weimar anzugehören; nach kurzem Verweilen mußte er diesen Sammelplatz, wo er Gedeihen suchte, verlassen, er sah Goethe, Wieland, Herder, denen er so nahe stand, nie wieder. Mit den Göttern hatte er zu Tisch gesessen, und ward verstoßen; er war der Lichtquelle zu nahe gekommen und flog davon mit versengtem Flügel. Und dazu nun das Zerfallensein des Dichters mit seiner Familie. Der Vater hatte seine Hand von dem Sohn abgezogen, Böttiger will wissen, daß er ihn enterbt. Aller Briefwechsel hatte aufgehört. Das erste Lebenszeichen, das Lenz in Weimar zu geben wagen durfte, war ein Gedicht an diesen erzürnten Vater. Die Unterschrift L—z und der Inhalt machte den Dichter kenntlich; aus dem Gedicht geht hervor, daß Lenz, als er es schrieb, sich im Elsaß befand. Dem Ton nach aber dürfte es in die Zeit vor dem Weimarischen Aufenthalte fallen. Es erschien im Januarheft des Deutschen Merkurs von 1777, also nach Lenzens Abgange von Weimar.

An meinen Vater.

Von einem Reisenden.

In wärmern Gegenden näher der Sonne
Am Ufer des viel entscheidenden Rheins,
Umschwärmt von aller Thorheit und Wonne
Leichterer Sitten und feurigen Weins,
Denk' ich in die beschneiten Gefilde
Ach! der Einfalt und der Ruh'
Mich zurück — da winkest du
Sehnsuchtsvoll mir, Vater, zu.
Ich seh's und wein', und knie vor dem Bilde —
Aber ach, der schweifende Wilde
Fliehet neuen Thorheiten zu.
Als aller Schicksals-Ahndungen voll
Dein Flügel sorgsam über mir schwebte,
Ich unter deinen Fittigen strebte
Nach unbekanntem Weh und Wohl:
Erinnerst du dich da — wohl mir, wenn diese Scene
Mein Lied dir ins Gedächtniß bringt —
Erinnerst du dich noch des glücklichsten der Söhne,
Als du, von Kindern und Freunden umringt,
Ihm, schon geweiht zur langen Reise,
In Tarwast's*) Hainen ein Blümchen brachst,
Und feierlich mit Prophetenweise
Die unvergeßlichen Worte sprachst:
Mein Sohn, komm' ich dir aus dem Gesicht,
Auch in der Ferne — vergiß mein nicht!
Laß mich das erstemal in meinem Leben
Dir dein Geschenk jetzt wiedergeben.

*) Im Merkur steht gedruckt T—st's; ich glaube so ausfüllen zu dürfen, gestützt auf Gadebusch.

Man schaut hier in ein langes Zerwürfniß, erkennt aber zugleich das weiche, kindliche, reumüthige Herz des Dichters — den sein Genius unwiderstehlich in andere Bahnen zog als die Elternliebe ihm vorgezeichnet.

Auch mit seinem älteren Bruder war er zerfallen. In einem Brief an Herder aus dem Ende des Jahres 1775 (Herders Nachlaß I, 230) lesen wir: „Es war mein Bruder, der Dich in Königsberg kannte. Und mein halber Feind. Doch hoff' ich auch er wird Freund werden."

Allein all dieses Unglück wurde noch weit überwogen durch ein anderes, durch eine unglückliche Liebe.

V.

Eine neue Leidenschaft.

Zwei Punkte sind in Lenzens Leben dunkel und warten der Aufklärung: die Ursache seines Wahnsinns und die seiner gezwungenen Entfernung von Weimar. Diese würden bei dem Interesse, das die Person des Dichters auf jedem Schritt gewinnt, schon an sich der Nachforschung ein dankbares Feld eröffnen; nun zeigt sich aber auch, daß Lenzens Schriften in unmittelbarem Zusammenhange mit seinem Schicksal stehen, so daß jene ohne dieses des Verständnisses entbehren, daß dagegen ihr Werth wächst, je mehr wir auf der anderen Seite Licht erhalten.

Es sind uns hier neuerdings ganz unerwartete Aufklärungen geworden in einem Briefwechsel des unglücklichen Lenz mit Lavater; dieser war nämlich Lenzens Vertrauter und Herzensfreund gerade in derjenigen Periode, in welcher uns alle anderen Nachrichten fehlen und uns namentlich auch der Briefwechsel mit Salzmann verläßt, letzteres wohl zum Theil deshalb, weil Lenz sich mit ihm an demselben Ort befand, also mit ihm persönlich verkehrte, zum Theil aber auch, weil der sehr verständige Freund die hoffnungslose Leidenschaft nicht billigen mochte. Die erwähnten Briefe an Lavater, leider nur

im Auszuge, finden wir in dem 1857 erschienenen Werkchen von Edward Dorer-Egloff: „Lenz und seine Schriften." Sie geben dem Verfasser vorliegender Schrift die erwünschteste Bestätigung seiner längst gefaßten Ansicht, daß die Liebesgedichte Lenzens auf einen ganz anderen Gegenstand als Friederike hinweisen, daß also die von Stöber gegebene Spur nicht die richtige sein könne.

Lenz hatte bei seiner Reise nach Weimar zunächst litterarische Absichten; aber außer seinem Freund Goethe hoffte er dort auch noch eine Freundin zu finden, für die er schon seit längerer Zeit sich lebhaft interessierte und die ihn Friederike bereits ganz hatte vergessen lassen. Er hatte im Elsaß, das Nähere fehlt leider, ein Fräulein kennen gelernt, das vor kurzem an den Hof von Weimar gekommen war als Hofdame, vielleicht eben darum gesucht, weil sie das Französische als Muttersprache redete. Ihren vollständigen Namen und die Bestätigung, daß sie Hofdame der Herzogin Luise in Weimar gewesen, giebt uns die Anmerkung des Herrn von Stein zu einem Briefe Goethe's an Frau von Stein, seine Mutter: „Adelaide von Waldnern (vielmehr Waldner, der Irrthum kommt daher, daß Goethe geschrieben hatte „die Waldnern", nach dem Gebrauch der Zeit), aus dem Elsaß gebürtig, Hofdame der Herzogin. v. St." Zum Brief vom 12. September 1776. Sie kommt weiterhin in diesem Briefwechsel noch oft vor, und läßt sich in demselben bis 1789 verfolgen. Dagegen drückt Lenz in einem Brief an Lavater, den er auf der Reise nach Weimar schrieb, sich über sie aus: „Ein Frauenzimmer von ihrem Stande, ihrem Vermögen, von ihren in Straßburg ganz unerkannten Vorzügen —". In einem anderen Briefe Lenzens

an Lavater, Nr. 13 bei Dorer, erhalten wir noch nähere Auskunft über die äußere Lage der Dame und zugleich ihren Namen. Lavater hat nämlich an sie geschrieben und sie übergiebt die Antwort Lenz zur Besorgung an seinen Freund, so daß dieser nun schreibt: „Hier ist der Brief von der Waldner*), ihr Onkel ist Graf, sie nur Baronesse, sie hat ein Canonicat, von dem sie sich schreibt." — Dann, was ich für nöthig halte anzuführen: „Du mußt wissen, daß sie alle ihre Briefe französisch schreibt und ihr daher ein deutscher Brief an Dich nicht wenig Müh' gekostet. Doch auch hier wirst Du ihre ganze schöne Seele finden, die eben durch die für Dich so mühsam aufgesuchten Ausdrücke durchscheint, es ist die Sprache, die nicht mit Worten redet, Lavater, die Sprache, die zwei befreundete Seelen stammeln, die nicht von Einer Nation sind. Ach, wenn Du sie kennteſt!"

Was schon dieser Brief erkennen läßt, tritt nun in einem ferneren nur noch stärker hervor. Es zeigt sich in aller Bestimmtheit, daß in Lenz eine Leidenschaft schlummert, die er selbst damals nur nicht vollständig sich eingestand, sie war aber von ganz anderem Charakter als jene frühere und, worauf vieles hindeutet, nur tiefer und geistiger.

Hier muß ich dem werthvollen Buch von Dorer einige Briefstellen entwenden. Die erste Erwähnung dieser Leiden-

*) Daß der Name so kurz genannt wird, läßt vermuthen, daß hier zwischenliegende Briefe fehlen, auch konnte ja Lavater nicht an die Dame schreiben, da ihm noch die Adresse nicht mitgetheilt war. Die fehlenden gehören wahrscheinlich zu denen, die Dorer nicht für wichtig genug hielt, um sie gegen den Wunsch der Lavaterschen Familie (s. die Vorrede) zu veröffentlichen.

schaft gegen Lavater geschieht mit Folgendem: „Lavater, möchtest Du ein Bild in Deine Physiognomik, mit dem Du das Ideal weiblicher Vollkommenheit ausgedrückt bekommst? Von einem erhabenen Stande, durch persönliche Eigenschaften unendlich weit über denselben erhoben, die Gelassenheit, die Bescheidenheit, die Acquiescenz in alles, was die ihr gewiß innig vertraute Gottheit über sie verhängt! alles Feuer des ungewöhnlichsten erhabensten Genies mit dem scharfen Blick in das Innerste der Sachen! das Eigenthümliche, das unumstößlich Feste, das Weitumfassende des Urtheils, die Kenntniß der Welt, die sich nicht allein auf die Denkungsart der Großen, deren Herzen sie alle wie in Händen hat, sondern bis auf das Fassungs- und Empfindungsvermögen des Allergeringsten ausdehnt, so daß ihre Befehle und Aufträge an ihre Untergebenen aus den Wünschen derselben hervorgeholt scheinen, so daß sie eine Welt regieren könnte, ohne daß sie es inne würde — alles dieses — alles, alles — und mehr — willst Du sie, bethe!" — Dann: es werde schwer sein ihren Schattenriß zu erhalten — aber: „Gott, welche Seele malt sich in dem Profile, welch ein Meisterstück von edler Erziehung unter den Großen, mit alledem verbunden, was ein unauslöschlicher Durst nach allem, was vollkommen ist, was Kenntniß heißt und das Herz eröffnet, aus uns selber machen kann. Und dann alle die Hülfsmittel, die Constellation aller äußeren Umstände — auf dem Lande gepflanzt, erzogen, an einem Hofe zur Reife gebracht und jetzt in seiner ganzen Liebenswürdigkeit vollendet, um Tausend elend und Einen zu einem Gott zu machen."

Bevor wir nun hier weiter gehen, muß einer besondern Schwierigkeit in der Lage der Urkunden gedacht und beklagt

werden, daß Dorer nicht die sämmtlichen Briefe und nicht die einzelnen in aller Vollständigkeit mittheilen durfte, denn wir finden mancherlei Unklarheit, die vielleicht lediglich hierin ihren Grund hat. Nur einzelne Briefe sind mit einem Datum versehen, die Mehrzahl entbehrt desselben*), und es steigt hie und da ein Zweifel auf, ob die Ordnung, in welcher der Herausgeber sie stellt, die richtige sei, wenigstens fehlt der Beweis dafür. Die Briefe sind theils von Straßburg, theils von Weimar, einer auch von der Reise, allein es tritt nicht mit Sicherheit hervor, wohin ein jeder zu setzen sei: hievon hängt aber der Fortschritt, die Entwickelung des Gemüthszustandes wesentlich ab.

Aus dem Ganzen läßt sich so viel entnehmen, daß Lenz schon in Straßburg mit Fräulein von Waldner bekannt war und namentlich mit derselben litterarische Berührungen hatte. In einem Brief an Merck vom 14. März 1775 (Briefe von und an Merck von K. Wagner, Zweite Samml. S. 53) finden wir das Gedicht:

Der Dichter verliebt.

Ich dich besingen, Phillis? Nein.
Ich fühle dich zu sehr, um jetzt nicht stumm zu sein.

Es kann schwerlich anders bezogen werden als auf die Genannte. Nun läßt sich ferner abnehmen, daß dieselbe vor Lenz nach Weimar kam, ein Umstand, der, wie schon bemerkt, wahrscheinlich mitwirkte, ihn auch dorthin zu ziehen. Dieser Entschluß, wie zu vermuthen, wurde von ihm plötzlich gefaßt, als

*) Ebenso bei Ulrich Hegner: Joh. Kasp. Lavater, S. 234.

sich die Aussicht auf seine Reise nach Italien verschob. Die Zwischenzeit nun, so scheint es, benutzte Lenz zur Reise nach Weimar, und mancherlei Andeutungen finden sich, daß er auch in Weimar diese Hoffnung nicht aufgab, was denn von vornherein seine dortige Stellung verändert und in der Beurtheilung der Verhältnisse nicht außer Acht zu lassen ist. Wahrscheinlich aus Weimar ist der Brief an Lavater, in dem es heißt: „In einem Jahr reis' ich wohl nach Italien, um alles das (nämlich den Eindruck, den die Schönheit der Dame auf ihn gemacht) zu vergessen zu suchen. Noch ist mein Reisegefährt zu sehr an Straßburg gefesselt. Vorher aber komme ich gewiß noch zu Dir und lasse mich heilen, weihen und stärken."

Und doch traten dann wieder Gedanken hervor in Weimar festen Fuß zu fassen, wohl gar in einer Laufbahn, welche weit ab lag von der litterarischen. Eine merkwürdige Aeußerung in einem Brief an Salzmann, von Kochberg den 23. October 1776, darf hier nicht übergangen werden: „Ist eine gewisse Excellenz von Vietinghof durch Straßburg gegangen? Er ist ein Vetter vom General von Baviere. — Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder. Doch das unter uns." Kein Zweifel ist, Lenz meine hier militärische Uniform. Die Erklärung liegt, trotz seiner gewiß nicht sehr militärischen Persönlichkeit, der er aber vielleicht gerade durch ein gewisses Auftreten und Aufsteifen nachzuhelfen suchte, einmal in seinem Verkehr in militärischen Kreisen, dann aber auch erhalten wir durch Goethe den Schlüssel, der in seinem Leben meldet, Lenz habe sich mit taktischen Studien beschäftigt und hierin ein Großes zu leisten geglaubt. Er sagt: „Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge

für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studiert, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach." Nebenbei vergesse man nicht, daß dieser Umstand der Aeußerung Lenzens gegen Lavater, er bringe ganze Tage mit dem Herzog zu, eine neue Wahrscheinlichkeit giebt, denn es war dies ein wichtiges Interesse mehr, das beide verbinden konnte. Dazu die Soldatenehen.

Denkt man sich nun recht lebhaft in die Lage der Dinge zu Weimar und in Lenzens Seele hinein, so konnte der Gedanke Militär zu werden, Uniform zu tragen, für ihn noch etwas besonders Berauschendes haben: es machte ihn das zum Cavalier, gab ihm Stellung am Hof, gestattete selbst ritterlich einem Widersacher, einem Rival gegenüberzutreten. Und nun erfahren wir, daß er jene hoffnungsvollen Worte am Ende des Monats October schrieb, während er vor Ablauf des Novembers in die Verbannung geschickt wurde, verwiesen um Weimar nie wieder zu sehen, ja in solcher Art, daß er nur mit Mühe noch den Aufschub eines Tages erhielt!

Was kann hier geschehen sein? Die Frage wird um so wichtiger, da hier zugleich der Schlüssel für Lenzens nachfolgenden Wahnsinn liegen muß.

VI.

Gemüthszustand.

Zunächst ist Raum zu schaffen durch Entfernung falscher Vermuthungen. Wenn man früher, sehr ungehörig, auf ein Liebesverhältniß zu Goethe's Schwester Cornelia hingedeutet hat (Reichardt und noch Adolf Wagner, der Herausgeber des Merckschen Briefwechsels), so ist später der Phantasie eine andere Richtung gegeben worden. Stöber in seinem schätzbaren Schriftchen bleibt dabei stehen, der vollständige Grund von Lenzens Geistesstörung liege in der Liebe zu Friederike, wie denn an seiner aufrichtigen Neigung nicht mehr zu zweifeln ist; eine Bestätigung glaubte man darin finden zu können, daß Lenz sich im Wahnsinn wieder nach dem Elsaß begab, daß die herzzerreißenden Scenen eben auch hier im Steinthal spielen, freilich noch entfernt von Sesenheim, dann besonders, daß der Pfarrer Oberlin, der ihr Zeuge war, damals aus dem Munde des Unglücklichen den Namen Friederike vernahm. Und doch ist dies eine Meinung, die man eben nur noch im Jahr 1842 haben konnte, denn seit aus den Lavaterschen Briefen eine spätere Leidenschaft zur Gewißheit geworden ist, lag jene erste Liebe in weiter Ferne. Meinerseits habe ich auch schon ohne diese Documente nicht an Friederike als Ursache der Geistes-

zerrüttung glauben können, weil gerade unter den Gedichten die leidenschaftlichsten Stücke keine Beziehung auf Friederike gestatten, sondern auf das deutlichste den Gegenstand in einer viel höheren Region suchen lassen. Ich verweise nur auf den Anfang des Gedichtes:

Mit schönen Steinen ausgeschmückt,
Von frohen Lichtern angeblickt,
Da sitzest du vielleicht anitzt,
Wo doch dein Auge heller blitzt;

Und denkest nicht, daß hier in Nacht
Ein ausgeweintes Auge wacht,
Das überall, wohin es flieht,
Kein Mittel mich zu retten sieht.

Wie könnte das auf die einfache, im Landescostum gekleidete Pfarrerstochter passen, die nichts von französischer Mode wußte; denn hier haben wir Brillanten und den Ballsaal mit seinen Lüstern, mindestens die Kerzen eines Hofsaals! In einem anderen Gedicht sehen wir die Geliebte „im Amazonenkleide", und das sollte wieder die Pfarrerstochter sein? — Dazu die gefeierten schwarzen Augen und das schwarze Haar. So verweist denn eine reiche Zahl tiefempfundener Lieder auf eine Leidenschaft von ganz anderem Charakter als jene erste, welche, ich wiederhole es, frühzeitig ihren bestimmten Abschluß fand in dem festen Entschluß der Eltern und des Mädchens, durch die Ermahnungen des verständigen Freundes und des Dichters eigene Einsicht.

Stöbers Auffassung könnte aber durch die Annahme Dorers eine gewisse Unterstützung finden, daß nämlich Lenz zweimal in

Sesenheim gewesen sei, 1772 und 1778, letzteres also unmittelbar vor dem Ausbruch des Irrsinns. Allein Dorer, der ja ohnedies den Grund der Gemüthsverstimmung ganz wo anders finden muß, scheint jenes nur eben angenommen zu haben in der wohlmeinenden Absicht, Goethe's Worte in besseren Einklang mit Lenzens Briefen an Salzmann zu setzen, eine directe Nachricht darüber ist meines Wissens nicht vorhanden und es streitet dies sogar mit Goethe's eigener Darstellung in jenem Concept, denn da ist nur von einer einzigen Begegnung Lenzens mit Friederike die Rede und diese wird bald nach Goethe's Abreise von Straßburg gesetzt, auch heißt es, damals habe Lenz die Farce drucken lassen; also nicht 1778. Goethe hat allerdings spätere Eindrücke verwirrend mit hineingezogen, wenn von Drohungen des Selbstmords und Fortschaffen nach Straßburg die Rede ist; allein den Wahnsinn, der ihn um diese Zeit schon befallen, hätte man wohl deutlicher merken müssen, und auf ihn paßt die ganze Darstellung nicht. Ueberdies liegt Sesenheim ungefähr fünf Meilen rheinabwärts unter Straßburg, Fort-Louis gegenüber, nach Oberlins Bericht aber kam Lenz durch die Vogesen ins Steinthal, wahrscheinlich von der Schweiz her, also ohne Sesenheim zu berühren. Hienach wird denn diese Auffassung vollständig abzulehnen und vielmehr anzunehmen sein: es besteht kein Zusammenhang zwischen Lenzens Liebe zu Friederike und seinem Wahnsinn. Es war jene Liebe ein jugendliches Aufflammen, bald gelöscht und nun längst vorüber, völlig in den Schatten gestellt durch ein ungleich helleres Licht.

Wenn Lenz die Bekanntschaft Adelaidens von Waldner in Straßburg machte und sie schon vor ihm nach Weimar

ging, so daß er sie bei seiner Ankunft, Anfang April 1776, dort vorfand, so wird das Gedicht vom October 1775 (Schriften III, 244) schon der Zeit nach natürlicherweise auf eben diese Dame zu beziehen sein; aber auch schon das Gedicht: „Der Dichter verliebt", in dem Brief an Merck vom 14. März 1775. In dem ersteren erhalten jetzt die Verse:

Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein, in mehr verzaubert bin —

erst ihr Verständniß, denn es drückt sich darin eben die Idealität der Erscheinung und der Liebe aus. Dagegen giebt die Zeile „Die Todeswunde tief in meiner Brust" sogleich die Hoffnungslosigkeit der Leidenschaft zu erkennen. Ebendahin wäre in dem folgenden Gedicht der Ausdruck — „Und soll dich lassen" zu verstehen, doch könnte dies auch auf die Abreise des Fräuleins nach Weimar bezogen werden. Der Zusatz „Eh möge mich die Hölle fassen" deutet schon sehr bestimmt auf die hochgespannte Gemüthsstimmung, auf einen kühnen Entschluß, auf eine plötzliche Reise nach Weimar, auf Dinge die dort geschehen können. Uebrigens bekundet das Gedicht bereits eine große Nähe der Bekanntschaft, wie diese, selbst wenn des Dichters Leidenschaft keine eigentliche Erwiederung fand, schon durch die freie Liebenswürdigkeit der Dame sehr leicht entstehen konnte. Wie wenig zudringlich aber doch auch die poetische Liebe war, möge uns das schöne Lied sagen:

An ihrem Blicke nur zu hangen
Verlang' ich, weiter nichts,
Und von dem Reichthum ihres Lichts
Ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.

Dagegen malt der Dichter uns die Gestalt in dem reizvollen, unvergleichlichen Gedicht:

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Lust,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Muth und Stolz und Drang die Brust:
Und unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch besiegt zu sein.

Das also war der Magnet, der ihn nach Weimar zog, mehr als der Glanz des dortigen Litteraturlebens; ihr Licht war es, von dem er einen Funken in sein Herz fangen wollte. Er hatte sich von Straßburg losgemacht, er war schon auf der Reise, er flog schon ihr entgegen. Da lesen wir eben auf der Reise von ihm diesen Brief an seinen Freund:

„Einige Stunden hinter Frankfurt nach Weimar.

„Lavater! mitten auf meinem Wege bekomme ich den Todesstreich, die Nachricht, daß Fräulein von Waldner Braut ist mit einem Menschen, der sie nicht verdient, nicht zu schätzen weiß, ohne Nerven für Schön und Gut, bloß eigennützig vielleicht unter der Maske der Liebe. Mein Schicksal ist nun bestimmt, ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, daß weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröthen sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammter Gedanke. Strecke aus Deine Hand, Knecht Gottes, und rette nicht mich — sie, damit ich ruhig gehn kann. Stelle ihr vor, ich flehe Dich,

welch ein Schritt, welch ein Schritt es sei, den sie thut — von welchen Folgen für ihre ganze Ruhe — für ihren Charakter — für den Reiz selber, der ihre große Seele jetzt vor den Sklavenseelen des Unglaubens auszeichnet." Und weiterhin: „Lavater, rette! wenn Schönheit mit allen Eigenschaften der Seele vergesellschaftet, je Anspruch auf Mitleid und Enthusiasmus machen. Mit welcher Wollust sterben wollte ich, wenn ich wenigstens wüßte, daß sie in dem Besitz eines Mannes wäre, der sein Glück zu fühlen, zu schätzen, der sie durch seine innige Verehrung auf der Laufbahn zu erhalten wüßte, auf der unsichtbare Engel sie geleitet — die jetzt vergeblich um sie zittern, sie von einem Irrwege abzuleiten, der ihnen eine Schwester entreißt. Ach! Lavater, wenn Du je eine edle That gethan hast, so ist es diese, ein Sterbender bittet Dich darum, ein Sterbender, der Dir lieb war, dem Du Beurtheilung und Vernunft zutraust, selbst wenn er dem unerträglichen Gewicht seiner Schmerzen erliegt."

Wie tief lassen diese Worte in das leidende und edle Gemüth des Dichters schauen! Er selbst ist voll Resignation, wie ihm diese auch längst eigen gewesen, er denkt nur an das Glück der von ihm so hoch Verehrten. Am Schluß des Briefes aber bricht doch seine Liebe durch: „Schick mir doch das Bild bald, damit ich nicht untergehe." — Dann als Nachschrift nochmals: „Ihr Bild, oder ich sinke, eh alles gethan ist." Es ist wohl eben das Bild, welches Lavater zur Benutzung für seine Physiognomik erhalten hatte, wahrscheinlich von Lenz selbst nach der Natur gezeichnet, letzteres offenbar in Straßburg, woraus denn folgt, daß die oben gegebenen Briefstellen, welche Lavater die Benutzung des Bildes zu jenem Zweck anempfehlen,

aus Straßburger Briefen sein müssen. Dies Bild spielt nun auch im Folgenden eine wichtige Rolle.

Lenz verlangt von Lavater nichts Minderes, als daß er selbst, und zwar wie aus eigenem Antriebe, in seelsorgerischer Weise an die Dame schreiben und sie bewegen solle, — „Weiter nichts, als daß Du sie auf die Wichtigkeit des Schritts aufmerksam machst." Um Lenzens Antrieb nicht zu verrathen solle er an ihre Adresse in Straßburg schreiben. Ob er das gethan, steht sehr dahin.

Noch lesen wir gegen Ende des Briefes die Worte: „Wie glücklich wäre meine Reise, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Gesicht werde ich bei Hofe erscheinen!" Dies Gesicht möchten wir nun eben sehen; in der That, wie gespannt müssen wir unter solchen Umständen sein, etwas von dem Zusammentreffen Lenzens mit Fräulein von Waldner in Weimar zu erfahren; hatte er doch wohl eben in solcher Absicht Lavaters Abraham an die Herzogin Luise mitgenommen — und bei dieser war ja die Waldner. Aber in dem, was Dorer aus den Briefen mittheilt, fehlt es durchaus an irgend einer Aeußerung über ein solches Zusammentreffen, nur erfahren wir, daß, als der Stich des Bildes der Waldner ankommt, Lenz darüber entrüstet ist und daß auch Goethe und der Herzog mit der Aehnlichkeit und dem Ausdruck nicht zufrieden sind*). Lenz giebt hier allerdings wieder seine ganze Leidenschaft zu erkennen, denn er schreibt: „Bester Lavater! Dein Kupferstecher hat sich an Fräulein Waldner versündigt. Wenn hatte sie den

*) Dorer schließt eben daraus, daß die Waldner sich in Weimar befunden haben müsse; dies steht aber bereits hinlänglich fest durch den Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein.

Mund (den auch Baley schon gemißhandelt)? Daß ich Dir ihren Mund mahlen könnte und all die Güte, die in ihm wohnt. Das gezwungene Lächeln ist ganz und gar außer ihrem Charakter." Diese Worte sind nun, wie auch das Datum, Weimar den 14. April, ausweist, unzweifelhaft von dem Ort ihres Aufenthalts aus geschrieben, und Lenz, dessen Herz sicherlich noch warm ist, zeigt sich doch gleichzeitig beruhigt. Alles scheint wohl zu stehen, wie vor allen Dingen die kurze Aeußerung desselben Briefes sagt: „Dein Abraham ist sehr gnädig aufgenommen worden. Herzog und Herzogin sind wirklich Engel, mehr hindert mich die Fülle meiner Werthachtung zu sagen."

Aber so still auch die Oberfläche schien, so war das Herz Lenzens doch in seiner Tiefe bewegt. In den folgenden Worten wird man schon etwas von einem Sturm ahnen. Ein Brief, leider ohne Datum, beginnt: „Wie es zugeht, lieber Lavater! daß ich das bewußte Bild noch nicht erhalten, da Du es doch Rödern für mich zugeschickt haben willst, begreife ich nicht, macht mir aber viel Herzensqual. Das einzige, worauf ich noch auf dieser Welt (außer meiner Freundschaft) einen Werth setze, das einzige, das mich in einer selbstgewählten Einsamkeit*) von der ganzen Welt vergessen, erhalten sollte, zum Besten manches guten Menschen erhalten, soll ich denn durchaus aufs äußerste gebracht sein. Ich verlange nichts, fordere nichts als einen Schatten — einen Schatten, der mich allein an diese Welt binden kann, die mich in allen meinen Verhältnissen peinigt. Ich will nicht müßig gehen in meiner Einöde,

*) Etwa zu Berka (s. o.)? Hier wohl allgemein gesagt.

aber ich muß etwas haben, das meine Kräfte aufrecht erhält, das mich dem großen Ziele entgegenspornt, um deswillen ich nur noch lebe. Ich weiß sehr wohl, daß dies Schatten, daß es ein Traum, daß es Betrug ist, aber laß — wenn es nur seine Wirkung thut, und wenn die vorherbestimmten Schläge durch die unsichtbaren Mächte, die mich brauchen wollen, geschehen sind, was ist darnach an dem Instrument gelegen." — Diese Worte, welche viel zu denken geben, lassen schon eine tiefe Melancholie erkennen, für die es nicht an dem Schlüssel fehlt; daß aber damals die äußeren Verhältnisse noch gut waren zeigt sich aus einer Stelle desselben Briefes: „Ich habe Deinen 2. Theil Physiognomik nur flüchtig mit dem Herzog durchlaufen können, ihn bei manchen Stellen aufmerksam gemacht, ihm vorgelesen und mich gefreut." Dann aber: „Sobald ich Ruhe finde, geh' ich's mit geweihter Seele durch. Jetzt bin ich auch selbst dazu unfähig. Du bist der Einzige, dem ich diese Art meiner Existenz klagen kann, und nicht einmal darin finde ich Trost. Eine gänzliche Taubheit meiner Nerven, die nur, wenn ich arbeite, mich alle Stacheln des Schmerzes fühlen lassen*). Sage mir ein Wort insbesondere, das wird wohlthun; aber um alles in der Welt schone mich nicht, das macht alles nur schlimmer." Wenn diese Worte des edeln Herzens schon tief rührend sind, so geben die folgenden noch deutlicher das Bewußtsein von dem Beginn einer Gemüthskrankheit zu erkennen: „Wie ich itzt so klein, so schwach gegen ehmals mich fühle. Gieb mir mehr wirkliche Schmerzen,

*) Hier giebt Dorer ein Komma, vielleicht ist hier irgend eine kleine Störung.

damit mich die imaginären nicht unterkriegen. O Schmerzen, Schmerzen! Mann Gottes, nicht Trost ist mein Bedürfniß. Diese Taubheit allein kann ich nicht ertragen."

Hiemit stimmt nun auch sein Brief an Herder, Weimar den 9. Junius 1776 (nach Bückeburg gerichtet). Darin die Stelle: „Möge Glückseligkeit von oben herab Dich umathmen, und Dich bald herüber zu uns wehen! Was soll ich Deiner Frau sagen, dem Engel, der sich wohl nicht vermuthet, wie sehr seine freundliche, lichthelle Vorstellung von mir hintergangen werden wird. Sei es! Vor einigen Monaten war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasselbe, taub zwar itzt für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiscenzen fähig. Komm bald."

Daß Lenzens Gemüthszustand leidend sei, scheint nun in Weimar besonders Frau von Stein gefühlt zu haben, und sie ist es vielleicht, welche die Katastrophe noch aufhielt.

So viel nun der Phantasie für die Lösung des Räthsels gegeben ist, so fehlt doch die Lösung selbst. In Weimar waltete offenbar durch eine gewisse Verabredung ein tiefes Schweigen darüber unter den Wenigen, die davon wissen konnten. Hier fehlen nun auch die Briefe und es bleibt uns nur, die Auflösung in Lenzens Dichtung zu suchen; man bemerkt aber bald, daß hier nur die leisesten Anspielungen vorkommen, daß auch hier Verhüllungen sind. Indessen ist durch die erneute Publication des Waldbruders ein Schritt geschehen, denn ohne Zweifel ist dieses Fragment eines Romans nach der Weimarischen Katastrophe gedichtet und hat Beziehungen zu derselben. So war denn der Versuch einer Lösung um so näher gelegt und Dorer,

welcher jenes Fragment aus den Schillerschen Horen von neuem vorführt, unterläßt nicht ihn zu machen.

Daß Lenz herzoglichen Befehl erhielt, Weimar auf der Stelle zu verlassen, ist bekannt und ward schon von uns erwähnt. Goethe schreibt an Frau v. St., die vielleicht selbst Zeugin war, oder durch ihren Gemal bereits unterrichtet sein konnte, die kurzen Worte: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise offen zugeschickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, daß es tüchtig ist und was aushalten kann."

Gewiß war es irgend ein gewaltsamer Vorfall, aber welcher? Dorer legt sich die Sache mit Folgendem zurecht (S. 160), indem er sich besonders auf das Gedicht „Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit" stützt: „In diesem Gedicht wird die Erfolglosigkeit einer zum sinnlichen Genuß geeigneten Ueberraschung geschildert und bedauert, und der Wunsch mit allem Feuer ausgesprochen, daß der Anlaß sich wiederholen und volle Befriedigung gewähren möge." Und er fährt fort: „Aber so wenig als die Liebe kann in Weimar die Ueberraschung an und für sich strafbar erschienen sein. Ahndungswürdig hatte die Ueberraschung nur durch verschiedene Nebenumstände werden können und diese dürften in der Stellung der Dame, in dem Orte der Ueberraschung und in der Art und Weise der Einleitung derselben, die die höchsten Kreise der Frauen in Weimar verletzte, gefunden werden. Es wird schwer sein Gewisses über die meisten dieser Punkte zu erfahren, und ich erlaube mir nur die Vermuthung hier auszusprechen, daß die Ueberraschte das Fräulein von Waldner, die Geliebte unsres Lenz und die Ver-

lobte eines andern war." Die Scene hätte besonders für die sittenstrenge Herzogin verletzend sein müssen.

Also eine Ueberraschung, und Lenz käme hier in eine gewisse Aehnlichkeit mit Ovid, ja mit Aktäon, der schon bei letzterem zum Vergleich herangezogen worden. Gewaltsam und anstößig genug würde ein Vorfall dieser Art sein, zumal wenn nicht durch Zufall gegeben, sondern durch keckes Eindringen veranlaßt, und Goethe's Wort „Eselei" würde hinreichend gerechtfertigt sein, ja sogar noch schonend erscheinen. Allein eine andere Frage bleibt, ob dies im Charakter von Lenz liege, ob die Documente in der von ihnen gegebenen Steigerung des Gemüthszustandes irgend auf einen solchen Schlußact hindeuten. Man wird uns nach allem Vorigen fürs erste ein Bedenken gestatten.

VII.

Die Liebesgedichte.

Wir ziehen jetzt eine neue Quelle heran, Lenzens eigene Gedichte. In diesen feiert er den Gegenstand seiner Neigung, in diesen schüttet er sein Herz aus, hier muß also vorzüglich Aufschluß zu finden sein. Andererseits sind es ja nun eben diese dichterischen Werke, welche vor allen unsere Aufmerksamkeit besitzen, und wahrlich sie bedürfen mindestens ebenso sehr eines Commentars durch die Lebensverhältnisse, als dies bei den Goetheschen der Fall ist, denn hier haben wir es mit keiner idealen Chloe und Galathee zu thun, sondern mit lauter leibhaften Gestalten, mit wahren tiefen Empfindungen, und wenn uns auch einmal eine Phyllis begegnet, so liegt dahinter doch ein ganz anderer Name, den zu nennen nur die Verhältnisse verboten.

Bei den lyrischen Gedichten ist nun freilich sehr zu bedauern, daß es, bis auf einzelne Ausnahmen, ganz an Haltpunkten für die Zeitfolge gebricht. Als die Ausgabe der Lenzischen Schriften gemacht wurde, gab es auch nicht den geringsten Fingerzeig für den erotischen Inhalt der Gedichte und so ist denn hier alles durch einander gerathen. Wer aufräumen will, findet unberührten Boden und ein vollkommen rohes Material.

Wir aber sind nun bereits in dem glücklichen Besitz eines Leitsternes.

Zunächst ist eines Gedichtes zu gedenken, in dem sich Lenzens Verlangen nach einem liebenden Wesen ausspricht, zum Beweise, daß das Verhältniß mit Friederike vollständig gelöst und keine andere an ihre Stelle getreten war. Dem Gedicht: „Allwills erstes geistliches Lied" entlehnen wir die nachstehenden Strophen:

Es ist wahr, ich schmeckte schon
Augenblicke voll Entzücken,
Aber Gott, in Augenblicken,
Steht denn da dein ganzer Lohn?

Funken waren es von Freuden,
Vögel, die verkündten Land,
Wenn die Seele ihrer Leiden
Höh' und Tiefe nicht erstand.

Aber gäb' es keine Flamme
Und betrög' uns denn dein Wort,
Sucht' uns, wie das Kind die Amme,
Einzuschläfern fort und fort?

Nein, ich schreie — Vater, Retter,
Dieses Herz will ausgefüllt,
Will gesättigt sein, zerschmetter'
Lieber sonst dein Ebenbild!

Soll ich ewig harren, streben,
Hoffen und vertrau'n in Wind?
Nein, ich laß dich nicht, mein Leben,
Du beseligst denn dein Kind.

Dies brünstige Gebet des sehnenden, ungestümen Herzens blieb nicht unerhört. Ein Eindruck erfüllte des Dichters leeres Gemüth bald nur allzu sehr.

Impromptu auf dem Parterre.

Dies Erschrecken, dies Verlangen,
Das mich, als du kamst, umfangen,
Dies Gefühl — wer zaubert's nach?
Gott, wie schlug das Herz so schwach —
Als mein Glas ihn überraschte,
Jenen Blick, nach dem ich haschte,
Jenen Blick, o Huldgöttin!
Welch ein Himmel war darin!
Sieh mein Herz, das nach dir bebte,
Kannt' ich gleich die Ursach nicht,
Zog, obschon ich widerstrebte,
Stets mein Aug' auf dein Gesicht,
Bis ich, ohne daß ich's wußte
Wer du wärest, weinen mußte.

Wenn dies Gedicht das erste Erblicken schildert, so wird es wohl ohne Bedenken nach Straßburg zu setzen sein. Vielleicht gehört in die Nähe:

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim' aus deinem Schooß hervor!

Sagt ihr, Veilchen, eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt.

Schon leidenschaftlicher das folgende: „Auf eine Quelle", worin *** sich gewöhnlich baden soll.

Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Ach, wärst du nicht so rein,
Ich legte mich hinein.
Zwar wär' es Sünd' auf lebenlang:
Doch macht mir nicht die Hölle bang;
Hab' ich sie doch im Busen hier,
So lange Minna fehlet mir.
Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Ach! trocknetest du nicht vor Gluth,
Als sie sich legt' in deine Fluth,
Ach! hast du nicht mit geistigem Verlangen
Den schönen Leib umfangen?
Warf nicht der Baum sein blühend Haar
All hin auf ihrer Augen Paar,
Und deckte, daß sie es verstund,
Mit Lilien den Rubinenmund,
Mit Lilien sie um und um
Und klagte so sein Leiden stumm?
Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Du weißt es wohl, daß sie dich kennt,
Dir gerne deine Freude gönnt,
Ach! aber ich — mich kennt sie nicht,
Und gönnt mir nicht ihr Angesicht.

Ich habe hier, damit das Gedicht lesbarer sei, an Stelle des im Tieckschen Druck nur angedeuteten Namens die Kühnheit gehabt Minna zu setzen, obgleich nur ein W—. gegeben

ist. Ich vermuthe mit Grund, daß statt dieses W vielmehr M zu lesen war; nun brauchen wir aber einen zweisilbigen Vornamen, und da kommt in zwei anderen Gedichten auf eben diese Geliebte Minna vor. Das W. auf Waldner zu deuten würde nicht angehen.

Flammende Leidenschaft spricht sich ferner aus in dem Gedicht: „Ausfluß des Herzens, eine esoterische Ode." Nach Klopstockscher Art und drüber hinaus fließt hier Liebe und Gebet wunderbar in einander. Ich entnehme nur die Strophen:

Ach, ein Bild — Gott, du hießest es
Dem Genius mir vor's Auge halten;
Wach' ich früh am Morgen, so steht es vor mir —
Leg' ich mich nieder, so schwebt es vor meiner Stirne.

Bet' ich zu dir — wenn Himmel und Erden
Um mich vergehen — wenn du nur und ich in dir
Noch bin — dann lächelt dies Bild in voller Klarheit
Mir entgegen, daß das Herz mir hinwegschmilzt.

Endlich gewinnt die Entzückung in den Worten Ausdruck:

Herr, ich sahe ein Mädchen —
Die edle Gottesseele flammt im Auge,
Lieb', Unschuld, Größe, Wonne, Adel!

Es ist hier vor allem darauf hinzuweisen, daß die Leidenschaft, welche anfangs eine stark sinnliche Färbung hat, sich je mehr und mehr adelt und vergeistigt, namentlich als der Dichter in nähere Bekanntschaft mit der Heißgeliebten tritt.

In leichterer Weise spricht fürs erste noch das Verlangen ihr nahen zu dürfen sich in den Versen aus:

Wie mach' ich es? wo heb' ich Berge aus,
Mich ihr zu nähern? Wer kommt mir zu Hülfe?
O wär' ich leicht wie Zephyr, wie ein Sylphe,
Ach, oder dürft' ich in ihr Haus
Unmerkbar leise, wie die Maus!
O wär' ein Zauber da, mich zu zerschneiden, spalten,
Mich tausendartig zu gestalten:
Gönnt' er mir nur das Glück ihr Angesicht zu sehn,
In tausend Tode wollt' ich gehn.
Die schwarzen Augen, deren süßes Feuer
Zu Boden wirft, was ihnen naht, der Schleier
Des unbezwungnen Geistes, der von jedermann
Anbetung sich erzwingt, auch wer ihn hassen kann,
Das holde Mündchen, das so fein empfindet,
So zärtlich liebet, das schalkhafte Kinn,
Gebildt von einer Huldgöttin.

Schwer wird ihm der Entschluß einer Annäherung. Ich setze hieher das Stück:

So kurz das Leben ist, so sehr mein Herz erschrickt
Vor seinem kühnen Unternehmen,
Und still steht vorm Gedanken, daß die bangen
Accente seines Grams bis zu ihr selbst gelangen,
Des Grams, den ich so gern verschwieg,
Der nie zur Sprache sich verstieg, —
Doch jetzt, ach jetzt, wer kann ihm widerstehen,
Dem Wunsch, sich wenigstens von ihr bedaurt zu sehen —
Von euch, ihr himmelvollen Augen, deren Licht
Mir Witz und Sprache leiht, die meinem Schmerz gefehlet,
Und jeden Mund, der von euch spricht,
Mit göttlicher Beredtsamkeit beseelet.

Er scheint jetzt Zutritt gefunden und Bekanntschaft gemacht zu haben. Das drückt sich in dem sehr schönen Liede aus:

An **.

In der Nacht, im kalten Winter
Wird's so schwarz und graulich nicht,
Als in meinem armen Herzen,
Fern von deinem Angesicht.

Aber, wenn es wieder lächelt
In die Seele mir hinein,
Werd' ich jung und neugeboren,
Wie das Feld im Sonnenschein.

Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel' alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.

Wenn die schöne Flamm' erlöschet,
Die das all' gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt.

Von Wichtigkeit ist das folgende Gedicht wegen des beigefügten Datums:

Aufopfern dich, du himmlischer Gewinn,
Dich Engel! einer Bulerin? —
Nein, nimmer, nimmer! möge mit Erröthen
Mein Schutzgeist auf mich niedersehn,
Und mich verderben sehn in meinen Nöthen,
Fänd' ich dich jemals minder schön.
Und will mein Herz für andern Reiz entbrennen,
Und seine Liebe Freundschaft nennen,
So stürm' die Leidenschaft wie heut die Larv' ihr ab,
Und stoß' mich einen Schritt voraus ins Grab.

Den 19. April 1774.

Die wachsende Leidenschaft zeigen uns zwei Gedichte unter dem Namen Phyllis, gleichfalls mit einem Datum, 14. März 1775 (s. o.):

Der Dichter verliebt.

Ich dich besingen, Phyllis? Nein!
Ich fühle dich zu sehr, um jetzt nicht stumm zu sein.

So werden denn die Gedichte jetzt auch kürzer, mehrere von ihnen sind bloße Interjection. Von längeren erwähne ich:

Die erste Frühlingspromenade.

Der Baum, der mir den Schatten zittert,
Der Quell, der mir sein Mitleid rauscht;
Der Vogel, der im Baume zwittert,
Und ob ich ihn auch höre, lauscht;
Die ganze freundliche Natur
Nimmt mich umsonst in ihre Kur.

Die Weisheit, strengen Angesichtes
Und guten Herzens, aber kalt,
Lacht meines glühenden Gedichtes
Von Liebe — und doch glaubt sie's bald,
Will mich bezaubern, trösten mich,
Bezaubert und verirret sich.

Die Schöne, die auf jungen Rosen
Des liebesbangen Mayen liegt,
Von der, dem Kummer liebzukosen,
Mir Blick und Wunsch entgegenfliegt,
Die schraubt mein mir entrücktes Herz
Nur höher auf zu wildem Schmerz.

Ach Phyllis, um gleich jenen Knaben
In Sturmhaub' und Perrück' und Stern
So froh die Fluren zu durchtraben,
Müßt' ich von diesen weisen Herrn
Die Kälte und die Blindheit haben;
Müßt' ich, in meinem Selbst vergraben,
Dich, Gottheit, nie gesehen haben;
So hold, so nah mir — und so fern — —

Nach diesem Gedicht weiß die Dame nicht nur von seiner Neigung, ja es ist ein gewisses Entgegenkommen, eine, wenn auch mitleidsvolle Erwiederung angedeutet — wobei freilich ein Theil auf Täuschung beruhen konnte. Hier vor allen das Gedicht, auf das ich einen besonderen Werth lege (s. o.):

Aus ihren Augen lacht die Freude —

Mit dem Schluß:

Und unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch besiegt zu sein.

Daß dennoch wieder der Dichter das Verhältniß für hoffnungslos hielt, spricht sich besonders in folgendem Seufzer aus:

Ach, ihr Wünsche junger Jahre
Seid zu gut für diese Welt!
Eure schönste Blüthe fällt,
Unser bestes Theil gesellt
Lange vor uns sich zur Bahre.

Dazu das schon oben berührte Stück vom 28. October 1775:

Die Todeswunde tief in meiner Bruſt,
Um euch nicht zu betrüben,
Ihr Freunde, die mich lieben,
Steh' ich, und lache Luſt.

Stille Freuden meiner Jugend,
Ach, wo ſeid ihr hin?
Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein, in mehr verzaubert bin.

Dann finde hier ſeine Stelle das gleichfalls berührte Gedicht, das offenbar auf Zutritt und Verkehr hindeutet:

An **.

Ach, eh' ich dich, mein höchſtes Ziel,
Eh' ich dich fand, welch muthlos Streben,
Welch regelloſes Fibernſpiel,
Bald der, bald der mein junges Leben
Mit allen Freuden Preis zu geben,
Nachdem es ihrem Stolz gefiel.
Und keine ſah es was ich litte,
Und keine hörte meine Bitte,
Verſtand mein Sehnen, meine Pein,
Mir liebenswerth, mir was du biſt zu ſein.
Jetzt hab' ich dich — und ſoll dich laſſen,
Eh' möge mich die Hölle faſſen.

Auch hier zeigt ſich eine gewiſſe Gegenſeitigkeit, und nicht bloß in der Phantaſie des Dichters, ein gewiſſes Gefühl des Beſitzes und das feſte Wort von der Unmöglichkeit ihn aufzugeben. Wie rührend dann wieder die ſanfte Reſignation:

An ihrem Blicke nur zu hangen
Verlang' ich, weiter nichts,
Und von dem Reichthum ihres Lichts
Ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.

Ferner in dem Gedicht mit der Ueberschrift:

Die erwachende Vernunft.

Du nicht glücklich? stolzes Herz,
Was für Recht hast du zum Schmerz?
Ist's nicht Glück genug für dich,
Daß sie da ist, da für sich.

Dies Stück findet sich eingewebt auch im Waldbruder, der wohl in spätere Zeit zu setzen ist, nach dem Abgang von Weimar, das würde aber durchaus nicht hindern, es schon als früher gedichtet anzunehmen, wie ich denn geneigt bin, die sämmtlichen hier gegebenen Stücke nach Straßburg, also vor März 1776 zu setzen.

Hieher gehören nun auch mehrere bei Tieck fehlende Stücke. Aus dem Vossischen Musenalmanach von 1777, S. 28, mit dem vollen Namen Lenz unterschrieben:

An das Herz.

Kleines Ding, um uns zu quälen
Hier in diese Brust gelegt!
Ach, wer's vorsäh', was er trägt,
Würde wünschen, thätst ihm fehlen!

Deine Schläge, wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein!
Und wie Augenblicks vergelten
Sie ihm jede Lust mit Pein!

Ach! und weder Luft noch Qualen
Sind ihm schrecklicher als das:
Kalt und fühllos! O ihr Strahlen,
Schmelzt es lieber mir zu Glas!

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis ins Mark,
Kann das Leben zwar verbittern;
Aber ohne sie wär's Quark.

Wiederum Höhe der Leidenschaft und kühnen Entschluß finden wir in dem schönen Gedicht, das uns Vossens Musenalmanach 1778, S. 41 bringt:

Pygmalion.

An diesen Lippen, diesen Augen,
Die Welt vergessend, hinzuhangen,
Und aus den rosenrothen Wangen
Des Lebens Ueberfluß zu saugen,
An dieses Busens reiner Fülle
Die Schmerzen meiner Brust zu wiegen,
Und auf des Schooßes Fried' und Stille
Mit thränenmüdem Haupt zu liegen:
Das war mein Wunsch und ist mein Grämen,
Und soll mir doch kein Schicksal nehmen.

Spricht sich hier die Hoffnung auf wirklichen Besitz aus, so ist dagegen wieder geistiger das folgende, ebenda S. 46:

An Minna.

Geduld und unerschrockner Mut
Beseelen mein getreues Blut;
Ich fürcht' mich nicht zu sterben.

Der Himmel koſtet Leiden hier,
Ich leide froh, kann ich von dir
Mir einen Blick erwerben.

Nur du verdienſt beglückt zu ſein;
Drum will ich gerne Gram und Pein
In meiner Bruſt verſchließen.
Den Thränen will ich widerſtehn;
Du Engel ſollſt ſie niemals ſehn
Auf meinen Wangen fließen.

Ach! traue deutſcher Redlichkeit,
Die ſich zu deinem Dienſte weiht;
Und willſt du ſie belohnen,
So müſſe Tag und Nacht der Schmerz
Dir Freude ſein, und Luſt und Scherz
Dein ſchönes Herz bewohnen.

Alsdann, mein Kind, iſt alles gut,
Alsdann ſo mag mein junges Blut
Für dich die Erde färben.
Es iſt mir ſonſt nichts fürchterlich,
Als dich betrübt zu ſehen, dich!
Viel ſanfter thut's zu ſterben.

Drum fleh' ich, heitre dein Geſicht,
Und ſcheue Höll' und Himmel nicht,
Bleibt mir dein Auge offen.
Wenn du vergnügt und glücklich biſt,
Und ſtünd' ich auf dem Richtgerüſt,
So iſt mein Ziel getroffen.

Und wär' ich in der Sklaverei
Und hätte nur den Troſt dabei,
Für dich, für dich zu leiden,

Und wär' ich jenseit über Meer
Und wüßt', daß Minna glücklich wär',
Doch wär' ich zu beneiden!

Nur sie, nur sie muß glücklich sein,
Nur sie, nur sie verdient's allein,
Und ging' die Welt zu Grunde!
Ich selber mit! O wie so schön
Würd' ich alsdann zu Grunde gehn,
Schlag' bald, du schöne Stunde!

Das Gedicht ist, wie auch das vorige, mit „Lenz" unterzeichnet, und für uns kann nicht zweifelhaft sein, an wen es gerichtet sei; ich vermuthe hier, der Name Minna könnte vielleicht auch zu Adelaide gehören. Das Stück ist kühnster Entschlüsse voll unter der Voraussetzung, daß die Geliebte selbst in einem gezwungenen Verhältniß unglücklich und dem Dichter in Wahrheit zugeneigt sei.

Nun finden wir auch Lieder, welche die tiefste Melancholie an sich tragen, welche den bestimmten Verlust der Geliebten zeigen und den Dazwischentritt einer gewaltsamen Scene ahnen lassen. Dahin gehört vor allen das außerordentlich schöne Stück mit der Ueberschrift:

An Henriette*).

Von Gram und Taumel fortgerissen,
Verzweiflungsvoll dein Bild zu küssen,
Ach, alles was mir übrig ist.

*) Alfred Nicolovius hat (J. G. Schlossers Leben und litterarisches Wirken) dies und andere Stücke fälschlich auf den Tod von Schlossers Gattin, Goethe's Schwester, bezogen, allein alsdann begreift man die

Dies Bild will ich am Munde halten,
Wenn alles an mir wird erkalten
Und du mir selbst nicht denkbar bist.

Ich vermuthe wieder, daß auch Henriette ein Name Adelaidens von Waldner ist, die er mit ihrem Rufnamen nicht bezeichnen durfte, ebenso wie Minna.

Ferner, was Tieck weit davon getrennt, ein Lied von hinreißender Schönheit:

Verzeih' den Kranz, den eines Wilden Hand
Um dein geheiligt Bildniß wand,
Hier, wo er unbekannt der Welt,
In dunkeln Wäldern, die ihn schützen,
Im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt,
Und wenn er davor niederfällt,
Die Götter selbst auf ihren Flammensitzen
Für eifersüchtig hält.

Man kann zweifelhaft sein, ob die Erwähnung der Wälder hier auf die „selbstgewählte Einsamkeit" zu Berka hinweise, oder ob wir an ein späteres noch dunkleres Stadium zu denken

---

pseudonyme Ueberschrift nicht, denn jene hieß mit vollem Namen: Cornelia Friedrike Christiane. Dagegen ist Nicolovius ein anderes auf den Tod von Schlossers erster Frau bezügliches Gedicht entgangen (Tiecks Ausg. III, S. 251):

Ach, soll so viele Trefflichkeit
So wenig Erde decken?
In diesem dürren Moosekleid
Und kümmerlichen Hecken,
Ist dieses schlechte Kissen werth,
Daß hier dein Haupt der Ruh' begehrt?

haben, welches hinter der Verbannung von Weimar liegt. Für letzteres spräche vielleicht die Aehnlichkeit der Situation mit dem Roman „der Waldbruder", falls dieser nämlich gleichfalls später zu setzen wäre.

Sehr deutlich dagegen gehört in eine bestimmte Zeit das überaus schöne Gedicht, von dem wir bereits die ersten Strophen mittheilten. Es stehe hier nun ganz:

Mit schönen Steinen ausgeschmückt,
Von frohen Lichtern angeblickt,
Da sitzest du vielleicht anitzt,
Wo doch dein Auge heller blitzt,

Und denkest nicht, daß hier in Nacht
Ein ausgeweintes Auge wacht,
Das überall, wohin es flieht,
Kein Mittel mich zu retten sieht.

Dies Reißen in der Stirn und Brust,
Der Todesbote, meine Lust,
Auch er, auch er läßt mich allein,
Ach, der Betäubung dumpfer Pein.

Wo war ich doch, wer war ich doch —?
Gefühl voll Angst! ich lebe noch.
Ich dachte schon, ich läg' in Ruh',
Und Freundeshand, die deckte zu.

Ach! aber Freundeshand bringt mir
Den Kelch des Todes und von dir,
Von dir, von dir! mehr als der Tod,
Was überm Grabe schlimmer droht.

Fern und verachtet und mißkannt,
Wo niemand weiß, wer mich verbannt,
Ach, wie so glücklich ist der Mann,
Der dir zu Füßen sterben kann.

Ach, wär's auch nur vor deiner Thür,
Vorm Thor der Stadt — nicht aber hier,
Wo ihn der Himmel selbst nicht kennt,
Und kaum die Erd' ein Grabmal gönnt.

Wenn nicht alles täuscht, muß das Gedicht bald, nachdem der Dichter Weimar verließ, gedichtet sein, im frischesten Eindruck des Erlebten. Wir werden weiterhin noch Elemente zu seiner Erklärung bieten können.

Zuletzt kommen wir hier auf ein Gedicht, dem, wie man es auch auffassen möge, jedenfalls eine besondere Bedeutung beizumessen ist. Das Gedicht lautet vollständig:

Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit.

Eine Predigt über den Text: Die Mahlzeit war bereitet, aber die Gäste waren ihrer nicht werth.

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Thore verschlossen;
Wer ist der wieder eröffnen,
Mir wieder erschließen sie mag?
Hier ausgesperret, verloren
Sitzt der Verworfne und weint,
Und kennt im Himmel, auf Erden
Gehässiger nichts als sich selber,
Und ist im Himmel, auf Erden
Sein unversöhnlichster Feind. —

Auf gingen die Thore,
Ich sah die Erscheinung;
Und war's kein Traum?
Und war's so fremd mir?
Die Tochter, die Freude*),
Der Segen des Himmels,
In weißen Gewölken,
Mit Rosen umschattet,
Duftete sie hinüber zu mir,
In Liebe hingesunken,
Wie schrecklich in Reizen geschmückt,
Schon hatt' ich so selig, so trunken
Fest an mein Herz sie gedrückt,
Ich lag im Geist ihr zu Füßen,
Mein Mund schwebt' über ihr,
Ach! diese Lippen zu küssen,
Und dann mit ewiger Müh'
Den süßen Frevel zu büßen! —

In dem einzigen Augenblick,
Große Götter, was hielt mich zurück?
Kommt er nicht wieder?
Er kehret nicht wieder!
Ach, er ist hin der Augenblick,
Und der Tod mein einziges Glück!

Daß er käme!
Mit bebender Seele
Wollt' ich ihn fassen,
Wollte mit Angst ihn

*) In der Tieckschen Ausgabe ohne Komma: „Die Tochter die Freude", was hier für das Verständniß nicht gleichgültig, denn gemeint ist: die Tochter des Himmels, die Freude des Himmels u. s. w.

Und mit Entzücken
Halten, ihn halten,
Und ihn nicht laſſen,
Und drohte die Erde mir
Unter mir zu brechen,
Und drohte der Himmel mir
Die Kühnheit zu rächen,
Ich hielte, ich faßte dich,
Heilige, Einzige,
Mit all deiner Wonne,
Mit all deinem Schmerz,
Preßt' an den Buſen dich,
Sättigte einmal mich,
Wähnte, du wärſt für mich,
Und in dem Wonnerauſch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz!

Das Gedicht, gewiß eins der ſchwungvollſten, feurigſten, die je in deutſcher Sprache geſchrieben worden, hat freilich einige Dunkelheit und entbehrt des ſcharfen Umriſſes, vielleicht ſelbſt der ſtrengen Logik, ſo daß es auszulegen und zu rathen giebt. Man fragt ſich, ob es allgemein oder beſonders zu nehmen ſei, von einem beſtimmten Fall. Für jetzt nur ſo viel: Während einerſeits manches auf eine wirkliche Ueberraſchung deutet, hat doch wiederum das Ganze eine ideale, ſymboliſche und träumeriſche Haltung, ein gewiſſes Helldunkel, und wohl beachte man die Worte „ich lag im Geiſt ihr zu Füßen", ein Ausdruck, der nicht bloß dieſer Zeile gilt. So weiſt denn namentlich das „duftete ſie hinüber zu mir", und „die Freude des Himmels" wohl eben dorthin. Großartig ſchön und ſehr bezeichnend für den Sinn des Ganzen iſt mir beſonders noch

der Ausdruck: „schrecklich mit Reizen geschmückt", der auf die Unnahbarkeit der Götterschönheit hindeutet. Ich finde den Schwerpunkt des Gedichtes eben in dem Verliebtsein zum Sterben und in der Unnahbarkeit der übermenschlichen Schönheit, darin, daß der Dichter sich tadelt, sich haßt, weil er den gebotenen Moment der Sättigung versäumt, obwohl er in dessen Ergreifen seinen Untergang sieht, und daß er dennoch die Wiederkehr wünscht, um eben darin Sättigung und Tod zu finden. So drückt dies Gedicht am tiefsten und am poetischsten den Charakter der edeln Liebe aus; zur Bestätigung kann das Gedicht Tantalus dienen, wovon weiter unten.

Daß Lenz bei seiner Leidenschaft, nahebei nach antiker Art, sich als ein Opfer des gottgesandten Leidens ansah, drückt noch das schöne, ruhig ergebungsvolle Gedicht aus:

Nur der bleibende Himmel kennt,
Was er den schwachen Sterblichen gönnt,
All ihr Glück, erstohlen von Qualen,
Hinter Wettern zitternde Stralen,
Was ihr Herz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat er ihnen zugezählt
Unerbittlich — all ihre Triebe,
Alle Grad' und Gestalten der Liebe,
Alle Reibungen von Wünschen und Schrecken,
Hoffen und Zagen bei schwimmenden Zwecken.

Möchten die so durch die Lebensumstände beleuchteten Gedichte den Eindruck erwecken, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben — und der bisher, selbst nachdem man ihn gedruckt, so gut als unbekannt war.

VIII.

Späteres Leben: Wahnsinn, Herstellung, Tod. 1776—1792.

Der unglückliche Lenz verließ Weimar am 1. December 1776; und wohin nahm er seinen Weg? In dem Abschiedsbrief, den er am letzten Tage in Weimar an Herder schrieb, heißt es: „Schick mir wo möglich einige Zeilen Stärkung, derweil ich in Emmedingen bin;" und am Schluß: „In der Christnacht bei Schlossern." In Weimar wußte man nicht wo er war; wenigstens schreibt Wieland, der so viel herzlichen Antheil an ihm nahm, am 13. Juni 1777 an Merck nach Darmstadt: „Wo ist Lenz, und wie geht's dem guten Jungen" —. Durch Herder war Lenz bei seinem Abgange ein Reisegeld übergeben worden, aus seinem Brief an Herder vom 29. November 1776 (s. Briefe von und an Merck I, S. 244) scheint aber hervorzugehen, daß er es, als mit seiner Ehre unverträglich, nicht annahm. Mit Schrecken könnten uns Andeutungen in seinen Gedichten erfüllen, die von Aufenthalt in Wäldern sprechen, zumal wenn man damit die im Waldbruder herrschende Stimmung verbinden will. Doch ist wahrscheinlich, daß Lenz sich bei Schlosser zu Emmendingen, oder in dessen Nähe aufgehalten habe, und die große Zahl der Werke, welche in dieser Zeit er-

wachsen sein müssen, giebt volle Kraft des Geistes zu erkennen. Bei Schlosser in dessen ländlicher Umgebung und unter dessen Einfluß schrieb er wahrscheinlich auch die Erzählung „Der Landprediger", da sie nämlich im deutschen Museum Juni 1777 gedruckt worden und ihr Inhalt auf Ländliches und Oekonomisches verweist.

Hier treffen wir auf eine chronologische Verwirrung, die vor allen Dingen ins Reine gebracht werden muß, da sie Einfluß übt auf die gesammte Beurtheilung der Verhältnisse. Mehrere Darsteller haben angenommen, Lenzens Wahnsinn habe sich im Sommer 1777 gezeigt, als der Dichter sich zu Emmendingen bei seinem Freunde Schlosser aufhielt. So faßte es schon Reichardt auf; dieser sagt ausdrücklich: „1777 war Lenz wieder in Emmendingen bei Schlosser und da brach sein Wahnsinn aus," ja er bringt denselben in Verbindung mit dem Tode von Schlossers Frau. Aehnlich ist nun auch die Darstellung bei Tieck: „Sein Schmerz, die Verwirrung aller seiner Gemüthskräfte brach in Schlossers Hause bald in Wahnsinn und Raserei aus." Der Herausgeber der Werke erzählt weiter, daß man Lenz habe in Ketten legen müssen, da er nicht zu zwingen war; dann, weil das Elend in Schlossers Nähe zu groß gewesen, habe dieser ihn in der Nachbarschaft in Aufsicht gegeben zu einem Schumacher u. s. w. Ebenso und zum Theil mit denselben Worten nun auch Nicolovius in J. G. Schlossers Leben und litterarischen Werken, S. 63. Nachdem er den Tod von Schlossers Gattin Cornelia am 7. Juni 1777 berichtet und daß Lenz ihren Tod besungen habe, meldet er auch, daß bald darauf sich der Wahnsinn eingestellt, man den Dichter gefesselt, in Aufsicht gegeben; die Raserei aber habe sich dann

gelegt, sei in Schwermut übergegangen, so daß Lenz sich nach der Schweiz begeben konnte; am 28. September habe er von Zürich aus geschrieben u. s. w.

Diese Auffassung aber stimmt nicht mit den später bekannt gewordenen genaueren Angaben, weder mit dem was Stöber berichtet, noch mit dem was aus dem Lavaterschen und Sarasinschen Briefwechsel hervorgeht. Danach war Lenz im Winter zu Emmendingen, begab sich aber im Frühling nach der Schweiz, zunächst wohl nach dem benachbarten Basel, zur Familie Sarasin; dann ferner läßt sich sein Aufenthalt ohne besondere Lücke nachweisen. Am 11. Mai und 2. Juni finden wir Lenz zu Zürich, also bei Lavater, oder in dessen Nähe; am 14. Juni schreibt er auf einer Reise mit Kayser aus Urserenthal. Darauf ein Brief an Sarasin, zwar ohne Datum, doch durch sich selbst deutlich genug sprechend. Er beginnt: „Ihr letztes Schreiben fand ich bei meiner Zurückkunft vom Gotthard kaum bei Lavatern, der verreist war, als ich den folgenden Morgen in der Frühe es schon befolgte. Immer glaubte ich, man hätte mich schrecken wollen, so wenig können wir uns überreden, daß das wahr sei, was uns zu Boden schlagen soll." Es war nämlich Lenz der Tod von Schlossers Frau gemeldet worden, und man sieht, die Aufforderung war an ihn gerichtet, schnell zu Schlosser zu eilen, um diesem trostreich zur Seite zu stehen. Aus dem Ferneren des Briefes erhellt, daß er sich selbst bereits bei Schlosser befand und also aus Emmendingen schreibt: „Ueberbringer dieses Briefes ist der Baron Hohenthal, der ein alter Bekannter von Schlossern und nach der entsetzlichen Wunde auf einige Tage zu ihm gekommen ist. Er will die Schweiz sehen; ich habe ihm versprochen einen

Brief an Sie mitzugeben. Vielleicht komme ich gar selbst nach Basel und mache einen kleinen Weg mit ihm nach Lausanne*). Doch das sind noch Luftschlösser, die ein Hauch einwirft."

Hier war also Lenz wirklich wieder Ende Juni oder Anfang Juli in Emmendingen, aber nichts von Ausbruch des Wahnsinns. Zwei Gedichte Lenzens aus dieser Zeit trauern über den Verlust der verehrten Freundin:

Ich suche sie umsonst, die heilige Stelle,
Ging hier umsonst den Sturz des Berges hinüber,
Schau' über Bäumen zur Wiese hinab,
Finde sie nicht.
Hier war's, hier war's, wo die Bäume sich küssen,
Sich still und heilig auf ewig umarmen,
Hier war's, wo die ermüdete Quelle
Sanft nach ihr weint — nimm meine Trauer mit.
Hier war's, hier, wo der grausame Himmel
Hinter dem freundlichern Laube verschwindt,
Und mein schont. Empfange mich Erde,
Daß du mein Grab wärst — ich soll euch verlassen,
Sie verlassen, von ihr vergessen,
Wie ein vorüber gewehter Windhauch!
Ach, ich beschwör' euch, ihr schöner zu grünen,
Wenn der Frühling sie wieder hieher lockt.
Wenn sie unter Gelächter und Freunden
Und ihrer Kinder Jubel-Getümmel
Zu euch kehrt, euch blühender macht.
Unglückliche, ihr kommt nicht zu ihr,
Euer Wehen, eure Seufzer,

*) So glaube ich emendiren zu müssen. Dorer giebt: und nach einem kleinen Weg. Lenzens Handschrift war in späterer Zeit sehr unleserlich, woher die vielen Fehler in den Drucken.

Eure Klagen hört sie nicht.
Aber sie wird, wenn sie euch vorbeigeht,
Süßern Schauer empfinden, sie wird euch
Mit ihren Blicken segnen, ihr werdet
Glücklicher sein, als ich.

So soll ich dich verlassen, liebes Zimmer,
Wo in mein Herz der Himmel niedersank,
Den ich aus ihrem Blick, wie selig, aus dem Schimmer
Der Gottheit auf der Wange trank,
Wenn sich ihr Herz nach ihm, nach ihm empörte,
Und ihr entzücktes Ohr der Sphären Wohllaut hörte,
Wenn sie mit Shakespeare, der ihren Geist umfing,
Ha, zitternd oft vor Furcht und Freude,
Der Engel Lust im süßen Unschuldskleide,
In die Mysterien des hohen Schicksals ging:
Auch ich sah ihren Pfad, auch mir
War es vergönnt, ein Röschen drauf zu streuen,
Zur Priesterin des Gottes sie zu weihen,
Und hinzuknien vor ihm und ihr.

Ach, wär' ich nur so rein gewesen,
Als die Erscheinung dieses Glücks
Vorausgesetzt. Ihr höhern Wesen,
Verzeiht dem Strauchelnden, euch waren sie erlesen,
Doch Ewigkeiten Lust sind Kranken, die genesen,
Nur Freuden eines Augenblicks.

Ja, es erwarten dich, du Himmelskind! der Freuden
Unzählige, durch selbst gemachte Leiden,
Dir unbegreiflich, längst erkauft,
Mit Thränen ingeheim getauft;

Ja, es erwartet dich, was du nicht lösen könntest,
Der Räthsel Allentwickelung
Und höherer Gefühle Schwung,
Wovor dir schwindelte, die du dir selbst nicht gönntest.

Indessen wird die weiße Hand
Des Jünglings Ungestüm beschränken,
Und wenn die Seele schon auf blassen Lippen stand,
Die Luft zum Leben wiederschenken.
Ich aber werde dunkel sein,
Und gehen meinen Weg allein.

Was Goethe's Schwester für Lenz gewesen sei, leuchtet besonders aus einem Gedicht an Frau Sarasin hervor, insbesondere aus den Zeilen:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr zart' Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte —*)

Worte, die nicht bloß für die Verstorbene achtunggebietend sind, sondern in denen sich auch zugleich die edle Natur Lenzens abspiegelt. Zum Ueberfluß beweisen sie, daß hier von keinem Liebesverhältniß die Rede sein kann.

Dazu ein Gedicht auf Schlossers Kind, dessen Geburt der Mutter den Tod gebracht hatte; es spiegelt sich darin eine tiefe Hypochondrie:

---

*) Bei Nicolovius, Schlossers Leben S. 66; außerdem bei Dorer.

Willkommen, kleine Bürgerin,
Im bunten Thal der Lügen,
Du gehst dahin, du Lächlerin,
Dich ewig zu betrügen.

Was weineſt du? Die Welt iſt rund,
Und nichts darauf beſtändig,
Das Weinen iſt nur ungeſund,
Und der Verluſt nothwendig.

Einſt wirſt du, kleine Lächlerin,
Mit ſüßern Schmerzen weinen,
Wenn alle deinen treuen Sinn,
Gott! zu verkennen ſcheinen.

Dann wirſt du ſtehn auf deinem Werth
Und blicken wie die Sonne,
Von der ein jeder weg ſich kehrt,
Zu blind für ihre Wonne.

Bis daß der Adler kommen wird
Aus fürchterlichen Büſchen,
Der Welten ohne Troſt durchirrt,
Wie wirſt du ihn erfriſchen.

Das dunkle Gedicht enthält unverkennbare Anſpielungen auf Lenzens Erlebniſſe und giebt ſeinen Gemütszuſtand zu erkennen, der nur ſcheinbar beruhigt war und bei jeder Gelegenheit wieder mit offenen Wunden hervorbrach.

Aber Lenz blieb nicht lange bei Schloſſer, ſondern trat wirklich die angekündigte Reiſe mit dem Baron Hohenthal an. In einem Brief ohne Datum leſen wir: „Theuerſter Freund und Freundin, nur Augenblicke, die mir dazu zugemeſſen ſind,

darf ich anwenden, Ihnen zu sagen, daß wir nach Italien reisen, von da wir erst gegen den September über den Gotthard nach Zürich zurückzukommen denken." Er bittet dann um Empfehlungen nach Italien. Ob er, wie er ankündigte, auf dieser Reise Basel berührt, steht nicht fest, doch ist es nach dem Weg der Reise mehr als wahrscheinlich. Wir treffen ihn dann am 10. Juli in Neuburg (Neuenburg), aber schon am 9. August wieder in Bern, und von da schreibt er an Sarasin: „Da bin ich nun durch wunderbare Schicksale und Abenteuer, mit denen ich Sie und Ihre Frau Gemalin mündlich zu unterhalten gedenke, von meinem Reisegefährten getrennt und habe vor der Hand statt Italiens noch nach Bern linksum gemacht, obschon ich bereits am Fuße des St. Plomb (Simplon) war." So zerschlug sich denn für Lenz zum zweiten Mal die Aussicht zur ersehnten Reise nach Italien ohne seine Schuld. Den Grund lesen wir in einem späteren Brief: „Herr von Hohenthal wird hoffentlich nicht versäumt haben Ihnen seine Aufwartung zu machen. Er kränkelt zu viel, als daß er es wagen dürfte in der Hitze nach Welschland zu gehen." Lenz machte nun, wie es scheint, allein von Bern aus wieder Gebirgsreisen; in den Hochalpen vielleicht schrieb er seinen Aufsatz: „Die Erschaffung der Welt, ein Traum in den Schweizergebirgen," bei Tieck III, 276. Nach Zürich zurückgekehrt, fand er zu seinem Leidwesen, daß ein paar Tage zuvor Sarasin und Frau dagewesen waren. In einem heiteren Brief beklagt er dies Verfehlen. Dieser Brief, der achte bei Dorer, scheint vor dem siebenten geschrieben zu sein, letzterer, welcher Grüße von Lavater an Sarasin einschließt, ist aber von Zürich den 16. September datiert, also wird Lenz schon vor diesem daselbst eingetroffen

sein; ebenda finden wir ihn auch noch am 28. September. Am 12. December aber schreibt Lenz aus Winterthur; er hat eine kleine Streiferei an den Bodensee herab, durch St. Gallen und Appenzell gemacht und befindet sich wahrscheinlich auf dem Wege nach Basel. Er hatte eine Komödie machen wollen und bereits theilweise übersandt, welche im Familienkreise bei Sarasin gespielt werden sollte; wenn nun hier eine Lücke in den Briefen ist, so darf man annehmen, daß Lenz eben dort verweilt habe. Wir fragen in solcher Nähe des ausbrechenden Wahnsinns nach des Dichters körperlichem und geistigem Zustande in dieser Zeit und finden da nur die kurze Andeutung in dem Brief vom 10. December: „Hier in Ermangelung eines Liedgens an „Ihr Weib und Schinznach", das ich schuldig bleibe bis Körper und Gemüth bei mir in besseren Umständen sind, ein Liedgen auf Schlossers Kind." Das beigelegte Lied (s. o.) spricht nun allerdings plötzlich eine sehr erregte Stimmung aus, man könnte darin vielleicht schon die ersten Symptome des beginnenden Wahnsinns erkennen, während die vorhergehenden Briefe noch die größte Geistesklarheit und sogar eine gewisse Heiterkeit an sich tragen. Die Zerstreuung der Reise, auf der namentlich das Erhabene der Naturscenen dem Gemüth des Dichters zusagte, dann die Bekanntschaft mit bedeutenden Männern, deren die Schweiz gerade damals eine so reiche Zahl besaß, ich nenne Haller, Geßner, Füßli, Usteri, Iselin, Escher, vor allen die Aufnahme in ihm nahe befreundeten Häusern, dies scheint ein Heilmittel für sein Herz gewesen zu sein und den Ausbruch der Krankheit, deren Keim er in sich trug, verschoben zu haben; nichts war ihm gefährlicher als Einsamkeit und Ruhe. Wie klar Lenzens Geist

noch im Herbst 1777 war, geht besonders auch aus den genauen Schilderungen hervor, die er von den bürgerlichen Unruhen in Zürich entwirft, dann aber noch mehr aus den höchst lesenswerthen Bemerkungen über die Einrichtung der Frauenzimmerschule — eine solche nämlich wollte Sarasin errichten. Scheint es doch, als ob Lenz gerade in dieser Zeit besonders ruhig gewesen sei, die Eindrücke von Weimar scheinen überwunden, nach einer Aeußerung bei Gelegenheit der Frauenzimmer hatte er auf eheliches Glück nunmehr mit philosophischem Gleichmuth verzichtet, sein Ehrgeiz war nie groß gewesen und auch der Verlust von Goethe's Schwester Cornelia war ihm durch Frau Sarasin ersetzt, wie er dies selbst in dem schon erwähnten Gedicht an sie so schön ausspricht. Es beginnt (bei Dorer S. 223):

Wie, Freundin, fühlen Sie die Wunde,
Die nicht dem Gatten bloß, auch mir das Schicksal schlug —
Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte;
Ihr zart' Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.
Ach, diese Streng' allein erhält das reinste Glück,
Und ohne sie sind freundschaftliche Triebe,
Ist selbst der höchste Rausch der Liebe
Nur Mummerei, die uns entehrt,
Nicht ihres schönen Namens werth.
Wie! wenn ich itzt mein künftig Glück beschriebe?
Wie! wenn mir das an Ihnen bliebe,
Fürtreffliche! was ich an ihr verlor?

Wenn mir die Selige in der Verklärten Chor
Sie selber dazu auserkohr?
O! womit dankt' ich ihr und Ihnen,
Womit, womit könnt' ich dies Glück verdienen,
Der Freundschaft unverdächtig Glück?
Die nur den Werth, den sie an andern kannte,
Und seiner Dauer nur den liebevollen Blick
Und mit ihm Himmelsfreuden sandte.

Sicherlich eine Stimmung, die das nahe bevorstehende Unheil nicht ahnen läßt. Dazu kommt, daß auch das Verhältniß zu Lenzens Eltern und Geschwistern, das, namentlich nach einem Brief an Herder, ein höchst trauriges war, sich einigermaßen verbessert hatte. Im Brief an Lavater vom 24. Juli 1777: „Hier hast Du einige meiner häuslichen Freuden, Balsamtropfen, die Kaufmann in meine Wunde goß. Er ist mir und meinen Eltern ein Engel gewesen, ich kann euch nicht alles sagen."

Aus alledem geht nun wohl deutlich hervor, nicht zu Emmendingen und nicht im Juni 1777 sei Lenz vom Wahnsinn befallen worden, auch hat man keinen doppelten Ausbruch anzunehmen und ebenso falsch ist es, daß der Wahnsinn sich in stille Schwermut verwandelt und er in diesem Zustande nach der Schweiz gereist sei. In jeder Zeile ergeben die Briefe an Sarasin und dessen Frau das Gegentheil. Und hier ist nun abermals jenem anderen Irrthum zu begegnen, welcher durch Goethe's zurückgelegtes und doch später abgedrucktes Concept hervorgerufen worden, nämlich daß Lenz im Jahr 1778 zu Sesenheim bei Friederikens Familie gewesen sei. Das könnte nur geschehen sein Ende Decembers 1777 oder Anfangs Januar

1778, bevor er, wovon sogleich, nach dem Steinthal zum Pfarrer Oberlin kam, allein wenn hier, wo der Irrsinn unverkennbar wurde, auch Friederike in seiner Phantasie hervortrat, so deutet doch nichts darauf hin, daß er unmittelbar zuvor bei der Familie Brion sich aufgehalten; Oberlin würde dies gewiß gemeldet haben; aber er sagt nur: Lenz kam mit einer Empfehlung von Kaufmann — und: er kam aus den Vogesen.

Bestimmte Nachricht haben wir erst von Lenz zu Ende des Januar 1778. Er ist, wir wissen nicht wie er dahin gekommen, im Elsaß und er ist wahnsinnig. Er durchirrt im Winter das Gebirg. In dem traurigsten Aufzuge kam er am 20. Januar 1778 nach Waldbach in das Steinthal; hier nahm ihn der Pfarrer Oberlin sorgend auf. Der Pfarrer kannte ihn nicht; mit vernachlässigter Frisur und hangenden Locken erschien er ihm zuerst als ein Schreinergesell, doch seine Rede und Freimütigkeit zeigte ihn sogleich als einen andern. Er führte sich ein mit einem Gruß von Kaufmann in Winterthur und nannte seinen Namen. Als der Wirth, der einige Dramen von Lenz gelesen, ihn fragte, ob er der Verfasser sei, antwortete dieser: „Ja, aber belieben Sie mich nicht danach zu beurtheilen."

Der Pfarrer giebt nun eine genaue Erzählung dessen, was er mit seinem Gast erlebt, das Herzzerreißendste das man lesen kann*). Die freundliche Aufnahme that dem Leidenden wohl,

*) Der auch bei Stöber abgedruckte Bericht war zuerst in einem Straßburger Journal, der Erwinia 1839 Seite 6, gedruckt. Georg Büchner wollte daraus eine Novelle machen, wurde aber durch den Tod darin unterbrochen. Es ist insofern weniger zu beklagen, als man damals hinsichtlich der Ursache des Wahnsinns auf falscher Fährte war.

der vielleicht seit lange nicht mit Menschen verkehrt, er ward gesprächig, er zeichnete Russen und Liefländer in ihren Nationaltrachten, wie eben das Gespräch über die Verhältnisse seiner Heimat darauf geführt hatte. Es wurde Nacht und man brachte Lenz im Besuchzimmer des Schulhauses unter. Der Anfall der Geisteskrankheit zeigte sich bald, und schwerlich war dies ihr erster Ausbruch. In tiefer Nacht wurde der Pfarrer durch den lauten Ruf des Schulmeisters geweckt. Er hörte dessen scheltende Worte: „allez donc au lit — qu'est-ce que c'est que ça! — hé dans l'eau par un temps si froid!" und wußte nicht was daraus zu machen. Als er sich angekleidet, findet er den Schulmeister und dessen Frau um den ganz Durchnäßten beschäftigt und erfährt, der Fremde sei auf dem Felde umhergeirrt, habe sich zuletzt auf dem Hof in den gefüllten Brunnentrog geworfen. Man kam für diesmal mit dem Schreck davon; Lenz ging auf sein Zimmer, war am Morgen ruhig, begleitete an diesem Tage den Pfarrer über Land, wo er einem Begräbniß beiwohnte, und sprach auf dem Rückwege mit edler Freimütigkeit über des Pfarrers Leichenrede, der Tag verging in Traulichkeit. Oberlin sagt: „Es war mir wohl bei ihm, er zeigte sich in allem als ein liebenswürdiger Jüngling."

Nun traf auch Herr Kaufmann mit seiner Braut ein. Er fragte sehr bedeutsam, wie der von ihm eingeführte Theolog sich betragen — er mochte also bereits Kenntniß von seinem Zustande haben; auch sprach er mit Lenz längere Zeit unter vier Augen. Oberlin ahnte um so weniger Schlimmes, als Lenz sich zu predigen erboten hatte, dies auch in Gegenwart des Pfarrers und der Fremden vor der Gemeinde that. Der Bericht sagt: „Herr Lenz hielt eine schöne Predigt, nur mit

etwas zu vieler Erschrockenheit." Jetzt sollte auf die Einladung des Herrn Kaufmann der Pfarrer denselben nach der Schweiz zurückbegleiten, worauf er gern einging, da er Lavater und Pfenninger wünschte kennen zu lernen. Sein Amtsbruder in der Nachbarschaft sollte die Actus pastorales verwalten, Lenz aber das Predigtamt. Oberlin kam nur bis Köndringen und Emmendingen, und zog am letzteren Ort von Schlosser Nachricht über Lenz und dessen Zustand ein, was ihn eben zu ungesäumter Rückkehr scheint veranlaßt zu haben. Und hier erwartete ihn bereits seine Frau mit Schmerzen. Er erfuhr, daß an Lenz, der über die Rückkunft bestürzt erschien, bedenkliche Zeichen hervorgetreten. Mit Fasten und in Sack und Asche habe er sich dazu vorbereitet, ein in der Nachbarschaft verstorbenes Kind, das Friederike hieß, vom Tode zu erwecken. Dabei habe ein Fußübel, das er mitgebracht, sich sehr verschlimmert, so daß er sorgsamer Pflege bedurfte. Nichtsdestoweniger war er in der Nacht vom 4. zum 5. Februar wieder in den Brunnentrog gesprungen. Man glaubte ihn jetzt nicht mehr im Schulhause lassen zu dürfen, sondern gab ihm ein oberes Zimmer im Pfarrhause, und bei Tage war er in des Pfarrers Zimmer selbst, wo er sich theils mit Zeichnen und Malen von Schweizergegenden, theils mit Bibellesen beschäftigte. Lenz bedauert, daß Oberlin nicht bis in die Schweiz gekommen. Als dieser ihm erzählt, Pfeffel habe den Stand der Landgeistlichen beneidenswerth gefunden, machte das auf ihn Eindruck. Darauf erzählt Oberlin, er habe dies benutzt ihn zu ermahnen, daß er sich mit seinem Vater aussöhnen möge; Lenz mußte sich ihm also über seine Verhältnisse vertraut haben. Er zeigte viel Unruhe und Beklemmung. Dann

soll er gefragt haben: „Herr Pfarrer, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so centnerschwer auf dem Herzen liegt?“ Als dieser ihm keine Auskunft geben konnte, fuhr er fort: „Ach! ist sie todt? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich, ich liebte sie, sie war's würdig — verfluchte Eifersucht! — Sie liebte noch einen andern — aber sie liebte mich, ja herzlich. Die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen. O gute Mutter, auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!“

Diese Worte, welche Oberlin berichtet, konnten allerdings, so lange man keine andere Kunde besaß, hier den Grund des Wahnsinns vermuthen lassen; allein sie erklären sich ganz wohl und stehen mit dem, was aus den später bekannt gewordenen Briefen an Lavater hervorgeht, keineswegs im Widerspruch. Lenz, der sich so ganz verlassen fühlte, der eben die Folgen einer Liebe bei Ungleichheit des Standes so tief empfunden hatte, mußte um so mehr auf die alten Erinnerungen zurückgelenkt werden, als er sich hier in der Nähe jener Gegend befand, als er wiederum nach so langer Zeit in dem Kreise eines Landgeistlichen war und als eben sein Predigen selbst ihn lebhaft in jene Tage zurückversetzen mußte. Daß er kurz zuvor in Sesenheim gewesen und von dort nach Steinthal gekommen sei, haben wir bestreiten müssen, und die obigen Fragen heben jeden Zweifel; ein anderes wäre, ob er nicht etwa dorthin gewollt. Man kann sich wohl vorstellen, daß er in seiner Herzensangst bei jenen wohlwollenden Menschen Zuflucht suchte, daß Friederike ihm wieder näher trat, denn er war verlassen wie sie und stand an Herzenskummer ihr gleich.

Anzeichen der Krankheit wiederholen sich; Lenz naht in abenteuerlichem Aufzuge, mit einem Stück Pelz auf der Schulter, bietet dem Pfarrer Gerten dar und will damit geschlagen sein. Der drückt ihm Küsse auf den Mund und sagt, das wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, seine Sachen müsse er mit Gott allein ausmachen. In der Nacht rannte er wieder über den Hof, und hier war es, wo Oberlin den Namen Friederike zu hören glaubte. Der Unglückliche stürzte sich wieder in den Trog, lief durchnäßt auf sein Zimmer und wiederholte das zu mehreren Malen, ein seltsames Brummen und Winseln ausstoßend. Am folgenden Tage, als der Pfarrer eben über Land will, klopft es an der Thür seines Zimmers, Lenz in kläglichem Zustande, mit herabhangendem Haupt tritt ein, seinen verletzten linken Arm haltend. Er war zum Fenster hinausgesprungen, hatte durch den Fall die Besinnung wieder gewonnen und bittet jetzt, da es niemand gesehen, es zu verschweigen. Da die Fahrt sich nicht aufschieben läßt, schreibt Oberlin sogleich an den benachbarten Schullehrer, dem er empfiehlt, den Kranken in seiner Abwesenheit mit aller Schonung zu hüten. Er kommt, führt sehr geschickt sich als einen zufälligen Besuch ein, und bittet um Erlaubniß Lenz einige Stunden Gesellschaft zu leisten. Das nimmt er an, schlägt aber einen Gang nach Fouday vor, dem Ort, wo er das Wunder mit dem Kinde verrichten wollte. Hier angekommen, kniete er am Grabe nieder, betete, riß ungeberdig die Erde auf, ging dann zurück, kehrte wieder um und suchte von seinem Begleiter loszukommen. Dieser erkennt die Gefahr und weiß seinen Bruder mit herbeizuziehen. Trotz seines kranken Fußes schleppt Lenz sie umher, daß es den Gesunden zu viel wird,

dann nahe dem Pfarrdorf kehrt er „wie ein Blitz“ um und springt „wie ein Hirsch“ zurück nach Fouday. Sie setzen ihm nach, Begegnende erzählen ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe. Man band ihn los und brachte ihn nach Waldbach ins Pfarrhaus. Hier änderte sich denn sein verwirrtes Antlitz, sein weiches Herz trat hervor, er dankte seinen Begleitern freundlich und zärtlich. Oberlin, der unterdeß zurückgekehrt war, schreibt: „Wir brachten den Abend vergnügt zu.“

Auch am folgenden Morgen kam Lenz hell und heiter auf das Zimmer seines Wohlthäters und man hoffte Besserung. Aber bald fing er an: „Das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben.“ Auf die Frage, wie er das wisse, rief er nur: „Hieroglyphen, Hieroglyphen!“ und immer wieder: „ja gestorben — Hieroglyphen!“

Am Abend war Mondschein; der Pfarrer ermahnte ihn sorglich, nicht auszugehen und des Fußes zu schonen; er versprach's und ging auf sein Zimmer; aber bald darauf ein starker Schall im Hof, die Magd stürzt leichenblaß herein, die Frau ruft mit verwirrter Stimme. Lenz hat wiederum sich aus dem oberen Stockwerk zum Fenster hinaus gestürzt; aber als man ihn sucht, ist er bereits wieder oben in seinem Zimmer. Oberlin verläßt ihn daselbst nicht und läßt sich zur Hülfe ein paar starke Männer holen. Lenz war zitternd vor Frost, hatte am Oberleib nichts als das Hemde, zerrissen und beschmutzt vom Fall, überdies durchnäßt. Es ergab sich, daß er einen Versuch gemacht, sich zu ertränken. Er beruhigte sich, als er umgekleidet war, ging mit hinunter zum Abendessen; bat dann den Pfarrer, ob er ihn auf sein Zimmer begleiten dürfe, er

wünsche etwas zu lesen. Oberlin, Böses ahnend, nahm seine Frau mit, Lenz blätterte in des Pfarrers französischer Bibel; als jener aber einen Schritt in die anstoßende Kammer thut, wird er durch den Angstschrei der Frau zurückgerufen: „Herr Jesus, er will sich erstechen!“ Er hatte dazu eine Scheere ergriffen und war im Begriff sie in die Brust zu bohren, nur die Gewalt des Aufschreis hinderte ihn daran. Jetzt sucht Oberlin sein Herz zu rühren, indem er ihm vorhält, wieviel Gutes man ihm hier erwiesen; das schlägt nicht fehl. Er wird ruhig und begehrt zu Bette. Mittlerweile sind die gerufenen Männer gekommen, man stellt Lenz vor, daß sie bei ihm wachen müßten, denn, wenn die Melancholie ihn überfalle, sei er seiner nicht Herr; sie sollten zu seiner Gesellschaft, zu seiner Hülfe bei ihm bleiben. Er war's zufrieden. Oberlin setzt hinzu: „Er zeigte immer großen Verstand und ein ausnehmend theilnehmendes Herz; wenn die Anfälle der Schwermuth vorüber waren, schien alles so sicher und er selbst war so liebenswürdig, daß man sich fast ein Gewissen daraus machte, ihm zu argwöhnen oder zu geniren.“

Als der Pfarrer zärtlich von ihm Abschied genommen und er mit seinen Wächtern allein war, sagte er: „Ecoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez-le moi tranquillement et sans rien craindre.“ Da er sie wiederholt vergeblich darum gebeten, begann er den Kopf an die Wand zu stoßen, die Wächter mußten ihn halten, er tobte immer gewaltsamer, so daß die Wächter, welche sich nicht entfernen konnten, durch Stampfen auf den Fußboden die unten Schlafenden zu erwecken suchten. Sobald Lenz den Pfarrer sah, ließ er in seinen Anstrengungen nach, man gab ihn frei, der

Freund setzte sich zu ihm aufs Bett, und er begehrte mit ihm zu beten. Das geschah. Der Kranke bewegte sich wenig, doch plötzlich wieder stieß er sein Haupt mit Gewalt gegen die Wand. Man mußte ihn wieder halten und sah sich genöthigt noch einen dritten Wächter zu rufen. Lenz spottete, sie würden alle drei nicht stark genug für ihn sein.

Jetzt sah der Pfarrer Oberlin ein, daß er den Wahnsinnigen nicht länger in seinem Hause beherbergen könne, namentlich auch wegen seiner Frau, die großer Schonung bedurfte. Seine ganze Sorge ging dahin, ihn unversehrt nach Straßburg zu schaffen. Dies erfolgte mit freundlichem Zureden und aller Vorsicht. Einmal versuchte Lenz auf der Reise durch List zu entkommen. Man brachte ihn glücklich in Straßburg an, leider nur fehlt die Nachricht, in wessen Hände man ihn hier übergeben; ich vermuthe in die des Fräuleins Lauth, wo Lenz zu speisen pflegte, und an die in seinen Briefen an Salzmann Grüße vorkommen; hoffentlich war nun hier auch wieder Salzmann in seiner Nähe. In Straßburg, so berichtet Stöber, blieb Lenz einige Wochen und ging sodann nach Emmendingen. Hier wohnte Schlosser, früher Advocat zu Frankfurt, jetzt Oberamtmann an genanntem Ort, als oberster Verwalter der Grafschaft Hochberg. Die Nachricht vom Tode der Frau, der Schwester Goethe's, hatte Lenz bereits in der Schweiz bei Lavater erhalten (s. o.): die treue Freundin konnte nicht mehr heilend auf ihn einwirken.

Hier treten nun Schlossers Briefe an Herder ein, die man uns leider nur im Auszuge gegeben hat. Schlosser schreibt unter dem 7. April 1778: „Der arme Lenz ist nun ganz in eine Raserei gefallen, woraus ihn menschliche Hülfe nicht er-

retten kann. Er wüthet ganze Tage durch, verbeißt die Kissen, worauf er liegt, und würde, wenn er nicht angebunden wäre, abscheuliche Sachen machen. Ich kann in diesen Umständen nicht an seine Heimreise denken; denn der Leibmedicus der Prinzeß von Baden, den ich bei ihm brauche, giebt alle Hoffnung zur Genesung um so mehr auf, da der Puls beim ärgsten Toben ganz ordentlich und langsam geht. Das Nervensystem muß also gelitten haben*)."

Bald darauf war Schlossers Absicht, Lenz nach Frankfurt in das Irrenhaus zu bringen, das besser sei als die zu Straßburg und Pforzheim, er bittet Herder, in Weimar eine Subscription zu eröffnen, wie er in der Schweiz, in Straßburg und Colmar desgleichen veranlassen wolle. Das Kostgeld betrage wöchentlich drei Gulden. Am 10. Mai schreibt Schlosser, er habe endlich ein ärztliches Gutachten erhalten können, worin ihm aber die eigentliche Krankheit nicht getroffen scheine. Er hält sie für eine fliegende Gicht, die sich auf das Gehirn geworfen habe, denn es zeigten sich krampfhafte Bewegungen an Hals und Kopf. Dennoch brachte er den Leidenden nicht in ein Irrenhaus, sondern behielt ihn bei eintretendem Nachlaß der Krankheit noch eine Zeit lang bei sich.

Ausbrüche der Tobsucht stellten sich indessen wieder ein und wiederholten sich mit solcher Heftigkeit, daß man zuletzt genöthigt war den Kranken in Ketten zu legen**). Er wurde

*) Siehe Herders Nachlaß. Bd. I. Der Herausgeber ist sehr zu tadeln, daß er diese wichtigen Briefe nicht mitgetheilt, wie sie ihm vorlagen, sondern sie nur im Auszuge in seine parteiische Darstellung verflochten und verknetet hat.

**) Was fälschlich vom Jahr 1777 berichtet wurde, gehört hieher.

jetzt Schlosser zur größten Last, so daß dieser beschloß ihn bei zuverlässigen Leuten im Ort unterzubringen; er ersah dazu die Familie eines Schuhmachers. Lenz, bei dem sich jetzt Abnahme der Kräfte zeigte, wurde stiller. Wie es scheint, aus eigenem Antriebe erlernte er hier das Schusterhandwerk und schloß sich dabei mit schwärmerischer Liebe einem jungen Gesellen, Namens Konrad, an. Sein größter Schmerz war, als dieser ihn nach drei Monaten verließ, um sich auf die Wanderschaft zu begeben. Er gab ihm Briefe an Sarasin in Basel. Sie haben sich erhalten; Tieck theilt sie mit. Sie sind tiefrührend an sich, und noch viel mehr wenn man ahnt, zu welchen Wünschen und Hoffnungen Lenz sich in Weimar erhoben hatte; er, der dort militärische Uniform zu tragen gedachte, um sich ebenbürtiger der Angebeteten nähern zu dürfen, er stellt sich jetzt dem Schusterlehrling gleich und schreibt in einem Ton, als ob er nie ein anderes gewesen wäre. Es ist unerläßlich, wenigstens den ersten der Briefe hieher zu setzen; er sagt mehr, als die beredteste Schilderung vermöchte.

„Lieber Herr S. Es freut mich, daß ich Ihnen wieder schreiben kann. Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen werden: daß Sie so gütig sind und meinem besten Freunde und Kameraden, dem Herrn Konrad Süß, doch einen Meister verschaffen, wenn er außer der Zeit nach Basel kommt, weil jetzt die Handwerksburschen stark gehen, und ich den Herrn Hofrath (Schlosser) bitten will, daß er seinem Vater zureden soll, ihn noch länger als Johannis bei sich zu behalten, damit ich die Schusterei bei ihm fortlernen kann, die ich angefangen habe, und er ohnedem bei seinem Herrn Vater und mir viel versäumt. Es wird das nicht

schwer fallen, da er gewiß ein guter und fleißiger Arbeiter und sonst wohlerzogenes Kind ist, und Sie werden mich dadurch aus vieler Noth retten, die ich Ihnen nicht sagen kann. Ausgehen ist mir noch nicht gesund, und was würd' ich anfangen, wenn er auch fortginge, da ich gewiß wieder in meine vorige Krankheit verfallen müßte. Hier bin ich dem Herrn Hofrath gegenüber, und mir ist so wohl, bis es besser mit mir wird. Wenn es nur einige Wochen nach Johannis sein könnte! Melden Sie mir doch, ob sich dort keine Meister finden, die auf die Zeit einen Gesellen brauchen. Wenn Sie nur wollten probiren, sich von ihm Schuhe machen zu lassen, ich bin versichert, daß er sie gut machen wird; besonders, wenn er einige Zeit in Basel gewesen und weiß, wie Sie sie gern tragen. Fleißig ist er gewiß, davon bin ich Zeuge, und er arbeitet recht nett, besonders wenn er sich angreift. Viel tausend Grüße an Ihre Frau Gemalin und den Herrn Hofmeister und an die Kleinen. Ich bin bis ans Ende Ihr gehorsamer Freund und Diener Lenz.

Er soll jetzt das erstemal auf die Wanderschaft, und ich bin jetzt bei seinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hause gewesen. Er ist mein Schlafcamerad und wir sitzen den ganzen Tag zusammen. Thun Sie es doch, bester Herr Saraffin, lieber Herr Saraffin, es wird Sie nicht gereuen. Emmedingen, einige Tage vor Johanni 1778*). Ich könnte mich gewiß nicht wieder so an einen anderen gewöhnen, denn er ist mir wie ein Bruder."

*) Ein anderer Brief an Saraffin bei Dorer (S. 247), in dem eben dieses Konrad erwähnt wird, trägt das offenbar falsche Datum 1777.

Die demüthige Stellung, welche hier Lenz seinem Freunde, insbesondere Schlosser gegenüber einnimmt, ist um so bemerkenswerther, als er auch mit letzterem, wie das dessen Briefe ergeben, auf Du stand. Vielleicht läßt sich daraus vermuthen, daß, wahrscheinlich auf Rath des Arztes, Lenz in völliger Abgeschlossenheit lebte und selbst sein Freund sich ihm nicht zeigen durfte.

Indessen trat eine Besserung ein und tröstlich ist es, Lenz gegen den Herbst doch wieder in einer freundlicheren Umgebung zu finden. Hier hilft uns ein Brief an Sarasin, nachdem wir ihm das richtige Jahr, nicht 1777, sondern 1778, angewiesen. Lenz ist in Wiswyl in der Nähe von Emmendingen, auf dem Lande, oder in einem Landstädtchen. Er schreibt an seinen Schweizer Freund und bittet ihn um eine Sendung Blattgold im Interesse seines guten Wirthes, der damit sein Aushängeschild will neu vergolden lassen, die Straßburger hätten ihn im Stich gelassen und er stehe nun halbvergoldet da. In diesem Brief lesen wir: „Ich beschäftige mich hier unter Anleitung des Herrn Lydin mit dem Ackerbau und der Jagd, die mir tausend Vergnügen anbietet und meinen Kopf von Tage zu Tage aufheitert, da die körperliche Bewegung, die Entfernung von Büchern und der Umgang mit einem Manne, der in der Einrichtung seines Hauswesens und der Ausfüllung der ganzen Sphäre, in die ihn die Vorsehung gesetzt hat, mir auf jedem Schritt eine neue Wahrheit aufschließt, mir die Entfernung von meinem theuren Wohlthäter Schlosser, auf dessen baldige Wiederkunft ich dennoch zähle, ungemein versüßen. Da Wiswyl nur drei Stunden von Emmendingen ist, so hoffe ich, wenn er von Frankfurt

zurückgekommen ist, eine kleine Veranlassung mehr zu seinem öftern Besuche hieher zu werden." Man vermuthet, Schlossers Abwesenheit mochte vielleicht nur vorgegeben sein, um Lenz in seiner Absonderung zu beruhigen. Im Uebrigen sehen wir ihn wieder so ganz verständig — und doch war sein Geist, oder wenigstens dessen Sprungfeder, zerbrochen für immer.

Mittlerweile hatte Schlosser an Lenzens Vater geschrieben, er beklagt sich aber, statt einer Unterstützung oder einer bestimmten Anweisung nur Predigten erhalten zu haben. Dagegen liefen Beiträge von anderen ein und der Herzog von Weimar fand sich bereit, die Kost zu bezahlen. Erst im Sommer 1779 traf Lenzens Bruder ein, wahrscheinlich derselbe, von dem Lenz früher an Herder schrieb, daß er in Jena studiere, mithin wohl ein jüngerer. Ueber Lübeck führte er ihn in die Heimat zurück, also über See, vielleicht eben auf ärztlichen Rath.

Ich muthmaße, daß wir noch ein sehr anziehendes Denkmal von dieser Reise besitzen, welche von Straßburg ab auf dem Rhein scheint gemacht worden zu sein. Das Gedicht ist ein wehmüthiger Abschied von den schönen Ufern, die Lenz nie wiedersehen sollte, zugleich ein geistreicher Dank an Schlosser und würde, falls es hieher zu setzen ist, uns überdies ein erfreulicher Beweis von des Dichters Genesung sein:

Wie freundlich trägst du mich auf deinem Rücken,
Uralter Rhein,
Wie suchest du mein Aug' empfindlich zu erquicken
Durch Ufer voller Wein,

Und hab' ich doch, die tausend Lustgestalten
Tief im Gedächtniß zu behalten,
Nun weder Dinte noch Papier,
Nur dieses Herz, das dich empfindet, hier!
Es scheinet fast, du liebest, Allzugroßer,
Nicht mehr der Maler Prunk, der Dichter Klang,
Es scheint, du willst, wie Schlosser,
Nur stummen Dank.

Wie Lenz sich auf der Reise befunden, wie er in seiner Heimat angekommen, wie die Seinigen ihn aufgenommen, wissen wir nicht, ja nicht einmal genau, wo er sich hier aufgehalten. Gadebusch's Nachrichten über den Vater gehen nur bis zum Jahr 1777, und es steht mir nicht fest, ob er im Jahr 1779 noch in Dorpat gewesen sei, es scheint vielmehr nach einem Brief von Hartknoch (s. w. u.), daß er sich damals in Riga befunden habe, und so sprechen auch die spärlichen Nachrichten über den Sohn immer nur von Riga. Mit Lenzens Gesundheit, so viel läßt sich abnehmen, muß es sich im Allgemeinen gebessert haben, Klarheit des Geistes kehrte wieder, wenn auch nicht dessen Kraft.

In Deutschland verbreitete sich mit der Nachricht von seiner Herstellung auch zugleich die, daß er eine Professur erlangt habe. Sophie von La Roche schreibt von Coblenz am 30. October 1779: „Ich freue mich über die Besserung von Lenzens Schicksal und Kopf. Wo ist er denn Professor von all dem schönen Wissen und Künsten geworden?" — und die Herzogin Amalie vom 4. November: — „Daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderlich vor; die Universität, die ihn dazu gemacht, muß toll und Lenz gescheut geworden sein. Indessen

ist es mir herzlich lieb, daß der arme Lenz wieder so hergestellt ist." Es spiegelt sich in diesen Worten, was für das folgende wohl zu beachten, immer noch eine große Gereiztheit gegen Lenz, von dem man sich also doch wohl schwer beleidigt fühlte.

Wirklich aber dachte Lenz jetzt mit allem Ernst an eine solide Lebensbahn, wirklich bewarb er sich um eine Anstellung und wenn hier seine Ansprüche auch immer noch hochgespannt waren, so sind sie doch nicht ganz abenteuerlich, wie man denn auch wirklich darauf eingegangen zu sein scheint. Wenn wir in einem Brief Lenzens an Schlosser, dessen Inhalt Düntzer leider nur im Auszuge mittheilt, die Meldung finden, es sei ihm eine Professur der Taktik, Politik und schönen Wissenschaften zu Theil geworden, so ist das sicherlich keine bloße Phantasie, sondern man hat anzunehmen, daß er wegen einer solchen, wahrscheinlich doch zu Petersburg, unterhandelte und daß, nach seinem Glauben wenigstens, die Sache gemacht war. Lenzens Kenntnisse in diesen Fächern mochten ihn zu einer solchen Stelle empfehlen, in Petersburg wurden ohnedies wohl die Dinge nicht so genau genommen; die Kunde von Lenzens Wahnsinn, oder auch irgend ein Fehler des Benehmens oder sonstiger Zwischenfall konnte leicht im letzten Moment alles rückgängig machen: Schläge, die seinen Geist von neuem erschütterten, aber ihn noch nicht gänzlich brachen.

Lenz stimmte seine Ansprüche erheblich herab; nichts mehr von Politik und Taktik, kein Streben nach der Hauptstadt hin, wir sehen ihn sich um eine simple Rectorstelle bewerben. Er hoffte eine solche zu erlangen, namentlich wenn eine Fürsprache

Herders ihn dazu empföhle. In Herders Nachlaß hat sich ein Brief des bekannten Buchhändlers Hartknoch zu Riga gefunden vom 23. October 1779, in dem es heißt: „Vor einigen Posttagen schrieb Herr Lenz an Dich und bat um Deine Vermittelung, ihm die Rectorstelle am Dom (zu Riga) zuzuwenden. Ich bat Dich ebenfalls in einem apostille darum. In der That ist's grausam, daß wir nach allen Gegenden um geschickte Leute schreiben und werben, indessen Landeskinder, die etwas gelernt haben, zu Hause unversorgt bleiben." — Wenn dies auch ein oft vorkommender Fehler sein mag, hervorgebracht durch eine eigene perspectivische Täuschung, so war diesmal die Sache doch wohl anders, ja man wird Herder nicht durchaus zürnen dürfen, wenn er Anstand nahm Lenz zu jener Stelle zu empfehlen. Seine Antwort scheint nicht erhalten; jedenfalls blieb die Wirkung aus. Man erwäge, daß Herder ganz anders über Lenz unterrichtet war als Hartknoch und daß, selbst wenn eine Genesung erfolgt war, doch für deren Dauer sich nicht einstehen ließ; auch hatte Herder sich bereits in früherem Auftrage wegen Besetzung jener Stelle an Heyne in Göttingen gewandt und diesen zu einem Vorschlage aufgefordert. Der Eindruck auf Lenz scheint wiederum ein niederschlagender gewesen zu sein; hätte er aber die Stelle erhalten, sicherlich würde er sich darin nicht glücklich gefühlt haben; seine Kenntnisse waren groß und vielseitig, wir finden auch gelegentlich in seinen Werken und Briefen, z. B. an Frau Saraſin, sehr gesunde Ansichten über Erziehung, aber daß er der Mann zu ihrer Ausführung war, steht eben so sehr dahin. Uebrigens ersehen wir aus dem weiteren Verlauf von Hartknochs Brief,

daß sich Lenz damals in Riga und bei gesunden Sinnen muß befunden haben, denn Hartknoch schreibt unter andern: „Mir thust Du damit einen desto größern Gefallen, weil ich und meine Frau im Umgange des Mannes viel Vergnügen finden, und uns dereinst versprechen an ihm einen redlichen Freund zu haben, wie denn sein Vater viel Freundschaft für mich hat und mich unterstützt."

Für den ferneren Aufenthalt in Riga helfen uns ein paar Andeutungen und Nachrichten in dem Briefverkehr Hamanns, wie sich dieselben finden in „Johann Georg Hamanns Leben und Schriften von Dr. Gildemeister." Wir haben hier leider nur Abspiegelungen in Briefen an dritte Personen, denn der Briefwechsel mit Lenz selbst scheint zu fehlen; es muß hier indeß auch das Geringste gesammelt werden. Hamann schreibt Ende October 1779 an Kraus: „Vorige Woche erhielt von Hartknoch die Nachricht, daß Lenz sich in Riga aufhielte und sich als sehr bescheidener und liebenswürdiger Mensch dort unterscheide. Sein alter Vater ist General-Superintendent in Liefland." Dann vom 8. November an Hartknoch: „Ich bin mit einem Briefe von Lenz erfreut worden. Er wird die freundschaftliche Nachsicht für mich haben, daß ich mir wenig Zeit lassen kann. So albern auch der Einfall sein mag, wünschte ich den ersten Augenblick, daß er meinen alten Freund George begleiten könnte. Er entschuldigt seinen gebrauchten Ton und denkt an Krankheit und andre Zufälle. Geben Sie mir nur etwas Licht darüber." Hier scheint der briefliche Verkehr Hamanns mit Lenz gestockt zu haben, wie zu ersehen aus dem Brief an Hartknoch vom 3. Juli 1780. Wir lesen:

„Sollte Herr Lenz nach Riga zurückkehren, oder Sie in einen Briefwechsel mit ihm gerathen, so erinnern Sie ihn doch eines Kastens mit Büchern, Aufsätzen und Kleidern, der beim Gevatter Kaufmann gegenwärtig nicht mehr in Schloß Hegi, sondern in Klarensegg steht." Die Sache scheint keinen Erfolg gehabt zu haben, denn nachdem Hamann im Jahr 1784 gemeldet, er habe keinen Verkehr mehr mit Lenz, seit dieser Riga verlassen, bemüht er sich im Jahr 1785 noch einmal um jene Kiste, indem er meldet, daß ein unbekannter Freund die halben Kosten tragen wolle. Daraus ist zu schließen, daß eben diese Kosten das Hinderniß waren, welche Lenz von seinem Besitz schieden. Und in der Kiste waren Manuscripte von Lenz enthalten!

Nachdem die Aussicht auf Anstellung ihm fehlgeschlagen, erinnerte der Gebeugte sich wieder des litterarischen Berufes, wenn auch mit dem Gefühl, daß er als abgeschlossen bereits hinter ihm lag. Seine Werke waren zerstreut und verzettelt, er wollte sie sammeln und so manches Ungedruckte, das er noch besaß, dazu thun; ihm lag die Herausgabe seiner Werke am Herzen, und wahrlich, er konnte mit einer ganzen Reihe als respectabler Schriftsteller vor der Welt erscheinen. Er schrieb deshalb an Wieland, zu dem er am meisten sich eines wahren Wohlwollens versah. Sein Brief selbst ist uns leider nicht erhalten, doch sehen wir den Inhalt aus dem, was Wieland an Merck schreibt, am 2. März 1781: „Lenz hat von Riga aus wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aus seinen an mich geschriebenen Zettelchen ist zu sehen, daß er zwar sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den

er (W. meint in praktischen Dingen) nie hatte, nicht wiederfinden konnte. Doch dünkt er mich, in seiner Art, gescheuter als je, peut-être tant pis, peut-être tant mieux. Er möchte gern seine Opera omnia, vermehrt und verbessert, à son propre profit, herausgeben, weiß aber nicht, wie er's anfangen soll. Ich kann ihm aber vielleicht einen Weg vorschlagen, der ihm sehr zuträglich sein, und ihn zugleich von allen Sorgen für das Detail der Entreprise und für die moyens de l'exécution debarassiren wird*)." Wie auffallend, daß nichts daraus geworden!

Eben damals muß Lenz auch an Goethe und sogar an Frau von Stein geschrieben haben, ja, da Wieland nur „Zettelchen" von Lenz empfangen, scheint der Hauptbrief an Goethe gerichtet gewesen und jenes nur die Einlage zu sein. Sicherlich bewarb Lenz sich bei diesen beiden um Verzeihung, und so gering auch das Anzeichen sein mag, so ist doch hieraus (s. w. u.) zu schließen, es möchte die Beleidigung großentheils Goethe's Verhältniß zur Frau von Stein betroffen haben. Dies erhält Wahrscheinlichkeit, wenn Goethe am 23. März 1781 an seine Freundin schreibt: „Hier ist ein Brief an Lenzen, Du wirst daraus ersehen, was und wie Du ihm zu schreiben hast." Die Absicht ist, beide Briefe möglichst gleichlautend zu machen; wie der Herausgeber richtig vermuthet, werden sie auf keinen Fall sehr freundlich gewesen sein.

---

*) Das viele Französisch in diesem und einigen benachbarten Briefen an Merck ist Scherz, weil letzterer in Cassel „chez Maupin à la Place Royale" wohnte.

Von Riga begab Lenz sich nach Petersburg, es läßt sich nicht genau angeben, wann, wahrscheinlich aber hat dies Zusammenhang mit dem Scheitern seiner Aussicht auf das Rectorat; vielleicht auch mochte er dort wieder neue Plane verfolgen. Von erneuten Ausbrüchen der Geisteskrankheit erfahren wir zwar nicht, aber auch nichts von irgend welcher poetischen Production. Sein Geist war ermattet, wie sich das schon vor dem Wahnsinn gezeigt hatte. Mit mechanischem Fleiß übersetzte er. Eine Uebersetzung von Sergei Pleschtschejew: „Uebersicht des Russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen neu eingerichteten Verfassung, aus dem Russischen", wurde Leipzig 1790 von ihm gedruckt. Ob er noch von Weimar her Unterstützung empfing, steht dahin, da eben äußere Bedrängniß ihn bewegt zu haben scheint, Petersburg zu verlassen und nach Moskau zu gehen. Sein Name war am litterarischen Himmel verschwunden, in Deutschland waren noch ungedruckte Manuscripte von ihm vorhanden, niemand dachte daran, sie in die Oeffentlichkeit zu bringen, er war verschollen, man wußte nicht ob er lebe oder todt sei. Im Hause eines Edelmannes in Moskau fand er gastliche Aufnahme und scheint hier wenigstens bei weichender Kraft gegen Mangel geschützt gewesen zu sein, aber freilich als Gegenstand des Mitleids. An Umgang mit Deutschen scheint es ihm dort nicht gänzlich gefehlt zu haben, doch ahnte wohl niemand, was er ehemals der deutschen Litteratur gewesen und welche Hoffnungen auf ihm ruhten. Er hat auch hier noch geschrieben, gedichtet, wie denn Einiges aus dieser letzten Zeit in Tiecks Sammlung zu finden ist. Man wird aber dem Urtheil des Herausgebers beitreten müssen, daß

sich unverkennbare Ermattung zeige, und, fügen wir hinzu, auch Unklarheit und Wunderlichkeit. Alles bestimmtere Wissen*) beschränkt sich auf den Tag seines Todes, der am 24. Mai 1792 zu Moskau erfolgte, also im 42. Jahr seines Alters, während seine eigentliche dichterische Leistung schwerlich weiter als bis ins Jahr 1777, also bis in sein siebenundzwanzigstes Jahr dürfte zu setzen sein. In Deutschland erfuhr man seinen Tod, der nur überraschte, weil man ihn längst erfolgt glaubte**), durch eine kurze Anzeige im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung (1792, No. 99). Daselbst heißt es: „Er starb von Wenigen betrauert, von Keinem vermißt. Dieser unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der schönsten Geisteslaufbahn eine Gemüthskrankheit aufhielt, die seine Kraft lähmte und den Flug seines Genies hemmte, oder demselben wenigstens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den besten Theil seines Lebens in nutzloser Geschäftigkeit (?) ohne eigentliche Bestimmung. Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edeln Armuth ist. Er lebte von Almosen, aber er nahm

*) Dr. E. Dumpf kündigte eine Lebensbeschreibung an, die aber nicht erschienen ist; auch Jegór von Sivers, bekanntlich selbst Liefländer, hat, siehe dessen Buch „Deutsche Dichter in Rußland", über Lenzens spätere Schicksale nichts weiter ermitteln können.

**) Die allg. deutsche Bibliothek hatte mehrmals seinen Tod angezeigt und widerrufen.

nicht von jedem Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützungen anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen Russischen Edelmannes, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben."

Das war das Ende desjenigen, der dem größten Dichter Deutschlands in dessen erster Periode am nächsten steht, des Einzigen, der mit ihm hätte wetteifern können!

IX.

Die Katastrophe zu Weimar.

Wenn nun je mehr und mehr sich herausstellt, wie sehr die Entfernung des Unglücklichen von Weimar an der Zerstörung seines edeln Geistes Theil habe, so wird die Aufklärung ihres Grundes um so wünschenswerther. Wir haben überdies noch mehrere größere poetische Werke des Dichters zu betrachten übrig, die nur dorther ihr Licht empfangen können.

Bereits ward einiges Falsche beseitigt; Böttigers Hinstellung, daß der Anstoß auf dem Ball hieher zu ziehen sei, hat für uns keine Bedeutung mehr, allein auch mit Goethe's kurzem Wort, daß Lenz mit einer „Eselei" seine Verbannung herbeigeführt, dürfen wir uns nicht begnügen. Nun fehlt es keineswegs an mancherlei Andeutungen in den Briefwechseln, allein sie bleiben alle mehr oder weniger dunkel, so daß kaum zweifelhaft ist, durch ausdrücklichen Befehl, mindestens durch Verabredung unter den wenigen Mitwissenden, sei darüber Geheimniß beschlossen worden. Zu diesen Eingeweihten gehört auch Herder, durch dessen Hand die letzten Verhandlungen gingen, die Briefe sind zum Theil vorhanden, mitgetheilt in Herders Nachlaß, Theil I; sehr bezeichnend indeß mag sein, daß der Brief Lenzens, der hauptsächlich als ausschlaggebend

erscheinen muß, sich in fragmentirtem Zustande vorfand: die zweite Seite, wo Näheres zu erwarten steht, war abgerissen. Unter diesen Umständen mag es kühn sein, den Schleier lüften zu wollen; es darf aber dennoch versucht werden, wie denn auch schon ein glücklicher Anfang gemacht worden.

Mittel dazu finden sich hauptsächlich in zwei Quellen, welche gleichzeitig und unabhängig von einander im Jahr 1857 ans Licht traten: der Briefwechsel zwischen Lenz und Lavater (bei Dorer) und der zwischen Lenz und Herder (in dessen Nachlaß); zur Hülfe ist der reiche Briefwechsel der Weimarischen Größen mit Merck herbeizuziehen, dann aber vor allen, wie wir zum Theil bereits gethan, Lenzens eigene Gedichte.

Zunächst dürfte zu beachten sein, daß der Vorfall die früher so reiche Gnade des Herzogs plötzlich in Zorn gegen den Dichter verkehrte. Er, dem man bisher so viel verziehen, schien jetzt ein Unverzeihliches begangen zu haben, so daß sein weiteres Verbleiben verwirkt, keine Unterhandlung möglich war. Er sollte Weimar auf der Stelle verlassen, seinem unter Herders Verwendung brieflich ausgesprochenen Wunsch um den Aufschub eines einzigen Tages ward stillschweigend nachgegeben*). Nicht minder aber wird beachtenswerth sein, daß eben dieser Vorfall auch auf Goethe einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck machte, ja daß von hier ab sein Urtheil sich wesentlich ändert, und zwar ebenso über Lenzens Charakter als dessen Leistung. Während er ihn früher durchaus für harmlos hielt, für „gut und lieb", für „einen trefflichen Jungen" (Brief an Betti Jacobi vom Jahr 1773) und während er noch am

*) Goethe's Tagebuch bei Riemer, vom 26. November.

16. September 1776 an Merck schreibt: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind", nimmt er ihn von hier ab auf einmal für boshaft und intriguant, eine Auffassung, welche in Wahrheit und Dichtung durchaus vorwaltet. Mit dieser Meinungsänderung steckte er nun auch den wohlwollenden, aber nur allzu lenksamen Wieland an, in dessen Urtheilen über Lenz wir vor und nach dem letzten November 1776 eine merkliche Abweichung finden. Wir verweisen auf die durchaus günstigen Urtheile vor dieser Zeit, welche wir bereits angeführt, dagegen schreibt Wieland am 13. Juni 1777 an Merck: „Wo ist itzt Lenz und wie gehts dem guten Jungen, der mit so viel Genie ein dummer Teufel, und mit so viel Liebe bisweilen ein so boshaftes Aeffchen ist." Und auch die sonst so harmlos gefundenen Wunderlichkeiten erscheinen jetzt wiederholt als Affenstreiche. Wielands Brief vom 13. Januar 1777 giebt: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint, als er zu sein Vermögen hat." Er setzt hinzu: „Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, daß Sie, ohne selbst hier gewesen, und lange hier gewesen zu sein, in unseren Sachen klar sehen, auch von Lenzen lieber milde als strenge zu urtheilen." Wieland selbst war hier nicht verletzt, wohl aber Goethe, und dieser eben bestimmte sein Urtheil.

In dem Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein lesen wir (I, S. 72) ohne Datum: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise zugeschickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die Sache reißt wieder so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, wie tüchtig es ist, und was aushalten kann." Dann am Sonntag den 1. De-

cember: „Ich sollte gar nicht schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist, die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein selbst herausreißt. Addio. Ich ruhe auf Ihrer Hand.“ Aus dem nächsten Zettelchen, das der Herzog selbst an Frau von Stein schreibt, sehen wir, daß Goethe mit dem Herzog eben so plötzlich von Weimar abreiste wie Lenz, denn es heißt: „Montag den 2. December früh um halb 7. Lebewohl, liebste beste Frau, alleweile reisen wir. Der Mond ist jetzt noch unser Begleiter, er scheint recht himmlisch schön. Leben Sie ja recht vergnügt und empfangen Sie von uns diesen collegialen Abschied. Leben Sie wohl. E. A.“ Scheint es doch, als solle der Frau von Stein hierdurch eine Beruhigung zugesprochen werden, der sie bedurfte. Der aufmerksame Beobachter wird schon hier manches zwischen den Zeilen lesen, und gewiß ist bemerkenswerth, daß der Name Lenz in dem Briefwechsel mit Frau von Stein nicht weiter vorkommt. Auch scheint Lenz nicht persönlich von Goethe Abschied genommen zu haben.

Hier treten nun die Briefe an Herder als besonders aufschlußgebend ein. Damit nichts an ihnen verschoben werde oder veruntreut scheine, werden die auf das folgenschwere Ereigniß bezüglichen hier in ihrer ganzen Ausdehnung stehen müssen.

„Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen, und versichere, daß mir eine Ordre, wie die, auch wenn ich sie verdient, durch die Hand, die sie mir überbrachte, versüßt worden wäre. Da ich aber nach meiner Ueberzeugung erst gehört werden müßte, ehe man mich

verdammte, und meine Ehre, die mir lieber als tausend Leben ist, mich durch Annehmung dessen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt, eines mir unbewußten Verbrechens (mich) schuldig zu bekennen nimmermehr erlauben wird, so verzeihen Sie, daß ich diese beigefügte Gnade nicht annehmen, sondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es ist seit heute, daß —*)

Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang bis zu Ende zu lesen."

Und am Tage darauf:

„Es freut mich, bester Herder! daß ich eine Gelegenheit finde, Abschied von Dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum gesehen und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant. Und doch waren zwo Stellen in diesem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden, darum schickt' ich's Dir. Wie lange werdt ihr noch an Form und Namen hängen!

Ich gehe, sobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, sobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethe's Winke eher verstanden! Sag' ihm das.

Wie soll ich Dir danken für Deine Vorsprache beim Herzog; Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch sei, ohne Ordres und Ukasen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in seinem Gedächtniß, wie er und sein ganzes leutseliges Wesen nimmer aus dem meinigen verschwinden wird. Ich weiß, diese

*) Der Herausgeber bemerkt hier: „Die dritte Seite des Briefes ist abgerissen; die folgenden Worte befinden sich auf dem erhaltenen Rande." Das in Parenthese beigefügte Datum (Weimar am 29. November 1776) gehört wohl der Redaction.

Versicherung ist ihm lieber als ein Danksagungsschreiben. Wolltest Du ihn mündlich bitten, mir huldreichst zu verzeihen, daß ich seine Bücher so lange gehabt und gebraucht, und daß ich die Dreistigkeit habe, ihn unterthänigst nur um einen Aufschub von einem Tage zu bitten — ich will gleich eine Supplique beilegen — um in dem einen aus dem Archiv die großen Züge seines eigenen Charakters in denen seines großen Ahnherrn Bernhard zu Ende studiren zu können.

Schick doch diesen Brief sogleich ihm hin, ich flehe! Der vorige hat Effekt gethan, wofür ich tausendmal danke. Er wird mir diese letzte Gnade nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und der wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren. Nur ein einziger Tag!

Umarme und segne Deine Gattin! Seid unbegränzt glücklich — vergeßt mich! Lebt wohl!

Von dem versiegelten Zettel an Goethe sag niemand. Nochmals lebt wohl! Könnt' ich an Eurem Halse liegen.

Der redliche Kalb wie trefflich und edel!"*)

Der erste dieser Briefe, der von übernommener Bemühung spricht, hat wohl noch einen andern vor sich gehabt, in welchem die Bitte um diese Bemühung enthalten war. Er war vielleicht aufschlußreicher als die übrigen und wurde eben darum

*) Das in Parenthese hinzugefügte Datum: Weimar am 30. November 1776, an dem übrigens kein Zweifel ist, gehört wohl wiederum der Redaction.

nicht aufbewahrt. Demnächst ist auffallend, daß Lenz hier seinen Freund Herder in aller Förmlichkeit mit Sie anredet, während alle übrigen Briefe nur das vertraute Du haben. Es wird sich darin eine gewisse Zurückhaltung wiederspiegeln, welche Herders letzte schriftliche Nachricht enthalten haben mochte, dann aber ist wohl auch zu erinnern, daß jenes Du überhaupt nur brieflich gewesen zu sein scheint, im Einklange mit der enthusiastischen Weise, in der Lenz sich von Hause aus Herder angenähert hatte und welche als eigenthümlicher Charakter dieser Correspondenz verblieb. Das Du kehrt im nächsten Briefe zurück.

Was den Inhalt anlangt, so wird leider die Kenntniß der Vorgänge und Verhältnisse vorausgesetzt, und wir erfahren von Thatsächlichem nur Eines, das Pasquill. Aber auf wen gerichtet, wie verbreitet? Goethe wird weiterhin schwer beleidigt genannt und es liegt nahe, dies mit dem Pasquill in Verbindung zu bringen. Aber er kannte es ja noch nicht, Lenz legt es eben nur bei, damit er es kennen lerne. Er nennt es einmal ein kleines Pasquill; doch spricht er von zwo Stellen darin, die Goethe gefallen würden. Lenz stellt zusammen, was zu denken, zu muthmaßen, zu rathen giebt: Rebell und Pasquillant. Worin kann seine Auflehnung bestanden haben? Dann wieder scheint die Stelle beachtenswerth: „Wie lange werdet ihr noch an Form und Namen hängen?" Und der so schwer Getroffene spricht von einem ihm „unbewußten Verbrechen", zu dem sich zu bekennen ihm die Ehre verbiete*).

*) Ein neuerer Litterator, der sonst sorgsame Goedeke (Grundriß u. s. w.) hat sich die Sache leicht gemacht, indem er geradezu von

Hier bleibt also immer noch viel Dunkelheit, die wir auch durch Combination mit anderen Nachrichten nicht leicht aufhellen, im Gegentheil, diese Dunkelheit wird nur noch größer, wenn wir damit zusammenhalten, was die Briefe an Lavater ergeben. Ständen beide Briefwechsel, der an Lavater und der an Herder, einzeln da, so würde man offenbar die Entscheidung leichter haben, freilich aber auch den Irrthum. Herders Nachlaß und die Briefe an Lavater erschienen kurz nach einander, jener im Jahr 1856 und 1857, dieser im letzteren Jahr, und so kommt es denn, daß beide Herausgeber einseitig aus ihrer Quelle folgern, daß aber beider Urtheile weit aus einander gehen. Düntzer weiß nichts von einem Fräulein von Waldner und daß eine solche hier eine wichtige Rolle spielen könne, er weiß nichts davon, daß Lenz in Weimar liebeskrank war, er ahnt nichts von dem Inhalt seiner Gedichte, er behandelt ihn schlechthin wie einen Intriguanten und boshaften Narren, überhaupt wie einen sehr unbedeutenden Menschen, über den auch er sich lustig machen könne. Dorer dagegen, der Herders Nachlaß eben nur letztlich in der Reihe der vorhandenen Quellen noch aufführt, hat doch dem Inhalt keine wesentliche Entscheidung auf seine Ansicht der Dinge eingeräumt, weil eben sein Buch schon fertig war. Hier ist nun eine Lücke geblieben und unabweislich tritt die Frage entgegen: Wie sind beide Documente mit einander zu vereinigen?

Wir kommen jetzt auf das fragliche Gedicht zurück: „Der

---

einem „Pasquill auf die Herzogin Amalia und andere Personen“ spricht. Der Autor ist in allen Stücken sehr mißgünstig gegen Lenz gestimmt.

verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit." (s. o.) Der Vergleich mit dem Brief von Herder scheint allerdings zu ergeben, daß dies Gedicht in den letzten Tagen des November geschrieben sein müsse, denn wenn dort der Dichter sich „ausgestoßen aus dem Himmel" nennt, so entsprechen dem im Gedicht die Worte: „des Himmels Thore verschlossen" und „Hier ausgesperret verloren Sitzt der Verworfne und weint." Im folgenden aber begegnen wir Zeilen, welche schwerlich eine andere Deutung zulassen als auf die Geliebte seines Herzens und auf eine unerwartete Begegnung mit derselben. Es ist hier zwar manches Undeutliche, ja was irre führen kann, so daß man das Ganze für mehr allgemein und ideal halten könnte. Allein eine falsche Interpunction bei Tieck haben wir schon bemerkt und dann sind die Worte:

In weißen Gewölken,
Mit Rosen umschattet,

wohl nicht anders zu verstehen, als von einer luftigen Bekleidung, etwa einer Balltoilette in Weiß und Rosa, oder auch mit Rosen garnirt, so daß an einer wirklichen körperlichen Gegenwart der Geliebten wohl nicht zu zweifeln ist. Welchen Sinn könnten sonst auch die von der Gestalt gebrauchten Worte haben: „In Liebe hingesunken"? Oder sollen wir, mit Dorer, annehmen, daß der Dichter die Dame überrascht? Scheint er doch vielmehr selbst der Ueberraschte zu sein:

Ich sah die Erscheinung:
Und war's kein Traum?

Auch führen die Worte gar nicht auf ein Eindringen:

Auf gingen die Thore,
Ich sah die Erscheinung.

Mehr Schwierigkeit bringt die Frage, von welcher Art und wie weit denn die Annäherung des Berauschten gewesen; denn hier scheint in den unmittelbar neben einander stehenden Worten ein Widerspruch zu sein:

Schon hatt' ich so selig, so trunken
Fest an mein Herz sie gedrückt —

Und:

Ich lag im Geist ihr zu Füßen —*)

Womit stimmt, daß ja im Ganzen der Dichter eben sich anklagt, den Augenblick verloren, versäumt zu haben. Was bleibt übrig als zu sagen, daß er seiner Sinne nicht mächtig gewesen, daß er jedenfalls die volle Glut seiner Leidenschaft verrathen. Und dies drückt nun eben auch das Motto aus.

Vielleicht ist auch eine Stelle in einem Brief an Lavater aus Weimar hieher zu beziehen und kann mit zur Erklärung der Gemüthsstimmung des Dichters, der Situation und des Gedichtes dienen. Im 13. Brief bei Dorer, eben jenem, wo Lenz die Unruhe seines Herzens ausspricht, lesen wir die dort unverständlichen Worte: „Ich gehe, wohin mich Wink der Vorsicht ruft, mein Ziel kann ich Dir noch nicht bestimmen, ich kenne es, und der Tod soll mir Bruder sein, wenn er mich dahin führt."

*) Wenn nicht in den Worten „Schon hatt' ich" ein Fehler sein sollte, wird man wohl dem „im Geist" eine Rückwirkung auf die obige Zeile geben müssen, wie denn das Gedicht, selbst in Leidenschaft geschrieben, mehr vom Ganzen als vom Einzelnen aus zu verstehen ist.

Es ist nicht zu begreifen, welch ein Weg so in die Nähe des Todes führen, welch ein Ziel so unmittelbar mit demselben verbunden sein könne, wenn wir nicht die Erklärung dafür in dem Schluß unseres Gedichtes finden wollen:

— Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz.

Danach würde aus jener Aeußerung gegen den Herzensvertrauten nicht nur der verzweifelte Gemüthszustand abzunehmen sein, indem nunmehr die Leidenschaft Gewalt über Tod und Leben gewonnen hat, so daß der Arme der verzehrenden Flamme des Lichts entgegenfliegt, sondern es zeigt sich eben auch schon der Wille, der Entschluß, alle Schranken der Convention zu durchbrechen. Daß dies dennoch nicht, nicht in vollem Maaß geschehen, bekundet das Gedicht. Die Gelegenheit war da, der Moment gegeben — aber heilige Scheu hielt den Flammenden zurück; er schwört zwar den Augenblick sich nicht zum Zweiten entgehen zu lassen — allein er kehrt ja nicht wieder.

So gefaßt, und eine andere Auffassung dürfte nicht möglich sein, wird nun aber wohl dieser Vorfall noch nicht ausreichen zur Erklärung der so plötzlich erfolgten Verbannung, um so weniger, da er, nach dem Gedicht zu urtheilen, ohne Zeugen erfolgt sein muß. Nun läßt sich aber sehr wohl denken, daß derselbe andere Vorfälle in seinem nächsten Gefolge hatte, zumal da nun die Leidenschaft des Erregten aufs Höchste gestiegen und er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Zurechtweisungen mochten nun von Seiten des Armen Auflehnung,

Verantwortung zur Folge haben, unbewachtes Ausstoßen alles dessen, was er auf dem Herzen hatte, so daß dadurch das Wort „Rebell" seine volle Erklärung erhielte. Sehr merkwürdig kommt uns hier eine Anspielung von Wieland in einer damals gedichteten Erzählung, dem Sommermährchen, zu statten, zuerst abgedruckt im Deutschen Merkur 1777, Juli, S. 11:

— Der Junker zieht,
Wie Bruder L(enz),
Sich aus der ersten
Impertinenz
Durch eine zweite*).

Es bedarf keiner Beweisführung, wie sehr das passe auf die Dinge, welche für Lenz verhängnißvoll wurden, und nichts kann uns erwünschter sein für die Beurtheilung, als gerade dies Zeugniß, daß der ersten Impertinenz sogleich auf dem Fuß die zweite gefolgt sei, der Ausdruck Impertinenz entspricht aber dem von Goethe gebrauchten deutschen, so gut es eine Uebersetzung kann. Nun fehlte es aber sehr wahrscheinlich auch an einer dritten nicht.

Dazu kam nämlich jenes Pasquill. Ich vermuthe nun sogar, daß eine Scene, vielleicht in unmittelbarer Gegenwart

*) Es ist Jegór von Sivers Verdienst, auf diese Stelle aufmerksam gemacht zu haben, dagegen irrt derselbe, freilich noch unbekannt mit dem Kern der Weimarischen Vorfälle, wenn er sie auf Lenzens Anrede an Wieland beim ersten Zusammentreffen beziehen will: „Sind Sie Wieland? Ich dachte Sie mir mit Hörnern und Krallen und dem Pferdefuß"; denn wo wäre hier die zweite Impertinenz und wo überhaupt die Impertinenz? Offenbar mußte auch die Sache etwas bekannteres sein, um darauf anspielen zu können.

der Herzogin Luise, den Ausschlag gegeben habe, denn hierauf deutet Lenzens Brief an dieselbe. Ich vermuthe ferner, und habe schon angedeutet (s. o.), was mich darauf führt, daß eben hier ein hartes Zusammentreffen mit Goethe erfolgt sei, und zwar von der Art, daß sogar sein Verhältniß zur Frau von Stein zur Sprache kam.

Aber war nicht die Neigung Lenzens zur verlobten Braut eines Andern eine gleich schuldige und verdammenswerthe? In den Augen der Welt allerdings, hier war der Anstoß ein gewaltiger und es war nichts geschehen, ihn zu verhüllen; allein ganz anders stand die Sache in der Seele des unglücklich Liebenden. Dieser nämlich, wie das die Documente deutlich ergeben, glaubte sich im früheren Besitz dieses Herzens, überdies im wahren Besitz, er hielt jene Verlobung für eine unglückliche, widersinnige, nur der Convention angehörige, ja er war auch hier in dem festen Glauben, daß ihm immer noch der bessere Theil dieses Herzens gehöre, daß die Dame selbst mit Schmerz erfüllt sei, ihm, dem Dichter, nicht angehören zu können. Denn was anders können die Worte sagen:

Ich hielte, ich faßte Dich,
Heilige, Einzige,
Mit all Deiner Wonne,
Mit all Deinem Schmerz.

Und so ist auch schon früher darauf hingewiesen worden, daß, wenigstens in der Straßburger Zeit, die Neigung nicht gänzlich ohne Erwiederung muß geblieben sein, vielleicht auch nicht einmal in Weimar, so daß wir auf dieser Seite nicht ganz dem beipflichten können, wenn Dorer aus Zartgefühl hier völlig

hat freisprechen wollen. Wir sind im 18. Jahrhundert, und es handelt sich um feine Grenzen.

Aber Lenz ward jetzt völlig enttäuscht, das spricht sich in dem Gedicht aus: „Mit schönen Steinen ausgeschmückt", und zwar in der Strophe:

Ach! aber Freundeshand bringt mir
Den Kelch des Todes, und von Dir,
Von dir, von dir! mehr als der Tod
Was überm Grabe schlimmer droht.

Daß es sich nicht um einen einzigen Vorfall handelt, dürfte schon daraus hervorgehen, daß die bekannte „Eselei" in Goethe's Tagebuch unter dem 26. November verzeichnet steht*), während die Haupt-Katastrophe am Abend des 29. erfolgt sein muß; am Morgen schrieb Goethe darüber an Frau von Stein.

Das Ganze scheint nun auf Folgendes hinauszulaufen: Lenz, den man bisher gern gesehen, dem man Vieles verziehen, der, wenn er auf einer Seite anstieß, immer noch von Andern gehalten wurde', hatte durch unglückliches Zusammentreffen auf einmal Viele gegen sich, er hatte starken Anstoß bei Hofe gegeben, wenn sich auch nicht bestimmt sagen läßt, worin er bestanden, er hatte die Herzogin Luise verletzt, er hatte Goethe, Frau von Stein und gewiß noch andere beleidigt, der Herzog, so scheint es, war gezwungen ein Exempel zu statuiren, Herder und Wieland konnten unter diesen Umständen nicht mehr vermittelnd eintreten.

*) Riemer II, 36, der, wie immer, die Sache parteiisch und überdies roh auffaßt.

Recht merkwürdig ist, daß nicht lange nach oder vor Lenzens Entfernung von Weimar auch Klinger eben hier sehr Aehnliches erlebte. Klinger kam im Sommer 1776 nach Weimar, wohl auch, um hier sein Glück zu machen; er war also hier mit Lenz zusammen, wohnte sogar in demselben Hause*). Nach Böttigers Angabe (Litterar. Zustände I, 18) soll ihn Goethe fortgebracht haben. „Man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauses sich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei sei es Sitte gewesen, statt der Zielscheibe ein Portrait hinzusetzen. Klinger habe Goethe's Portrait hingestellt, wonach wirklich geschossen worden; das habe Goethe ihm nie verzeihen können. Indeß wären, wie Bertuch bemerkt, andere Gründe der Ungnade vorhanden, er habe allerhand Klätschereien zwischen hohen Damen gemacht und sei als ein tracassier verabschiedet worden. Goethe selbst äußert sich in einem Brief an Merck vom 24. Juli 1776, nachdem er eben von Lenz gesagt, er werde endlich gar lieb und gut „in unserm Wesen" —: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich, ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstund und ich's ihm nicht erklären konnte noch mochte." Dann vom 16. September, ebenda, wo es von Lenz heißt, er ist unter uns, wie ein krankes Kind: „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwärt mit uns und er wird sich herausschwären. Ich habe über die beiden Kerls nichts Treffenderes zu sagen." Nun war aber Klinger ein ganz anderer Charakter als Lenz, und ihm konnten keine

*) Nach einem Brief an Christoph Kayser in Zürich (bei Riemer II, 31) kam er am 24. Juni in Weimar an. Ebenda: „Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung."

Affenstreiche zur Last gelegt werden. Kurz zuvor aber (am 8. Mai) hatte Klopstock seinen merkwürdigen Mahnbrief an Goethe geschrieben. — Man vergleiche damit Goethe's eigenes Geständniß: „Ich treibs hier freilich toll genug", und daß er (XXX, 197) „von mancher gehässigen Ungezogenheit" spricht, ja sich etwas von der „Ingenuität der Voltaire'schen Huronen" zueignet; dagegen aber Wielands Brief an Merck: „Er hat bei all seiner anscheinenden und wirklichen Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und Savoir faire als alle Hofschranzen, Bonifaz Schleichers*) und politische Kreuzspinnen zusammen genommen, in Leib und Seele. So lange E. A. lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus." — Man sieht also, daß Goethe auch Anfechtungen hatte; und nur Einer konnte hier ein Privilegium haben. Fehlte jene Conduite und der feste Beistand des E. A., so mußte wohl jede Art von Naturwildheit gefährlich werden. Andererseits war Goethe wohl nicht völlig frei von Eifersucht, und der Umgang mit seinen früheren Genossen ward ihm unbequem in seiner Geheimrathsstellung.

Was Lenz Leben und Verstand kostete, verwand der weltlichere Klinger leicht. Und nun soll dieser auch nach seiner Verabschiedung von Weimar zu Schlosser nach Emmendingen gegangen sein — welch seltsames Zusammentreffen!

---

*) Bezieht sich auf den kleinen Roman Bonifaz Schleicher im Teutschen Merkur von 1776.

X.

Aufschluß aus den Werken.

Die Reihe der poetischen Werke, welche auf den Vorfall zu Weimar und auf die Leidenschaft des Dichters Bezug haben, ist noch nicht erschöpft; ihre Betrachtung liegt aber um so näher, als damit zwei Ziele erreicht werden, Aufklärung jenes Räthsels und Verständniß dieser Werke selbst.

Von drei größeren Stücken dieser Art ist das früheste: „Petrarch. Ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen." Bei Tieck mit der Jahreszahl 1776. Es hat mit derselben seine Richtigkeit, denn das Werkchen erschien unter Lenzens Namen zu Winterthur, 1776, mit Kupfern; in den Briefen an Lavater aber wird darauf Bezug genommen, denn der Verfasser schreibt in einem der bei Dorer gegebenen Briefe, der aus Weimar geschrieben sein muß, an den Schweizer Freund, er wolle dem von ihm unterstützten Buchhändler ein Manuscript übergeben, falls dieser es glänzend zu drucken und mit Kupfern auszustatten verspreche, eine Nachricht, die in allen Punkten eben auf diesen Petrarch zutrifft. Es verräth sich aber darin zugleich, daß der Dichter eben mit diesem Stück noch eine besondere Absicht gehabt, worüber denn auch der Inhalt weiter keinen Zweifel läßt. Schon die Einleitung giebt zu erkennen,

daß der Dichter sein Verhältniß dem des Petrarch zur Seite stelle, d. h. daß auch er ideal und hoffnungslos liebe, die einem Andern Angehörige.

Glückseliger Petrarch! den itzt der Tod
Getraut mit Lauren hat; im Abendroth,
O du mein bester Freund! komm, steig hernieder,
Und hauche deinen Geist in meine Lieder.
Du Sänger aller Zeiten, jedes Herz
Fühlt, wenn es glücklich ist, von Deinem Schmerz;
Auch meines fühlt ihn ganz — mehr zu beklagen,
Fühlt tiefer ihn und darf ihn nicht so sagen.

Wenn es aber im gleich darauf folgenden heißt:

In diesem Thal, das deinem Thale gleicht,
Wo jede Leidenschaft der Brust entweicht —
In diesem Thal will ich der deutschen Flöte
Vertraun, was du gelitten, mein Poete!
Du einziger, der fühlte, was er sang,
Und sich dadurch den Märterkranz errang. —

so scheint daraus sich zu ergeben, daß das Gedicht in der Waldeinsamkeit von Berka gedichtet sei; die letzten Zeilen aber sprechen deutlich aus, wie sehr der Dichter seine Liebeslieder von dem Schwarm der üblichen wolle unterschieden wissen, indem er nur den Vergleich mit Petrarca für sich in Anspruch nimmt.

Nun ergiebt sich aber auch bald, daß es gar nicht um eine Darstellung der Liebesleiden des Dichters von Vaucluse selbst zu thun ist, sondern daß derselbe hier nur vorgeschoben wird, damit Lenz unter dieser Verkleidung ausspreche, was offen zu sagen die Verhältnisse verboten, so daß das ganze Gedicht da-

durch einen gewissen symbolischen Charakter gewinnt. Wie wenig wir hier den wirklichen Petrarca haben, zeigt sich namentlich in der eigenthümlichen Art, wie Lenz ihn enden läßt. Petrarca überlebt hier nicht seine Laura, sondern stirbt unter ihrem Wagen; Laura entsteigt demselben und weiht dem Sterbenden eine Thräne. Im Uebrigen ist von Petrarca's Lebensumständen gerade so viel hier gegeben, als mit Lenzens Verhältniß Aehnlichkeit hat, und nicht ohne Absicht dürfte der Dichter in den einleitenden Worten hervorheben: er habe aus dem Leben Petrarca's, das seinen Werken vorgesetzt ist, nicht erfahren können, „ob Laura jemals sei verheirathet worden?" Als Anhang giebt Lenz einen Versuch der Uebersetzung von Stücken zweier Canzonen Petrarca's, aber auch hier ist es nicht um den reinen dichterischen Werth, noch um Uebersetzungskunst zu thun, sondern nur um Anspielung auf die ähnlichen Verhältnisse seiner selbst. Er giebt nämlich die drei ersten Strophen der Canzone IX, Gentil mia Donna — um mit der Strophe schließen zu können: E sol' ivi con voi rimansi Amore. Leider macht das Gedicht in der reimlosen und unrhythmischen Uebersetzung wenig Eindruck; und doch soll sich hier offenbar der Charakter seiner eigenen Leidenschaft aussprechen:

— Geht dann der innere Streit mit mir an,
Und ich segne die Natur und den Tag und die Stunde,
Die zu so hohem Glück mich aufgespart hat,
Wo sie das Herz mit der Hoffnung emporhub,
Das sonst unbehelfsam, mir selbst beschwerlich war.
Nur von dem Tag an gefiel ich mir selber,
Füllt ein großer schöner Gedanke meine Seele,
Zu der ihr Auge den Schlüssel hat.

Niemals beschied Liebe oder Glück
Zwei Freunden solche Wonne, die ich nicht hingäb' gegen eine
Bewegung ihrer Augen, von denen meine Ruhe,
Wie ein Baum aus der Wurzel kommt.
Heilige, selige Funken,
Die ihr mein Leben entzündt und alle mein Vergnügen,
Die ihr entzückend mich auflöst und langsam mich tödtet:
Wie jedes andre Licht verbleicht, wo ihr blitzet,
So weicht aus meinem Herzen,
Wenn diese Süßigkeit sich drein herabströmt,
Jeder andere nothwendige Gedanke
Und ihr allein bleibt darin mit der Liebe.

Desgleichen hat Lenz aus dem zweiten Theil ein Stück der ersten Canzone (Che debbio far? —) übertragen, um darin seiner über den Tod hinausreichenden Liebe Ausdruck zu geben.

Das Gedicht selbst entbehrt gar sehr der letzten Hand, weit entfernt von einem vollendeten Kunstwerk, ja scheint sogar Spuren beginnender Ueberspannung und Abspannung des Geistes an sich zu tragen; doch ist es großer Schönheiten voll und schließt tiefste Herzensseufzer ein. Ueberall begegnen Stellen, die dem vollkommen ähnlich sind, was Lenz in selbstständigen Gedichten ausspricht, oder welche diesem zu willkommener Ergänzung dienen. Wie schön das erste Zusammentreffen der Liebenden am Charfreitage, auf dem Wege zur Kapelle von Lilla:

Er stand erröthend und erblassend da,
Sprach immerfort mit ihr, und hört' und sah
Sie sprechen, ohne daß doch sein Gefährte
Ein einzig Wort aus Beider Munde hörte.
Stumm sahen sie sich an.

Beide beten nicht in der Kapelle; der Heiland verzeiht. Laura dankt dem Stern, der den Geliebten geboren werden ließ. Sie sagt: „Wie schön die Sonne untergeht!" Darauf Er: „Für mich verschleierte sie sich." Und Laura zu Petrarca: „Freund, Sie dürfen lieben; Nur nie ein Wort mehr!" — Den Befehl im Blick —

Und todtenbleich kam er mit ihr zurück.

Der Dichter schließt den Gesang, den ersten, mit den Worten:

Ach, dacht' er bei sich selbst, vielleicht nach tausend Jahren
Beweint ein Auge mich, das gleichen Schmerz erfahren,
Sonst find' ich nirgends Mitleid. Sporne dann
Zu ihrem Ruhm, Petrarch! die letzten Kräfte an.

Im zweiten Gesang erfährt Petrarca, daß sein Freund Colonna die Angebetete liebt und von ihm begünstigt wird, er selbst vertraut es dem Dichter.

Colonna liebte Lauren. Und vertraute
Dem Dichter seine Glut, der auf den Boden schaute.

Er schaute auf den Boden und stand da,
Wie einer, der den Blitz hart vor sich treffen sah.

Dann lief er an den Felsen hin und wieder,
Die an Vaucluse gränzten, auf und nieder.

Jetzt begegnen wir Worten, die nahe mit dem übereinkommen, was Lenz an Lavater schrieb über den glücklichen Freier der Dame zu Weimar:

„Ein Mann von vierzig Jahren ihr die Hand!
Und insgeheim, weil ihm sein Ritterstand
Die Ehe untersagt? Um reich zu erben,
Soll Laura elend leben, elend sterben?

O trüber Himmel dies für Lauren! — und Petrarch
Nähm' den Gedanken mit sich in den Sarg?
Colonna hat Geschmack — wär' das für sie nicht wenig?
Nein, er verdient sie nicht, wär' er ein König.
Er, der der Schönheit und des Lebens satt,
Nun ausgeliebt und ausgelebet hat.
Er Lauren! — Gott, der du die Demuth ehrest,
Gott, ist er ihrer würdig? Du empörest
Dies arme Herz selbst gegen meinen Freund,
Mein Unmuth ist gerecht, so strafbar er auch scheint.
Darf aber ein Vertriebner, ein Verbannter,
Hier nur geduldet, darf ein Unbekannter —?
Ach zehnmal mehr vertrieben, mehr verbannt,
In keiner Brust hat das für sie gebrannt.
Ein Schatz kann nie in schlimmre Hände fallen
Als die des Reichen. Gott, du weißt's, von allen,
Die jemals liebten, härmte niemand sich
Mit tiefrer innrer Sehnsucht ab als ich —
Was schwärmst du, Unbescheidner! was erhöhest
Du die Begierden so? Bedenke wo du stehest,
Bist du nicht Ixion, der Jupitern
Um seine Göttin neidte? Steh' von fern,
Und fühl' es wer du seist.

Das letzte ein Gedanke, den wir noch in einem besonderen Gedicht ausgeführt finden werden.

Im dritten Gesang schreibt Petrarca, der nach Rom entflohen, an Colonna; er wünscht sich den Tod, da er ohne Laura nicht leben kann; es gehe mit ihm zu Ende. Schön ist der Eindruck auf Colonna und Laura geschildert:

Das arme Herz! sprach, als er's las, der Mann,
Und sah gelassen auf und seinen Himmel an.

Das arme Herz, sprach sie ihm nach, doch mit Accenten,
Die Engel selbst zum Weinen bringen könnten.

Darauf schreibt, um Laura noch tiefern Schmerz zu bringen, der Cardinal Colonna zu Rom an seinen Bruder —

vom guten kranken Thoren,
Er habe Sprache und Vernunft verloren.

Worte, die besonders rührend sind, wenn man glauben muß, daß hier Lenz an sich selbst gedacht habe. Er fühlte also wohl, daß man ihn, wie Goethe sagt, als „ein krankes Kind" behandle.

Laura schreibt jetzt an Petrarca, voll Mitleid bittet sie selbst ihn nach Vaucluse zu kommen. Er kommt —:

Er reiste spät im Herbst, des Himmels Antlitz war
Trübwolkig wie sein Herz, und Sturm zerriß sein Haar.
Er reiste Tag und Nacht durch's pfeifende Gesträuch,
Voll Graun und Finsterniß, fühllos wie eine Leiche.
Bald überwältigte des Aethers Gleichgewicht
Der schweren Wolken Zug, die auf sein blaß Gesicht,
Dem die Verzweiflung längst der Thränen Trost verschlossen,
Auf sein versengt Gesicht des Himmels Thränen gossen.

Petrarca kommt an, er zweifelt, ob er Kraft habe, die Angebetete zu sehen; großer Kampf der Gefühle in ihm, Eifersucht und Zorn behält die Oberhand:

— Im letzten Augenblicke,
Im Grabe noch, im Grabe Wütherich,
Colonna, falscher Freund! beneid' und hass' ich dich;
Noch über's Grab hinaus — mit kranker Seele
Kehr' ich als Geist zurück, daß ich dich quäle,
Denn du hast mich um Leben, Lieb' und Macht,
Um Alles — um die Tugend selbst gebracht.

Verdammt hast du mich. Menschheitsloser Richter!
Warum traf deine Wuth den reizbarn Dichter?
Warum nicht einen Wuchrer, einen kalten Mann,
Wie du, den der Verlust nicht schmerzen kann?

Diese Qual bewegt den Himmel, er sendet ihm milde den Tod unter rührenden Umständen. Vor dem Schloß der Geliebten wird er von ihrem Wagen getödtet; sie reißt sich von der Seite ihres Ritters los, steigt aus:

— Da wich
Der Boden unter ihm, und beide sanken nieder
Mit einem leisen: Gott, seh ich Sie*) wieder?
Da lag das Opfer nun, und Laurens Blick
Schlug feucht bis an die Wolken. Hättest du dein Glück
Noch eh du starbst gesehn, Petrarca, was die Schaaren
Der Geister um dich her zu sehn geschäftig waren,
Die Thräne, die die schwarze Glut umzog,
Die aus dem schönsten Aug' erzürnt zum Himmel flog,
Ihn anzuklagen — die für Reue zittern
Ihn machte! — Laut in klagenden Gewittern
Bezeugt er seinen Antheil, blitzend Weh
Erschreckte weit die Erde und ein ganzer See
Wälzt ihm sich nach und schien das Mißgeschick der Seinen
Unaufhaltbar, untröstlich zu beweinen. —

Hier schließt das Werk; im Originaltext ist noch ausdrücklich das Wort „Fragment" hinzugesetzt, im Wesentlichen aber ist hier das Gedicht geschlossen, so daß jener Zusatz selbst nur der

*) Das Original hat hier „sie", Tiecks Ausgabe hat mit Recht Sie hergestellt, wie denn, auch schon früher, und dort gleichfalls im Originaldruck, beide sich mit Sie anreden.

deutlichen Tendenz des Ganzen angehört, die zum Theil eben hierdurch verschleiert werden soll. Und wahrlich, mit wie anderem Auge muß man das Stück lesen, wenn man die nahen Beziehungen auf das Leben des Dichters und den für ihn unerreichbaren Gegenstand einer idealen Liebe erkennt, doppelt rührend, wenn man hinzunimmt, was der Dichter hier selbst noch nicht ahnte, daß sein Schicksal so viel schrecklicher war als der hier geschilderte Tod in der Nähe der Geliebten. Auch als Kunstwerk, als künstlerische Conception, wenn freilich die vollendende Hand fehlt, muß das Gedicht nach Erfindung, nach Hoheit der Gesinnung, wie auch nach Kraft der Ausführung und Zartheit der Haltung besonders hoch geschätzt werden, und wenn es wahrscheinlich ist, daß es zu Weimar erwachsen, so könnte gar wohl das hohe Lob Wielands und Goethe's von Lenzens neuen Productionen eben hierauf zu beziehen sein. Wie viel weniger haben die Spätern dies erkannt!

Ferneren Aufschluß, aber zugleich auch neue Räthsel, finden wir in dem Gedicht Tantalus. Wenn schon gelegentlich in dem eben betrachteten Werk der Dichter sich mit Ixion vergleicht, so bringt er ganz ähnlich hier sein Geschick in Verbindung mit dem Titaniden Tantalus, und zwar mit beiden nicht sowohl wegen der Art ihrer Bestrafung, als vielmehr wegen ihres Vergehens. Ixion, König der Lapithen, ward bekanntlich von Zeus an die Tafel der Götter gezogen, allein er ertrug dies Glück nicht, er trachtete nach der Liebe der Juno; auf ein feuriges Rad gebunden büßte er den Frevel in der Unterwelt. Sehr ähnlich ist die Fabel des Tantalus. Auch dieser ist König, Liebling des Zeus, wird von dessen Gnade gewürdigt an der Göttertafel zu sitzen, aber auch er erträgt sein Glück,

das erwiesene Vertrauen nicht. Seine Schuld wird verschiedentlich angegeben, unter anderm auch, daß er die Geheimnisse der Götter den Menschen verrathen. Lenz nun läßt uns nicht in Zweifel, auf welcher Seite er die Aehnlichkeit finden will, auch hier wird ihm die Liebe zu einer Göttin, zur Juno, verhängnißvoll. Das leicht hingeworfene Gedicht ist voll genialer Züge und gehört zu dem besten, was Lenz geschaffen, um so beachtenswerther, als der Inhalt ergiebt, es müsse nach seinem Abgange von Weimar verfaßt sein. Da es nicht umfangreich, in sich aber ein unzertrennbares Ganze ist, für welches erst nach dem, was wir jetzt von Lenz wissen, das Verständniß eröffnet worden, so wird es hier ungetheilt stehen müssen.

Tantalus.

Ein Dramolet, auf dem Olymp.

Apoll (und) Merkur (kommen heraus).

Merkur.

War das nicht eine herrliche Jagd,
Apoll, das mußt du doch gestehen,
Der Sterbliche hat uns Spaß gemacht!

Apoll.

Er schnitt doch der Juno gegenüber
Eine Figur als hätt' er's Fieber.
Zeus, den kitzelt' es innerlich —
Aber sag' mir, entzaubere mich.
Wo führt' ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?

Merkur.

Still, der Einfall kommt von mir.
Wollten Jupiter ein wenig pikiren,

Und Vater Jupiter desennuyiren,
War ja alles so traurig hier.

Apoll.

Ha, ha, ha! wie er da saß beklommen,
Ganz in Nektar und Lieb' verschwommen,
In ihrer Blicke Wiederschein
Meint' er Jupiter selber zu sein.

Merkur.

Nein, aber drüber ging doch nichts,
Der Meisterstreich, den er ausgehen ließ,
Du hast es ja gesehn — der Schnitt des Gesichts,
Als er mit Zeus die Gesundheit stieß.

Apoll.

Gesundheit mit Zeus — wie ist das zu verstehen?

Merkur.

Ei, so hast du ja nichts gesehen!
Vater Zeus, Vulkanen zu scheeren,
Stieß mit Mars die Gesundheit an:
Der schönsten Frau vom frömmsten Mann!
Meister Tantalus stieß mit an.
Der Donnerer durfte sein Glas nicht leeren,
Der ganze Olymp schien bestürzt voll Verdruß,
Nur nicht Meister Tantalus.

Apoll.

Was sagte Juno?

Merkur.

Was sollte sie sagen?
O das ist noch nicht genug.
Hast du denn nicht gehört, man schlug
Beim Nachtisch einen Spaziergang vor,

Mein Tantalus über und über Ohr,
Als Juno sagte, sie wollte im Garten
Die andern Göttinnen um Zehne erwarten,
Sie setzte spöttisch hinzu, es ist warm,
Herr Tantalus giebt auch vielleicht den Arm.
Mein Tantalus nahm's im Ernst und bückte
Bis unter den Tisch sich, rückte und rückte
Den Stuhl — daß alles für Lachen erstickte,
Bis ihn Juno zurechte wies,
Es sei ihr Ernst nicht und er's ließ.

Apoll.

O still, nun weiß ich, warum mit dem Alten
Cupido vorhin Kriegsrath gehalten.
Sie wollten eine Wolke staffiren,
Ihn, wenn er heimging, zu intriguiren.
Still, da kommt er selber ja wohl,
Wenn ich nicht irre —

Merkur.

Er ist's, Apoll.

Tantalus (tritt auf).

(Merkur und Apoll halten sich seitwärts, ihm zuhorchend).

In dieser freundlichen Sommernacht,
Wo außer Feuerwürmchen und Heimchen
Kein Geschöpf mehr neben mir wacht,
Niemand mich hört als Myrtenbäumchen
Und die stillen Schauer der Nacht:
Hier wird's doch erlaubt sein, das endlose Grauen,
Die entzückende Beklemmung meines Herzens,
Den ganzen Himmel meines Schmerzens
Nur mit einem Blick zu überschauen,
Und dir Allmutter Natur zu vertrauen.

Ich liebe — darf ich mir selber es sagen?
Wohin die verwirrteste Phantasei,
Wohin der Titanen Waghälserei
Nie kühn genug war sich hinzuwagen,
Wagt ein verrätherisch Herz sich hin:
Ich liebe der Götter Königin!
Es ist gesagt, ihr hörtet es Götter!
Auf denn, führt die rächenden Wetter
Ueber mein schuldiges sterbliches Haupt,
Euch ist die grausame Lust erlaubt,
Ihr selbst fachtet sie an, diese Flammen,
Ihr, die ihr darin Trost suchen müßt,
Das an Anderen zu verdammen,
Was euer Lieblingsverbrechen ist.
Da spart euren Witz in Erfindung der Strafen,
Was euch unerträglich däucht,
Ist gegen die Qualen, die hier noch schlafen,
Die ihr nicht ahnden könnt, federleicht.
Empfandet ihr je verzweifelnde Triebe,
Reicht nur Phantasie dahin?
Ich bin ein Sterblicher, und ich liebe,
Liebe der Götter Königin!

(Indem er sich umsieht, wird er eine Wolke gewahr in Juno's Bildung.)

Sie ist — sie ist es selbst — o Himmel und Erde!
Sie hat es gehört das verwegne Geständniß,
Ihr Blick wird mich tödten, sie hat es gehört.
Sie sieht mich nicht. Im hohen Selbstgenusse
Lustwandelnd unterm Schleier der Nacht,
Froh, wie es scheint, daß unter ihrem Fuße
Die Erde schläft und kein Geschöpf mehr wacht,
Das sich zu ihrem Dienst bemühte.
Hier wacht noch eins, unendliche Güte
In sel'ger Qualentrunkenheit —

Sie wendet sich — O hat Mnemosyne
Endymions Schicksal nicht geweiht?
O alle Strafen, die ich verdiene,
Gegen eine mitleidige Miene,
Gegen einen Blick, der mir verzeiht —
Sie nähert sich — Kam sie wohl, weil die Nacht
Alle Verhältnisse ähnlicher macht?

(Er will sich ihr zu Füßen werfen.)

Himmlische Güte, verzeihe, verzeihe,
Jetzt oder nie, der Bewunderung,
Des Entzückens verwegensten Schwung.

(Das Bild verschwindet.)

Ha, du fliehst mich — Ungetreue!
Götter, was sprach ich? — Lästerung!
Meine Freundin — die schlafende Erde
Ha, ich fühl's, bebt unter mir,
Macht sich, geflügelt, auf, ich werde
Bald auf ewig verschlungen von ihr,
Ach, auf ewig entfernt von dir,
In des Orkus Abgründe sinken,
Zur Vollendung meiner Pein
Lethens kalte Fluthen trinken,
Und ohne Mitleid elend sein. —
War's nur ein Bild meiner Phantasei?
Es ist verschwunden. Nimmer, nimmer!
Meine Thränen, mein Geschrei
Meine Verzweiflung zieht sie herbei.

(Das Bild erscheint wieder. Er zieht eine Tafel heraus und fängt an es abzuzeichnen.)

Leitet meine Züge, leitet,
Ihr von uns gefeierten Spötter
Unserer Leiden, die ihr bereitet,
Meine Züge, selige Götter!

Laßt durch keine Künsteleien
Eure Zierde mich entweihn.

(Indem er zeichnet, verschwindet das Bild.)

O muß ich elend denn vor so viel Reizen stehn,
Und hasch' ich nach, sie spottend fliehen sehn?
Ist's möglich, elend in dem Grade!
Im Angesicht so vieler Seligkeit!
Erzürnte Götter! Gnade, Gnade!
Nur einen Augenblick bis ich sie konterfeit!

(Das Bild erscheint wieder; er zeichnet es nach.)

Lasset euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieses Bild erreichen,
Wenn ich werth war es zu sehn.
Ach ich soll's euch wiedergeben,
All mein Glück wird mir entwandt.
Strenge Götter, nehmt mein Leben,
Oder führet mir die Hand.
Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen,
Ihr beneidt dies Bildniß mir,
Weil es milder ist als ihr,
Weil ihm meine Thränen rannen,
Weil es meinen Geist erhebt,
Daß er euch zu nahe schwebt.
Lasset euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieses Bild erreichen,
Wenn ich werth war, es zu sehn.

(Das Bild verschwindet abermals. Er ist außer sich.)

Götter! (Sich an die Stirne schlagend.)

Amor (erscheint).

Ei wie so fleißig, Herr Tantalus?
Weisen Sie doch her, was giebt's da wieder?

Ich hörte, Sie riefen um Hülfe, darum ſtieg ich
Aus meiner Mutter Schooß hernieder,
Ich dachte, was Ihnen begegnet ſein muß!
Fehlt Ihnen was?

Tantalus.

Ich bin verloren,
Ich bin zum Unglück beſtimmt, geboren —

Amor.

Haben Sie was —

Tantalus.

Zu Qual und Leid —

Amor.

Haben Sie was abconterfeit?

Tantalus.

Bin ich geboren, bin ich erkohren.

Amor.

Haben Sie etwa was verloren?
Vielleicht im Monde? Ich helf' Ihnen ſuchen.
Hören Sie, weil Sie ſo artig fluchen —
Mein Vater iſt ganz bezaubert davon,
Sie wiſſen, Zeus iſt ein Mann vom Ton —
Läßt er Sie ganz ergebenſt erſuchen,
Sie möchten ihm künftig die Ehre erweiſen
Alle Tage mit ihm zu ſpeiſen,
Mit ihm und Juno —

Tantalus.

Unſterblicher Retter!
Ewig ſei Dir, ſchönſter der Götter,
Meiner Entzückungen Dank gebracht.

Amor.

Aber nehmen Sie ja sich in Acht
Nichts anzurühren, was Ihr nicht gehöret,
Nichts anzusehn, was Ihre Ruhe störet,
Sonst, lieber Schatz! verschwindet es sogleich.
Ei, warum macht Sie denn das so bleich?

Tantalus.

Nichts hören noch sehen?

Amor.

Nichts hören noch sehen,
Wiewohl das Hören zuzugestehen
Jupiter kein Bedenken sich macht,
Doch nur dann, wenn man Ihrer*) lacht.
Sie sollen überdem alle Nacht
Mit Juno's Schatten spazieren gehen,
Aber sobald Sie auch nur nach ihm sehen —

Tantalus.

Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
Nicht essen, nicht trinken —

Amor.

Wer sagt denn von Hören?
Und ein ächter Liebhaber muß
Eigentlich nichts thun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben Sie wohl; ich empfehle mich Ihnen.

Man wird das Werk großartig nennen dürfen, und zwar ebenso wohl in seiner Bitterkeit als in seinem Aufschwung. Die Beziehung auf des Dichters Schicksal ist nicht in Abrede

*) Bei Tieck fälschlich: ihrer.

zu stellen, wenn freilich Besonderes auch schwer daraus zu entnehmen ist und in der That können wir hier nur zur Vorsicht mahnen. Was wir schon früher an dem Gedicht „Die Liebe auf dem Lande" ersehen haben und wie wir es auch noch in Fernerem finden werden, liebt der Dichter das Erlebte so mit fremden Elementen zu durchflechten, Wahrheit und Dichtung so in einander zu verweben, daß die Grenze sich schwer ziehen läßt, ja daß recht eigentlich das Räthselhafte seinen Zauber übt. Die Gemalin des Zeus könnte hier leicht verführen, den Gegenstand der Leidenschaft in einer noch höhern Region zu suchen, wozu keine Veranlassung ist; nein, es gehört das der Fabel an, und der Dichter begnügt sich mit einer viel allgemeinern Aehnlichkeit, dem Eintritt des Sterblichen in die Kreise der Götter. Hier liegt der Bezug zu Tage, und mit eben so viel Kraft als Klarheit hat Lenz das Tragische zu fassen gewußt, er hatte es freilich tief genug empfunden. Einer der schmerzlichsten Accente ruht auf den Worten: „den Göttern zur Farce dienen," die eben am Schluß höchst geistreich grade dem Amor in den Mund gelegt sind. Und hier ist nun auch besondere Hindeutung, ja wir lernen ein neues Motiv der wichtigsten Art kennen. Worauf auch Wieland schon hindeutete, des bösen Böttiger ganz zu geschweigen, so wurde der Scherz den man sich mit ihm erlaubte, zu dem er lange gutwillig sich hergab, doch im gereizten Moment dem Dichter zu viel, er fühlte seine Ehre verletzt und streubte sich mit aller Energie seines Wesens dagegen. Man schlage diese Ehrenkränkung, die hier so deutlich hervortritt, für den Ausbruch der Gemüthskrankheit ja nicht zu gering an. Sie ist die Seele unseres Gedichts, indem der Titanide diesem Uebermut der Götter und ihrer Geringschätzung

ein großartiges Gefühl der Würde entgegenstellt, das in der Rede des Tantalus den beredtesten, schwungvollsten Ausdruck findet. Ein Dichter des Alterthums hätte dem Sinn der Fabel nicht stärkeres, treffenderes Wort leihen können. Man darf der deutschen Litteratur Glück wünschen zu dem Besitzthum dieses Werkes; wenn ihm auch leider die letzte Abglättung noch zu wünschen bleibt, doch ist die Conception so groß, daß es wenig schadet. Zu beklagen dagegen sind so viele Kritiker, welche fühllos an einem Gedicht vorüber gegangen, das nothwendig hätte Eindruck machen müssen auch ohne die Bezüge auf des Dichters Schicksal. Letztere machen es nur für uns noch bedeutsamer, aber diesmal nicht sowohl rührend als vielmehr erhebend, denn er richtet sein Selbstgefühl hier wieder auf, erliegt nicht stumm und wir finden hier recht eigentlich jenes Goethe'sche:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Eine nähere Beziehung wird sich ohnedies vielleicht noch finden.

Wir kommen jetzt auf eines der anziehendsten und bedeutendsten Documente, das aber bei Tieck leider vermißt wird, letzteres um so auffallender als es in so hohem Grade aufschlußgebend ist und zugleich an einem sehr zugänglichen Ort zu finden war, in Schillers Horen von 1797. Das Werk gewann noch eine besondere Bedeutung, sobald die Briefe an Lavater bekannt wurden, denn hier zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung von Kunst und Wirklichkeit, wie das der geschätzte Herausgeber jener Briefe auch sogleich erkannt hat. Dieses Werk ist der Waldbruder, das Fragment eines Romans in Briefen; mit vollständigem Titel: „Der Waldbruder,

ein Pendant zu Werther's Leiden," und Schiller fügt nur kurz hinzu: „Von dem verstorbenen Dichter Lenz." Wie man das von diesem nicht anders erwartet, ist die Anlage groß und reich, aber doch sehr abgemessen, obwohl wir hier nur einen Torso haben. Eine Reihe von Personen schreibt Briefe, alle auf das trefflichste unterschieden nach ihrem Charakter und ihrem Briefstil; das Ganze ein meisterhaft angelegtes Stück voll des überraschendsten inneren Reichthums, und zu alle dem nun der nächste Bezug auf des Dichters eigenes Schicksal, auf seine Leidenschaft, auf die Vorfälle, die ihn verstießen aus dem Göttersaal von Weimar.

Da der Roman, er ist übrigens auch von Dorer abgedruckt, doch nicht dem Leser sogleich zur Hand sein dürfte, müssen hier wieder reichlichere Mittheilungen gegeben werden, wie denn ihrer für die Fortleitung unserer Betrachtung ohnedies nicht zu entbehren ist.

Herz, dies ist der Name des Helden, in dem der Dichter nicht zum kleinsten Theil sich selbst darstellt, Herz schreibt an seinen Freund Rothe in einer großen Stadt. „Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte, zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für Wind und Regen gesichert. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima auch im Winter so mild sein könne. Uebrigens ist die Gegend, in der ich mich hingebaut, sehr malerisch. Grotesk über einander gewälzte Berge, die sich mit ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel entgegen zu stemmen scheinen, tief unten ein breites Thal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuser eines armen, aber glücklichen Dorfes zerstreut liegen." — Das ist die Lage, die Umgebung, in der

sich unser Einsiedler befindet; und warum ist er dies geworden? Das erfahren wir sogleich noch nicht, doch erhalten wir die Andeutung, daß ein Zustand wie der seinige durch die äußeren Symptome, die er veranlaßt, schon seit Petrarchs Zeiten dem Gespött dienen müsse. Im zweiten Brief schreibt Fräulein Schatouilleuse an denselben Rothe, um zu erkunden, wohin Herz gekommen, es heiße, er habe seine Bedienung bei der Canzley niedergelegt und sei in den Odenwald gegangen; sie aber habe gewettet, daß er bei Roth in Zornau wäre; sie habe viel Neues, das ihn werde lachen machen. Der dritte Brief: Herz an Rothen „der den Boten weiter nichts als einen Zettel mitgegeben, auf dem mit Bleistift geschrieben war: Herz, Du dauerst mich." Er schreibt, ihm sei sein letztes Geld gestohlen worden, es kümmre ihn aber nicht sehr, wenn er Mangel habe, gehe er ins Dorf und thue einen Tag Tagelöhners Arbeit, wofür er denn zwei Tage seinen Gedanken nachhängen könne. Er fühlt sich ganz glücklich, zumal da ein Nachsommer eingetreten, der ihn die Natur genießen lasse, in dem Gefühl „für einen Gegenstand, der's verdient, auch ohne Hoffnung zu entbrennen." Er zürnt mit Rousseau, welcher gesagt habe, der Mensch solle nicht verlangen, was zu erlangen nicht in seinen Kräften steht, er werde dadurch ein unbrauchbarer halber Mensch. Aber lieber, so setzt er entgegen, „den Sinn stumpf machen für das, bei dessen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in Bewegung waren, zu dessen Vervollkommnung der Himmel selbst alle Umstände vereinigt hat!" Die Erklärung folgt sogleich: „Wenn ich mir noch den Augenblick denke, als ich sie das erstemal auf der Maskerade sah, als ich ihr gegenüber am Pfeiler eingewurzelt stand und mir's war, als ob die

Hölle sich zwischen uns beiden öffnete und eine ewige Kluft unter uns befestigte. Ach, wo ist ein Gefühl, das dem gleich kömmt, so viel unaussprechlichen Reiz vor sich zu sehen mit der schrecklichen Gewißheit, nie, nie davon Besitz nehmen zu dürfen. Ixion an Jupiters Tafel hat tausendmal mehr gelitten als Tantalus in dem Acheron." Und so stehe denn hier auch die folgende Schilderung, die Züge nach der Natur zu enthalten scheint: „Wie sie so stand, und alles sich um sie herdrängte und in ihrem Glanze badete, und ihr überall gegenwärtiges Auge keinen ihrer Bewunderer unbelohnt ließ. Sieh Rothe, diese Maskerade war der glücklichste und der unglücklichste Tag meines Lebens. Einmal kam sie nach dem Tanz im Gedränge vor mir zu stehen, als ich eben auf der Bank saß, und als ob ich bestimmt gewesen wäre in ihren Zauberzirkel zu fallen, so dicht vor mir, daß ich von meinem Sitz nicht aufstehen konnte, ihr meinen Platz anzutragen, denn die Ehrfurcht hielt mich zurück sie anzureden. Diese Attitüde hättest Du sehen und zeichnen sollen, das Entzücken so nahe bei ihr zu sein, die Verlegenheit, ihr einen Platz genommen zu haben, o es war eine süße Folter, auf der ich diese wenige glückliche Minuten lag."

Im vierten Brief schreibt Fräulein Schatouilleuse lachend an Rothe, Herz sei in die Unrechte verliebt, es habe ihm einer einen Streich gespielt, er meine die Gräfin Stella, aber man habe ihm eine Frau von Weilach gezeigt, hinter der sei er wie ein Gespenst geschlichen und sie bilde sich nun ein, er sei ihrethalb in die Wälder gegangen. Aber sie selbst verräth doch auch Antheil, denn sie schließt: „Er muß recht gesund geworden sein auf dem Lande. Ich wünscht' ihn doch wieder zu sehen."

Der fünfte Brief ist nun von Rothe an Herz, und hier entfaltet sich ein anziehender Gegensatz des Charakters. Er schildert jenen als Phantasten und Schwärmer, der in seiner Phantasie irre gegangen und nun aus seinem Trotzwinkel nicht zurück wolle. Dann fährt er fort: „Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht, so wenig als ich sie, unsere Liebesgeschichtgen haben ein Ende. Ich schrieb Dir dies nicht, Dich in Deinem Vorhaben wankend zu machen, ich weiß, daß Du einen viel zu originellen Geist hast, um Deine Eigenthümlichkeit aufgeben zu wollen, aber ich sage Dir nur, wie ich bin, ich klage Dir meine kleinen Empfindungen auf der Querpfeife wie Du Deine auf dem Waldhorn. Siehst Du, so bin ich einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst und dann mit einer reizenden Untreue wechselt" — Worte, in denen man wahrscheinlich weiterhin mit uns einen besonderen Bezug erkennen und eine Erklärung mehr finden wird.

Sechster Brief: Herz an Rothe. Er hat nur die Stelle in Rothens Brief gelesen, wo dieser eine Abschilderung von dem Gegenstand seiner Anbetung verlangt; er will sie geben, obwohl er argwöhnt, in jenem Wunsch scheine die Bosheit des Versuchers hindurch. Nun erhalten wir eine Schilderung, welche geschwisterliche Aehnlichkeit mit der in dem Brief an Lavater hat und ihr zum Theil bis auf das Wort entspricht, so daß die Beziehung auf die Waldner außer Zweifel gesetzt wird. „Denke Dir alles, was Du Dir denken kannst, und Du hast nie zu viel gedacht — doch nein, was kannst Du

denken? Die Erziehung einer Fürstin, das selbstschöpferische Genie eines Dichters, das gute Herz eines Kindes, kurzum alles, alles beisammen, und alle Deine Mühe ist dennoch vergeblich, und alle meine Beschreibungen abgeschmackt. So viel allein kann ich Dir sagen, daß Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, sich herzlich wohl befinden, wenn sie bei ihr sind, und jedem plötzlich anders wird, wenn sie mit ihm redt, weil ihr Verstand in das Innerste eines Jeden zu dringen, und ihr Herz für jede Lage seines Herzens ein Erleichterungsmittel weiß. Alles das leuchtet aus ihren Briefen, die ich gelesen habe, die ich bei mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und athmet darin eine solche Jugend, so viel Scherz und Liebe und Freude, und ist doch so tiefer Ernst, die Grundlage von alle dem so göttlicher Ernst — der eine ganze Welt beglücken möchte!

Rothe's Antwort darauf, im siebenten Brief, erkennt in dieser Schilderung nur Narrheit und offenbare Zeichen des Wahnsinns. Er selbst rühmt sich dann: „Ich lebe glücklich, wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen als glücklich wie ein König. Man nöthigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen und aus allem Vortheil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus sein, sonst geht das erste nicht. Die Selbstliebe ist immer das, was uns die Kraft zu den anderen Tugenden geben muß, merke Dir das, mein menschenliebiger Don Quischotte! Du magst nun bei diesem Wort die Augen verdrehen, so viel Du willst, selbst die heftigste Leidenschaft muß der Selbstliebe untergeordnet sein, oder sie verfällt ins Abgeschmackte

und wird endlich sich selbst beschwerlich." Dann erzählt Rothe, wie er bei einem Familienconcert der artigen Tochter des Hauses, die entsetzlich falsch sang, doch Complimente wegen ihres Singens gemacht, was sie mit einem feurigen Blick bezahlt." Ich weiß, Du knirschest die Zähne zusammen, aber mein Epicuräismus führt doch wahrhaftig weiter als Dein tolles Streben nach Luft- und Hirngespinnsten. Ich weiß, das Mädchen denkt noch heute den ganzen Abend mit Vergnügen an mich, warum soll ich ihr die Freude nicht gönnen, daß sie sich mit dem Gedanken an mich zu Bette legt." Dann weiterhin: „Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unter weg zu schleichen weiß. Denk was für ein Aufwand von Reizungen bei alle den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen inneren Sinn unendlich, besonders weil ich zum voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen, und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen. So gut würde Dir's auch werden, wenn Du mir folgtest; wäre doch besser unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumzuwälzen, als unter Deinen glasirten Bäumen auf der gefrornen Erde. Was meinst Du, Herz? Lachst Du? Narr, wenn Du lachen kannst, so ist alles gewonnen."

Wir geben diese Worte so weit, nicht bloß weil sie mit genialer Hand hingestellt sind, sondern weil sie auch tief ins Herz des Dichters schauen lassen, recht eigentlich in das, was ihn im Innersten bewegt und empört, weil hier ein Gegensatz

gezeichnet ist, der nicht nur für Lenzens Schicksal, sondern, so scheint es, auch für die deutsche Litteratur von Bedeutung ist.

Im achten Brief schreibt Herz an Rothe. Hier nur zwei Stellen: „Sey glücklich unter Deinen leichten Geschöpfen und laß mir meine Hirngespinnste." Dann: „Niemanden im Wege — welch eine erhabene Idee." Ich will niemanden in Anspruch nehmen, niemanden auch nur einen Gedanken kosten, der seine Ruhe unterbricht. Nur Freiheit will ich haben zu lieben was ich will, so stark und dauerhaft als es mir gefällt. Dann als Wahlspruch seiner Hütte das von uns schon oben gegebene resignierende Gedicht: Du nicht glücklich? kümmernd Herz, Was für Recht hast Du zum Schmerz" u. s. w. Bemerkenswerth ist die Abweichung „kümmernd," während Tieck giebt „stolzes Herz."

Der neunte Brief ist Rothe's Antwort, des Inhalts: Wir können nur über Dich lachen; Du thätest besser, Du schriebest nicht. Dazu die Bemerkung: „Die Antwort auf diesen Brief blieb aus."

Jetzt treten neue Personen ein. Den zehnten Brief schreibt Honesta an den Pfarrer Claudius, einen ihrer Verwandten auf dem Lande. „Wissen Sie auch, daß wir einen neuen Werther haben, oder was noch schlimmer ist als das, einen Idris, der es in der ganzen Strenge des Worts ist —?" — Der junge Herz sei Einsiedler im Odenwald geworden. „Jedermann redt davon und bedauert das Unheil, das solche Schriften anrichten. Ich aber behaupte, daß der Grund davon in seinem Herzen liegt." — „Die Person, die er liebt, ist eine Gräfin, die in der That ein rechtes Muster aller Vollkommenheiten ist, wie man sie mir beschrieben hat. Sie tanzt wie ein Engel, zeichnet, malt nach dem Leben, spricht alle Sprachen, ist mit jedermann

freundlich und liebreich, kurz sie verdient es wohl, daß eine Person um sie den Kopf verliert. Alle ihre Stunden sollen so eingetheilt sein, daß sie niemalen müßig ist, sie unterhält allein eine Correspondenz, wozu mancher Staatsminister nicht Secretärs genug finden würde, und die Briefe schreibt sie alle während der Zeit da sie frisirt wird, auf der Hand, damit sie ihr von ihren übrigen Beschäftigungen nicht Zeit wegnehmen. Es muß ein liebes Geschöpf sein, sie soll von dem Unglück des armen Herz gehört haben und darüber untröstlich sein, denn sie hat ein Gemüth, das nicht gern ein Kind beleidigen möchte. Er hat einige von ihren Briefen in die Hände bekommen, die sie während ihres Aufenthaltes auf dem Lande an die Wittwe Hohl hier geschrieben hatte." Denn er kenne seinen Abgott nicht einmal von Person und habe schon eine andere für sie angesehen. Endlich: „Man sagt die Gräfin wolle an den armen Herz schreiben, um ihn vielleicht wieder zurechte zu bringen."

Darauf ein Brief Herzens an Rothe, der elfte, indem jener diesem klagt, daß seine Einsiedelei eine Fabel der Stadt werde, daß Neugierige ihn besuchten, er fürchtet, der Name derjenigen, die er nicht den leblosen Bäumen zu nennen das Herz habe sei dort verrathen worden, und beschuldigt den Freund des Verrathes. Der Brief blieb ohne Antwort. Ganz anders der zwölfte Brief, den derselbe an denselben schreibt, obwohl er es nicht verdiene. Herz freut sich jetzt selbst jenes Verrathes, denn die Angebetete weiß nun, um wen er leidet, sie selbst kam in sein einsames Thal um ihn aufzusuchen. In der kältesten Jahreszeit, er nahm sich das Eis aus den Haaren und es war ihm nicht möglich Feuer anzumachen, erblickt er

Fackeln vor einem Schlitten, der auf ihn zukommt, er erkennt die Liverei der Diener seiner Gräfin. Es war zwar nicht die, welche er auf dem Ball gesehen, aber sie war's, das sagte ihm sein Herz. Sie hielt den Muff vor das Gesicht, um sich nicht sehen zu lassen, und er erfuhr nachher im Dorf, daß sie nach dem Waldbruder gefragt. Er hofft sie noch einmal zu sehen. Den Schluß des ersten Theils macht nur ein kurzer Brief der Gräfin Stella an Herz: „Mein Herr, ich habe ihren Zustand erfahren, er dauert mich. Von ganzem Herzen wünschte ich Unmöglichkeiten möglich zu machen. Indessen kommen Sie nach der Stadt, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschehen kann, mich zu sehen und zu sprechen, wie Herr Rothe mich versichert hat, so hoffe ich, es soll sich bei Ihrer Freundin, der Wittwe Hohl, schon Gelegenheit dazu finden. Stella."

Den Anfang des zweiten Theils bilden vier Briefe von Herz an Rothe. „Da bin ich wieder — in allem Rosenschimmer des Glücks und der Freude." Er hat eine Zusammenkunft mit der Gräfin bei der Wittwe gehabt. „Dieser Augenblick war der erste, da ich fühlte daß das Leben ein Gut sei. Die Wittwe Hohl, Du kennst die Plauderin, glaubte allein zu sprechen, und doch waren wir es, wir allein, die, obgleich stumm, uns allein sprechen hörten" — wir werden hier an Lenzens Petrarca erinnert. Zum Schluß: „Ach, als sie so auf einmal das Gesicht gegen das Fenster wandte, und indem sie den Himmel ansah, alle Wünsche ihrer Seele auf ihrem Gesicht erschienen — laß mich Rothe" u. s. w.

Im folgenden: Die Hohl nimmt nun auch, trotz ihrer Häßlichkeit einen Platz in seinem Herzen ein; ihre Handlungen erscheinen ihm Abschattungen von denen der Gräfin — das

aber bezieht nun die Wittwe auf sich und daraus bildet sich ein neuer Knoten des Romans, der mit Geschick und darstellender Kunst, ganz objectiv, behandelt ist.

Im fünften Brief schreibt wieder Fräulein Schatouilleuse an Rothe, sie läßt merken, daß sie sich auf Herz Rechnung mache und ist eifersüchtig auf die Wittwe. Nebenbei die Nachricht: „Wissen Sie auch was Neues, Rothe, recht was Neues, daß die Gräfin Stella Braut ist und das mit einem garstigen alten Mann, der aber viel Geld hat. Diese Nachricht, versichert, wird Herrn Herzen übel schmecken. Wenn er sie nur nicht gar zu plump erfährt, ich glaube, er erschießt sich."

Mit schneidender Ironie setzt hier der Brief des überglücklichen Herz ein, an Rothe: „Bruder, ich bin der glücklichste unter allen Sterblichen. Die Gräfin — kaum kann ich meinen Ohren und Augen glauben — sie will sich mir malen lassen. — Ich richte mich wieder auf, ich stehe, ich eile, ich fliege — fliege meinen großen Hoffnungen entgegen."

Darauf schreibt die Hohl an Stella, sie habe den Weg ausfindig gemacht, das Bild, das sie Rothe für dessen Sammlung schenken wolle ohne Aufsehen zu übermachen. Herz solle wie zufällig mit einem Maler die Gräfin auf dem Zimmer der Wittwe treffen.

Der nächste Brief giebt eine neue überraschende Wendung, die in Bezug auf Lenzens Lebensschicksal nicht ohne Bedeutung ist. Herz schreibt an Rothe: „Eben erhalte ich einen wunderbaren Brief von einem Obristen in Hessischen Diensten, der ehemals mit mir in Leipzig zusammen studirt hat, und mir die Stelle als Adjutant bei ihm anträgt, wenn ich ihn nach Amerika begleiten will. Wie, Rothe! Dieser Sprung aus dem

Schulmeisterleben auf die erste Staffel der Ehre und des Glücks, der Himmelsleiter, auf der ich alle meine Wünsche zu ersteigen hoffe. Was sagst Du dazu? Und Ihr Bild nehme ich mit. Mit diesem Talisman in tausend Bajonette zu stürzen — ha, Rothe, daß Du fühlen könntest wie mir das Herz schlägt."

Nunmehr schreibt Rothe an den Obristen von Plettenberg: „Hier überschick' ich Ihnen, mein Gönner, einen mir auf mein Gewissen anvertrauten Brief Ihrer Gräfin Nichte. Es däucht mir, er enthalte eine nochmalige Vorbitte für den armen Herz, für dessen Schicksal in Amerika ihr bange ist. Er ist in der That nicht zum Soldaten gemacht, so sehr er sich's zu sein einbildet. Wäre es nicht möglich, daß Sie ihn dem Kurfürsten zu ** empfehlen könnten, zu der erledigten Hofjunkerstelle." u.s.w.

Und noch steigert sich Herzens Freudenrausch. An Rothe: „Ewige Wonne ruhe an diesem Tage und unter dem Schimmer des rosenlächelnden Himmels müssen sich an demselben zwo große Seelen, die das unerbittliche Schicksal lange von einander trennte, im höchsten Taumel der Liebe küssen." Als er kam, saß sie dem Maler schon, er konnte sie mit nimmersatten Blicken anschauen. Die Schilderung entspricht wieder der in allen bezüglichen Gedichten vorkommenden, nur fehlt hier das schwarze Haar und die schwarzen Augen, denen er nie untreu wird: „Das Vergnügen funkelte aus ihren Augen, o welch eine elysische Jugend blühend und duftend auf ihren Wangen, ihr Lächeln zauberte mir die Seele aus dem Körper in das weite Land gränzenloser Schimären. Und ihr Busen, auf dem sich mein ehrfurchtsvoller Blick nicht zu verweilen getraute, den Güte und Mitleid mir entgegenhob — Bruder,

ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angesicht liegen, und danken, danken, danken. —

Schrecklich ist das Erwachen aus diesem Traum; es erfolgt schon im nächsten Brief. „Auch Du ein Verräther — nein es kann nicht sein! — Auch Du, Rothe, nimmermehr! — Schick mir das Bild zurück, oder ich ende schrecklich." — Die Wittwe Hohl ist vor Eifersucht krank geworden, das Bild, das Herz copiren wollte, um Rothe die Copie zu senden und das Original, in dem die Begeisterung des Künstlers gearbeitet, für sich zu behalten, es ist entwendet, die Wittwe hat es böslich an Rothe gesandt und dazu kommt, daß Herz übermorgen reisen soll! So schließt der zweite Theil.

Ueber den dritten Theil können wir schnell fortgehen. In drei ausführlichen Briefen der Frau Honesta an den Pfarrer Claudius wird das ganze Gewebe der Intrigue ruhig aufgedeckt. Die Wittwe Hohl hat alles eingerührt, Herz auf die Gräfin, diese auf ihn begierig zu machen, aber nur in der Absicht, zuletzt den Fang für sich zu thun, wobei sie auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit der Gräfin und auf ihr eigenes hübsches Vermögen zählte. Auch die Verlobung der Gräfin mit Plettenberg hat man Herz sorgfältig verborgen. Dabei wird angedeutet, daß gleichfalls die Gräfin durch die unselige Verwickelung schwer leide. Auch Plettenberg wird näher geschildert: „er ist nicht schön und schon bei Jahren, hat aber vielen Verstand und ein ungemein empfindliches Herz, Geld genug hat er, und könnte die äußeren Umstände des unglücklichen Herz sehr leicht in guten Stand setzen. Aber welche Entschädigung für einen solchen Verlust und bei einem Menschen wie Herz ist" — u. s. w.

Im vierten Theil schreibt zunächst Rothe an Plettenberg. Herz sei schon abgereist in seiner Ungeduld, der Brief soll ihm als Empfehlung dienen; der Oberst, der zwar mit ihm studiert, werde ihn nicht wieder erkennen. Hier eine kurze Lebensgeschichte Herzens, die, wie man das von Lenz gewohnt ist, absichtlich stark von den wahren Verhältnissen abweicht, jedoch dann im Einzelnen wieder um so überraschender zutrifft. Er wird zum unechten Sohn einer verstorbenen großen Dame gemacht — um so natürlicher sein hochgehendes Streben. Er war, so heißt es, die Frucht ihrer letzten Liebe, dann einem Großen anvertraut, der ihn sehr scharf hielt. Dieser ließ ihn mit seinen Kindern unter der Aufsicht eines Hofmeisters reisen, der das Ansehen, das ihm gegeben war mißbrauchte. Herz entfloh ihm, ging nach Frankreich, schlug sich, mit Elend kämpfend, hier durch. Ein Banquier endlich unterstützte ihn, hier nahm er den Namen Herz an.

Im zweiten Brief haben wir wieder den Helden selbst, der einige Meilen vor Zelle, also auf dem Wege nach Bremerhafen, voll Verzweiflung schreibt: „Das Bild, Rothe, oder ich bin des Todes — bedenke, wo ich hin soll — und ohne sie!"

Dann ein abermaliger Brief Rothe's an Plettenberg, die Fortsetzung des vorigen. „Ich muß Ihnen doch, um Ihnen seine Art zu lieben ins Licht zu setzen, ein wenig von den drei Liebesgeschichten seiner Jugend, so viel ich davon weiß, eine Idee geben. Seine erste Liebe war in Rußland als er erst elf Jahr alt war." Sie war kindlich und ideal, wurde schrecklich enttäuscht durch eine Ueberraschungsscene. Die zweite war die Nichte eines Kaufmanns in Lyon; er fand aber bald, daß sie nur kokett war. Nun suchte er nach jenem Ideal, das er

sich nach Goethe, Wieland und Klopstock gebildet hatte, er glaubte es zu finden, zu Leipzig, in der Tochter eines Landpredigers; aber trotz ihres Nonnenschleiers schrieb auch sie Liebesbriefchen ohne Zahl und ergab sich einem dicken Studenten. Ihm ward nun das Leben zur Last und er behielt es nur, weil ihm nach seinem Glaubenssystem der Selbstmord für Sünde galt. Und die Schlußanwendung: „Jetzt, mein lieber Plettenberg, können Sie sich eine Vorstellung machen, was wir von einem Menschen dieser Art in einem solchen Fall zu erwarten haben, wenn er nicht behutsam behandelt wird. Er hat Vernunft genug einzusehen, daß in seinem jetzigen Stande es Thorheit wäre, Ansprüche oder Hoffnungen auf den Besitz der Gräfin zu machen, aber auch wilde Einbildungskraft genug sich alles möglich vorzustellen, was ihn zur Gleichheit mit ihr erheben kann, besonders da die Ideen seiner Jugendjahre und seiner Geburt bei allen seinen Unglücksfällen ihn nie verlassen haben." Der Obrist möge also ein weiser Arzt sein für den höchst gefährlichen Kranken.

Der folgende Brief besteht nur aus zwei Zeilen. „Herz an Fernand. Rothe ist ein Verräther — er schickt mir das Bild nicht — sag' ihm, er wird meinen Händen nicht entrinnen."

Der fünfte und letzte Brief ist von Plettenberg an Rothe. Der Schreibende meldet nur die Ankunft Herzens, den Eindruck, den er auf ihn gemacht, dessen Benehmen, höchst pikant und gewiß auch hier manches nach der Natur, mit seltsamer Selbstverleugnung, gezeichnet: „Er war bleich und blaß, als er hereintrat. Es ist lustig, wie wir mit einander umgehen. Gleich als ob ich der verliebte Ritter und er der Bräutigam

sei hat er mit einer Zuversicht mir von seiner Liebe zu meiner Braut eine Vertraulichkeit gemacht, die mich so ziemlich aus meiner Fassung setzte, aus der ich doch, wie Sie wissen, nicht so leicht zu bringen bin. Er sagte mir zugleich, Sie wären ein schwarzer Charakter; als ich ihn um die Ursache fragte, gestand er mir, Sie hätten ihm das Portrait meiner Braut zuschicken sollen, und hätten es nun nicht gethan." Der Obrist macht ihn dann darauf aufmerksam, daß ein Packet für ihn angekommen sei, als er's erkannt, fiel er auf die Knie mit Worten, die seinen verkannten Freund um Verzeihung anflehten. Zum Schluß: „Unsere Truppen marschiren erst den zwanzigsten, wir haben heut den ersten, ich dächte es wäre nicht unmöglich, Sie vor dem Abmarsch noch einige Tage zu sehen" — man glaubt hierin die Anknüpfung für Nachfolgendes zu erblicken. Der Brief und das Stück schließt mit den Zeilen Plettenbergs: „Freund, ich merke an meinen Haaren, daß ich alt werde. Sollte Stella, wenn ich wiederkomme und von den Beschwerden des Feldzugs nun noch älter bin — Kommen Sie, Sie werden mein Engel sein. Es giebt Augenblicke, wo mir's dunkel in der Seele wird, daß ich wünschte — Plettenberg."

Ich habe vorgezogen hier einen Auszug zu geben, denn, obwohl so manche schöne Einzelheit unberührt bleiben mußte, so war es doch auf diesem Wege möglich besser das hervorzuheben, worauf es uns ankommt, und dies ist ein doppeltes, nämlich erstlich die Bezüge auf Lenzens Schicksal zu zeigen nebst seiner innersten Lebensanschauung, dann aber auch das Gewebe des edeln Kunstwerkes selbst dem weniger geübten Auge bloßzulegen. In der That ist die Meisterschaft der

Composition eben so groß als die der Ausführung und, was ich noch vor allem bewundern muß, ist die ruhige Gegenständlichkeit, die freie Lebendigkeit, welche der Dichter allen Gestalten zu geben gewußt hat bei so nahen Bezügen auf sein eigenes innerstes Leben: eine Erscheinung, die in diesem Grade vielleicht ganz ohne Beispiel sein möchte. Wie Schade daß Tieck bei der Sammlung der Lenzischen Werke gerade der vorliegende Roman entgehen mußte! Ich halte für unmöglich, daß er nicht einen tiefen Eindruck empfangen, daß er nicht die hohe Kunst der Anlage und Ausführung bewundert, zumal da sie sich großentheils in der Richtung dessen bewegt, was auch er erstrebte, kurz daß nicht der Waldbruder sein Urtheil über Lenz noch sehr viel vortheilhafter gestellt und selbst dessen Verhältniß zu Goethe noch verändert hätte. Wie tief aber müssen hier diejenigen beschämt sein, die es bisher noch wagen konnten, nach gewissen äußerlichen Bestimmungsgründen und ihrer eigenen Beschränktheit in Sachen der Kunst, Lenz überhaupt nur eine ganz untergeordnete Stelle anzuweisen.

Was die mancherlei Beziehungen auf Lenzens Schicksal betrifft, so dürfen wir für jetzt noch keine Folgerungen daraus ziehen, weil eben Zutreffendes und Nichttreffendes beieinander steht. Nur aus der Summe alles Gegebenen wird sich mit einiger Wahrscheinlichkeit etwas abnehmen lassen; wir haben darum unseren Schritt noch weiter zu setzen.

In der That giebt es noch ein viertes Stück, das unverkennbare Bezüge auf Lenzens Erlebnisse hat, und ich wundere mich, daß dies Dorer in solcher Rücksicht entgangen, scheint es doch sogar den Waldbruder darin noch zu übertreffen. Dies ist die im Jahr 1777 erschienene und sicherlich auch in diesem

Jahr, wenigstens nach dem Abgange von Weimar verfaßte „Dramatische Phantasey": „Der Engländer." Es ist eine Tragödie der ergreifendsten Art, deren Bedeutung erst verstanden werden kann nach dem, was die Briefe an Lavater enthüllt haben. Auch dies Stück hat eine unverkennbare Beziehung zu eben der Leidenschaft, welche dem Waldbruder seine Entstehung gab, ja sie tritt hier sogar in einem noch höheren Stadium auf, so daß das Stück früheren Ursprungs zu sein scheinen könnte. Im Ganzen und Einzelnen ist es voll von Anspielungen auf die uns bekannten Verhältnisse, ja die Erfindung, der Kern des Dramas, beruht lediglich auf dem Gedanken, welcher einzig den Dichter erfüllt. Aber wir wissen, daß er seine Empfindungen zu verkleiden, den Schauplatz der Handlung zu verstecken weiß. Wir sind diesmal in Turin, die Angebetete ist eine Prinzessin, die hier nicht ohne besondere Absicht den Namen Armida erhält, ihr unglücklicher Liebhaber ist Robert, ein junger Engländer, Sohn eines Peers. Er ist in der Verzweiflung Soldat geworden und steht zu Anfange des Stücks Schildwache unter dem Fenster Armidens bei Nacht. Die Liebe ist in ihm ebenso allgewaltig als hoffnungslos, er will Armide nur noch einmal sehen und dann sich den Tod geben — bevor sein Vater, der schon angekommen, ihn nach England zurückführt. Um Armiden zu sehen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, feuert er unter ihrem Fenster sein Gewehr ab; er erreicht seinen Zweck. Das Fenster öffnet sich, sie schaut heraus; knieend redet er sie an: — „O zürnen Sie nicht über diese Verwegenheit! Sehen Sie herab auf einen Unglücklichen, der zu sterben entschlossen ist, und kein anderes Mittel wußte, Sie vor seinem Tod noch einmal zu

sehen, Ihnen zu sagen, daß er für Sie stirbt." — Er bittet sich ihr nähern zu dürfen, was sie zurückweist, und giebt sich ihr als einen Engländer zu erkennen, als den Sohn des Lord Hot. „Auf der letzten Maskerade bei Hof hab' ich Sie gesehen, hab' ich mit Ihnen getanzt; Sie haben es vergessen, ich aber nicht. Ich kann und darf nicht hoffen, Sie jemals zu besitzen, doch kann ich nicht leben ohne diese Hoffnung." Morgen komme sein Vater, um ihn nach England zurückzuführen und ihn mit Lord Hamiltons Tochter zu verheirathen. Noch schütze ihn sein Soldatenstand, doch sei zu fürchten, daß der Vater ihn loskaufe. — „Bedauern Sie mich, Prinzessin; ich sehe das Mitleid aus Ihren schwarzen Augen zittern; ich kann diesen süßen Seufzer mit meinen Lippen auffangen, der Ihren Busen mir so göttlich weiß entgegenhebt." — Dies die in den verschiedenen Gedichten wiederkehrende Schilderung derselben Persönlichkeit. Und was antwortet diese Armida? — „Mein Herr! ich sehe wohl, daß Sie was andres sind, als Sie zu sein scheinen — daß Sie Bedauern verdienen. — Sind Sie damit zufrieden, wenn ich Sie bedaure? Ist Ihnen diese Versicherung nicht genug, so bedenken Sie doch, daß mehr verlangen mein Unglück verlangen hieße." Darauf Robert: „Ach, schöne Prinzessin, nichts als bedauren? Und wenn auch das Sie nicht glücklich macht, so will ich den Urheber Ihres Unglücks strafen" — wohl eben Hindeutung auf den beabsichtigten Selbstmord. Es kommt nun die Runde; der Major, der sie führt, fragt warum er geschossen. Wegen eines Deserteurs. Aber niemand hat beim Apell gefehlt. Wer war's? Robert: Ich.

Durch den Major erfährt die Prinzessin, daß Kriegsrath

gehalten werde über den Deserteur, wegen dessen, der unter ihrem Fenster den Schuß abgefeuert und daß die Strenge des Gesetzes walten müsse. Sie will dem König einen Fußfall thun, um Begnadigung zu erwirken. In der nächsten Scene Robert im Gefängniß, der halb verstört ein lustiges Liedlein geigt und singt: So gehts denn aus dem Weltchen 'raus — mit dem Refrain: O Wollust zu vergehen — Ich habe Sie gesehen." Da tritt verkleidet als junger Offizier die Prinzessin in sein Gefängniß, gefolgt von ihrem Bruder als Gemeinem: Er wirft sich ihr zu Füßen mit den Worten: „Himmliches Licht, das mich umgiebt." Worauf sie entgegnet: „Stehen Sie auf, mein Herr, ich bringe Ihnen Ihr Urtheil — Ihre Begnadigung vielmehr." Darauf Robert: „Nicht sterben? Oft ist der Tod besser als das Leben." Prinzessin: „Das Leben ist das höchste Gut." Robert: „Freilich hört mit dem Tod alles auf, aber im höchsten Genuß aufhören, heißt tausendfach genießen." Er reicht ihr einen Dolch: „Lassen Sie mich den Tod aus diesen Händen nehmen, von denen er mir allein Wohlthat ist." „Nein, mein Freund," erwidert die Prinzessin, und löst von ihrem Arm ein Armband mit ihrem Bildniß — „bilden Sie sich ein, daß das Urbild von diesem Gemälde vielleicht nicht so fühllos bei Ihren Leiden würde gewesen sein, als es dieser ungetreue Schatten von ihm sein wird." Sie giebt ihm das Portrait und eilt jählings ab. Er sinkt in die Knie und hält das Bild an sein Gesicht, mit frommer Empfindung Unfrommes ausstoßend, berauscht von Liebe. — „Wenn ein Leben nach dem Tode wäre — dies ist das erstemal, daß mich der Gedanke bei den Haaren faßt, und in einen grauenvollen Abgrund hinabschüttelt — Ein Leben nach dem Tode, und ohne sie — Nein,

sie wußte, was sie mir brachte, Leben und ihr Bild. Es ist ihr daran gelegen, daß ich sie nicht aus diesem Herzen verliere, und wenn ich verginge, verging' ein Theil Ihres Glückes mit." Er will also ihrethalb die Begnadigung annehmen.

Lord Hot der Vater erscheint im Gefängniß, erzürnt, den Sohn hier zu finden; dieser wirft sich ihm zu Füßen: „Lassen Sie mich zu mir selber kommen, mein Vater!" — Der Lord: „Ich komme von der Prinzessin Carignan (Robert zittert). Du hast die Dame unglücklich gemacht, sie kann es sich und ihren Reizen nicht verzeihen, einen Menschen so gänzlich um seinen Verstand gebracht zu haben, der jung, hoffnungsvoll, in der Blüthe seiner Jahre und Fähigkeiten seinen Vater und sein Vaterland in den größten Erwartungen hintergeht. Hier ist Deine Befreiung." Er verlangt nun, daß Robert, um die Prinzessin zu beruhigen, sogleich mit ihm fort solle nach England. Aber gerade diese Entfernung von ihr trifft ihn auf das schmerzlichste. „Nein, die Begnadigung meiner Prinzessin war viel gnädiger. Ich habe die Festung verdient. — Aber ich blieb ihr nah; derselbe Himmel umwölbte mich, dieselbe Luft wehte mich an — es waren keine Länder, kein ungetreues Meer zwischen uns, ich konnte wenigstens von ihr zu hören hoffen." Noch höher soll sein Schmerz gesteigert werden, als der Lord ihm zu sagen genöthigt wird: „Wisse, es ist nicht meine Hand, die Du zurückstößest, es ist die Hand der Prinzessin selber. Sie hat Dir diese Befreiung ausgewirkt und damit sie Deine unsinnige Leidenschaft durch Deine Großmuth nicht rührte, hat sie mich gebeten ihr meinen Namen dazu zu leihen, hat sie sich gestellt, Dir eine zweideutige Begnadigung ausgewirkt zu haben um

sich dadurch in Deiner Phantasey einen widerwärtigen Schatten zu geben." — „Wenn Du nicht willst, daß sie Dich als den Störer ihres ganzen Glücks hassen soll, flieh! sie befiehlt es Dir aus meinem Munde." — Robert (lange vor sich hinsehend): Das ist fürchterlich. Die Dunkelheit, die mich noch glücklich machte, entrissen. Sie selbst arbeitet daran, daß ich fort soll, sie in den Armen eines andern zu vergessen! Dann hier noch am Schluß des zweiten Actes eine Schilderung ihrer Reize, ihrer Güte und ihrer ersten Erscheinung im Diamantschmuck — ähnlich den übrigen Zeichnungen und entsprechend dem, was wir in den Gedichten lesen.

Im dritten Act finden wir Robert frei, auf seinem Zimmer, im Domino. Er wirft sich in einen Lehnstuhl, wir erfahren, daß er von einem Ball kommt; man hat sich bemüht ihn zu zerstreuen. In seinem Monolog sind für unsern nächsten Zweck die Worte bedeutsam und nicht zu übergehen: „Ha, unter allen Foltern des Lebens, auf die der Scharfsinn der Menschen gesonnen haben kann, kenne ich keine größere, als zu lieben und ausgelacht zu werden. Und die Marmorherzen machen ihrem Gewissen diese Peinigung ihrer Nebenmenschen so leicht, weil es ihnen so wenig Mühe kostet, weil sie ihrem Stolz und ihrer eingebildeten Weisheit so schmeichelt, weil sie die schlechtesten Erdensöhne mit so geringen Kosten über den würdigsten Göttersohn hinaussetzt." Dann fährt er fort, einen dunkeln Entschluß verrathend: „Ha, sie sollen diese Freude nicht mehr haben. Mich auslachen! — Mich dünkt, ein Theil von dem Hohn fällt auf den Gegenstand zurück, den ich anbete!" — Die Lords Hot und Hamilton, letzterer der beabsichtigte Schwiegervater, treten ein; jener meint, es lasse sich zur

Besserung an, dieser verräth den feinen Rathschluß: „Wenn nur ein Mittel wäre ihm den Geschmack an Wollust und Behaglichkeit beizubringen; er hat sie noch nie gekostet.“ Er traut auf die italienischen Augen, und „Ich kenne hier eine, die einen Antonius von Padua verführt haben würde.“ Er schildert sie in ihren verführerischen Reizen: „Augen, so jugendlich schmachtend, als Venus zum erstenmal aufschlug, da sie aus dem Meerschaum sich loswand und die Götter brünstig vom Himmel zog.“ Der Schwiegervater malt nun weiter Arme, Busen, Stellungen — bis Robert ihm plötzlich seine Uhr an den Kopf wirft mit dem Ausruf: Nichtswürdiger! — Lord Hamilton erholt sich, faßt Lord Hot bei der Hand: Geduld, es wird sich alles geben. Man will ihn seinem Nachdenken überlassen. Robert wiederholt: Es wird sich alles geben, Es wird schon kommen, nur Geduld. Unterdessen — er öffnet ein Fenster und springt hinaus. Wer würde hier nicht erinnert an die Scenen des Pfarrhauses zu Steinthal!

Im vierten Act erscheint Robert als Savoyarde verkleidet vor dem Fenster der Prinzessin in sternheller Nacht: — „ihr kalten freundlichen Sterne, die ihr so schön und so grausam auf mich niedersieht — auch in dem Stück ihr ähnlich! Muß denn alles fühllos sein, was vollkommen ist!“ — Dann: Robert, Du bist in der That ein Narr. Zurück, zurück zu Deinem Vater, und werd' endlich einmal klug. Er leiert auf der Marmotte. „O, o, geben Sie mir doch einen Heller, kaiserliche Majestät.“ — Das Fenster öffnet sich, er glaubt einen Augenblick, Sie sei es, er glaubt, das Papier, in dem das Almosen eingewickelt, enthalte eine Schrift von ihr, es ist weiß — es kam aus dem obern Stockwerk, wohl nur von der Hand eines

Bedienten. Gewiß eine Scene, die in diesem Zusammenhange tief Rührendes hat.

Im fünften Act finden wir Robert auf seinem Zimmer. Er ist krank, er hütet das Bett. Der Vater ist bei ihm; als er erfährt, daß der Leidende sich erleichtert fühle, fordert er ihn auf, sich anzukleiden, mit ihm auszugehen — zur Prinzessin von Carignan. — Robert fährt auf: Hat sie mich verlangt? — Das nicht, aber ihr Glück zu wünschen, sie empfängt. — Glückwünsche — wozu? — Sie vermählt sich. Darauf Robert (schreiend): Sie vermählt sich! und fällt in Ohnmacht.

Der erschrockene Vater hält den Sohn für todt; Lord Hamilton tritt ein. Robert erwacht: Wer ist da? — Dein Vater, Deine guten Freunde —. — Weg mit den Vätern! Laßt mich allein! (hitzig) Laßt mich allein, sag' ich! — Man weicht zurück, und Lord Hot ermahnt, wenigstens alles Gewehr zu entfernen. Das Wort „vermählt" ist das Schwert am letzten Haar über Roberts Haupt — „Also ein anderer!" Eine kurze meisterhafte Zeichnung der Eifersucht. Dann: „Nicht einmal Mitleid, nicht ein einziger armer, verirrter Gedanke für mich — ganz aus ihrem Andenken verschwunden, vernichtet — daß ich mich nicht selbst vernichten kann!" — Er springt auf, will sich zum Fenster hinausstürzen, Hamilton dringt ein, hält ihn zurück. Hamilton: Wohin, Wahnwitziger? Robert, ganz kalt: „Ich wollte sehn, was es für Wetter gäbe. — Ich bin Dein Herzensfreund, Hamilton, ich wollte, ich hätte Deinen Sohn oder Deine Tochter hier" — „Was wolltest Du mit Ihnen?" — Robert, sehr gelassen: „Ich wollte Deine Tochter heirathen. Laß mich los." Man will ihn zu Bette bringen, ihn binden. Robert: „Mich binden?" — Er kehrt sich um

und greift Lord Hamilton an die Kehle: Spöttischer Teufel! — Eine kräftig gezeichnete Scene folgt, die in ergreifendster Weise als eine Vorahnung dessen erscheint, was der Dichter später selbst im Pfarrhause dargestellt. Robert ergiebt sich der Gewalt, er selbst ruft die Bedienten: „Kommt und fragt Lord Hamilton, was er von euch haben will." Lord Hamilton nun weist sie an, den Patienten nur zu binden: „Denn er hat einen kleinen Fehler (sich vor die Stirn schlagend)." Und wirklich scheint Robert in der nächsten Unterhaltung mit den Bedienten das einigermaßen zu bestätigen. Er beruhigt die Wächter, ladet den einen ein, sich zu ihm aufs Bett zu setzen, dann faßt er ihn plötzlich beim Kragen, und schreit ihn an: „Den Augenblick sag' mir, Bestie, wie heißt der Gemal der Prinzessin von Carignan." Die Diener brauchen Gewalt, halten ihn für phantasierend. Er spricht mit der Wand, hier wieder wunderbare Vorausbezüge auf die Vorgänge in Steinthal: „Es ist mir doch, als ob Du Dich herab zu mir neigtest und stumm aber gefühlig zu meiner Verzweiflung zitterte st." — Er zieht das Bild der Prinzessin aus seinem Busen: Auch dies! Auch diese schwarzen Augen, die keinen Menschen unglücklich sehen können, die Liebe und Wohlthun, wie die Gottheit selber sind. Sie hat das alles angestellt. Sie will mich wahnwitzig haben. Sie heirathen! — Dann wieder: Ich will leiden, will das Schlachtopfer ihres Glückes sein — stirb, stirb, stirb, Robert! Er bleibt mit dem Bild ans Gesicht gedrückt eine Weile still liegen; da erscheint die Buhlerin Tognina, offenbar von Hamilton gesendet. Die Scene ist wieder mit Meisterhand entworfen, hochvortrefflich an sich, an dieser Stelle aber von mächtiger Wirkung, tiefer Bedeutung. Sehr wirksam auch

ist hier der Dialog und, was bei Lenz stets mitspricht, die Action. Die Buhlerin wirft ihn mit Rosen von ihrem Busen, aus ihrem Haar. Endlich scheint Robert auf ihre Verführung einzugehen, er heißt den Dienern sich zu entfernen; dann aber zieht er das Bildniß hervor: „Seht, dies allein steht Euch entgegen. Wenn Ihr Meisterin von meinem Herzen werden wollt, gebt mir eine Scheere," Tognina setzt sich zu ihm aufs Bett, und will ihm das Bildniß vom Halse lösen, er reißt ihr die Scheere fort und giebt sich einen Stich in die Gurgel: „Grisette, hab' ich dich endlich doch überlistet." Tognina: Ich bin des Todes, Hülfe! Sie läuft hinaus.

Es folgt ein kurzer gehaltvoller Monolog Roberts, der hier ganz stehen muß, weil er am besten dient erhobene Beschuldigungen niederzuschlagen. „Ist's denn so weit! (breitet die Arme aus). Ich komme, ich komme! — Furchtbarstes aller Wesen, an dessen Dasein ich so lange zweifelte, das ich zu meinem Trost leugnete, ich fühle Dich — Du, der Du meine Seele hieher gesetzt! Du, der sie wieder in seine grausame Gewalt nimmt: nur nicht verbiete mir, daß ich ihrer nicht mehr denken darf. Eine lange furchtbare Ewigkeit ohne sie. Sieh, wenn ich gesündigt habe, ich will gern Straf' und Marter dulden, Höllenqualen dulden, wie Du sie mir auflegen magst, nur laß das Andenken an sie sie mir versüßen!"

Lord Hot und Lord Hamilton kommen dazu, etwas später auch Tognina; der letzteren werden Vorwürfe gemacht, sie entschuldigt sich: er that so ruhig. Man verbindet ihn, er spricht im Wundfieber: „Nein, Armida, nein! — So viel Augen haben nach mir gefunkelt! So viel Busen nach mir sich ausgedehnt! — nein, das ist nicht denkbar!" — „Sie wurden

roth, wenn sie mit mir sprachen, sie stotterten, sie stammelten, sie zitterten — nur Eine, sagte ich, nur Eine — und das mein Lohn!"

Lord Hot, der den Tod nahe glaubt, sendet nun zum Beichtvater, unterdeß erscheint der Wundarzt, der auf die Frage, ob Hoffnung sei, zum Himmel blickt. Lord Hot fällt auf den Stuhl mit dem Ruf: „Aus!" Wundarzt: Soll ich Ihnen mit vergeblicher Hoffnung schmeicheln, die Luftröhre ist beschädigt. Robert hat nur den Einen Gedanken an Armida: „Jetzt gilt es zu beweisen, wer unter uns beiden Recht hat, jetzt, jetzt —. Der Vater klagt indeß den Freund und dessen Rathschläge an, dieser antwortet mit hartem Wort und eilt davon, Lord Hot zieht den Degen und will ihm nach, der Beichtvater tritt ein und hält ihn zurück. Beichtvater: Wohin, Lord Hot? — Lord Hot: Der Mörder meines Sohnes —. Beichtvater: Kommen Sie, der Verlust thut Ihnen noch zu weh, als daß Sie gesund davon urtheilen können. Lord Hot: „So helfen Sie uns wenigstens seine junge Seele retten. Es war sein Unglück, daß er in seiner Kindheit über gewisse Bücher kam, die ihm Zweifel an seiner Seele beibrachten. Aber er zweifelt nicht aus Libertinage, das kann ich Sie versichern. Reden Sie ihm zu, Mann Gottes, da er am Rande der Ewigkeit steht." — Von edler ruhiger milder Haltung ist nun der geistliche Zuspruch; und was antwortet der sterbende Robert? Er zieht sein Bildniß hervor und ruft: „Daß ich das hier lassen muß!" Der Beichtvater ermahnt von neuem, er möge am Rande der Ewigkeit sein Herz losmachen von allem Irdischen, er solle sein Herz nur dem Schöpfer zuwenden, der ihm verzeihen

wolle. Robert, statt der Antwort, kehrt sich auf die andere Seite. Beichtvater: „Unglücklicher! Sie wollen nicht! Bedenken Sie, wo Sie stehen und vor wem. Wollen Sie mir die Hand darauf reichen, daß Sie sich seinem Willen unterwerfen wollen? Noch ist es Zeit.“ Robert wendet sich ihm zu, flüstert ihm etwas ins Ohr. Beichtvater: „Unter Bedingungen! Bedenken Sie, was Sie verlangen! Bedingungen mit Ihrem Schöpfer!“ Er flüstert ihm abermals ins Ohr. Beichtvater: „Daß er Ihnen erlaube, Armiden nicht zu vergessen! — Bedenken Sie daß der Himmel Güter hat, die Ihnen noch unbekannt sind, Güter, die die irdischen so weit übertreffen, als die Sonne das Licht der Kerzen überstralt. Wollten Sie denen entsagen um einen Gegenstand, den Sie nicht mehr besitzen können, zu Ihrer Marter auf ewig im Gedächtniß zu behalten?“ Robert hebt darauf das Bild empor, drückt es an das Antlitz: „Armida, Armida! Behaltet euren Himmel für euch.“ Er stirbt.

Wer könnte hier einen Augenblick zweifeln, daß das Drama nach der Entfernung von Weimar müsse geschrieben sein und daß es nahen Bezug habe zu dem dort Vorgefallenen, zu der Liebe des Dichters. Der Inhalt des Gedichtes ist so klar, so scharf herausgestellt, daß nicht zu begreifen ist, wie man ihn hat verkennen können auch ohne nähere Kenntniß der Beziehungen: es ist eben die Feier einer geistigen Liebe, geschlossen für die Ewigkeit, der unverbrüchlichen Liebestreue, es ist der höchste Superlativ einer ausschließlichen Leidenschaft, die keinem anderen Gedanken Raum läßt, neben der es kein Glück, keine Existenz giebt, ja der selbst die Ewigkeit zum Opfer gebracht wird.

Eine höhere Steigerung giebt es nicht und soll es nicht geben, das eben ist die Intention des Dichters, der Gehalt des Gedichts. Wie gut hat da der Poet seine Rollen gewählt und vertheilt. Der junge Lord eignet sich trefflich für dieselbe und wie wesentlich ist hier sein Scepticismus, der doch im entscheidenden Moment zu Schanden wird, und dem Werk seinen höchsten Accent, seinen schneidensten Ton giebt, um sich sogleich in die beabsichtigte Harmonie aufzulösen. Das Werk ist vom höchsten Interesse für die Lebensgeschichte des Dichters, es ist in mehrfacher Rücksicht aufschlußgebend, wahrscheinlich sogar entscheidend für das Lebensschicksal der Geliebten; aber nicht minder groß ist sein Werth als Kunstwerk. Wüßte man nicht, was von Erlebnissen dahinter liegt, das Werk an sich hätte von hoher Bedeutung erscheinen müssen, ja es war vielleicht um so mehr zu bewundern, wie eine solche Schöpfung aus reiner Phantasie hätte entspringen können. Aber auch bei unserem Wissen verliert das Kunstwerk als solches nicht, denn wie sinnreich ist die Einkleidung, wie rund, wie schön gegliedert die Anlage, wie rein, wie mächtig ist hier Zeichnung und Colorit. Das Drama erschien gedruckt zu Leipzig im Jahr 1777; das große Publicum hatte freilich sich am Werther gesättigt und der war auch an sich populärer, weil weniger individuell, fand die krankhafte Stimmung vor. Die Großartigkeit der Züge, die Meisterschaft der Handhabung konnte nur von Wenigen erkannt werden, und es bleibt die Frage, ob das Stück gerade in die Hand dieser Wenigen fiel. Aber was urtheilte man in Weimar, wo die Bezüge sogleich wahrgenommen werden mußten?

In neuerer Zeit ist das Werk besonders angefochten wor-

den. Gervinus, der überhaupt gegen Lenz mit Ungerechtigkeit verfährt*), hat in nicht eben kunstsinniger Weise darüber geurtheilt: „Man lese den Engländer, wie grell da die Freigeisterei und die geile Wollust dichtet." Was die letztere anlangt, so ist das ein grobes Mißverständniß, denn die Verführung, die übrigens gar nicht grell gezeichnet ist, erliegt hier eben der rein geistigen Liebe, und auch die Freigeisterei ist nur ein Ton, der im Ganzen des Stücks seine Auflösung findet, und gerade den Werth der kühnen Conception ausmacht.

Wir haben nun bereits vier der auf Lenzens Schicksal bezüglichen Werke kennen gelernt: Petrarch, Tantalus, der Waldbruder, der Engländer. Schon daß ihrer vier sind, beweis't, keins derselben könne allein als Quelle dienen, um daraus Rückschlüsse zu machen, um so weniger, da sie ja auch von einander abweichen. Sämmtlich haben sie neben einander Wahrheit und Dichtung, jedes in anderer Mischung, jedes eine andere Seite des Wirklichen, jedes neue Elemente des Hinzuerfundenen, andere Weisen der Verhüllung. Aber gewisse Vorstellungen, gewisse Gegenstände wiederholen sich, ein gemeinsamer Ton geht als cantus firmus durch alle. Hier läßt sich mehr fühlen und errathen als nachweisen: Die zu Grunde liegende Wahrheit scheint ein Mittleres sein zu müssen. Wir möchten

---

*) Mit Recht wird er von Dr. Blum („Der verwundete Bräutigam von Lenz", in der Vorrede) getadelt, mit Hinweisung auf die Grenze seines Urtheils. Noch tapferer Jegór v. Sivers (Deutsche Dichter in Rußland,) der ihn „unfähig zur Auffassung genialen Schaffens und Treibens" nennt. Ich kann leider hier und auf anderen Punkten nicht widersprechen.

auf diesem immer noch glatten Boden den Leser gern seiner eigenen Phantasie, seiner eigenen Combination überlassen; doch heben wir Einiges hervor, in der Voraussetzung, darin eben auch nur seinen Gedanken zu begegnen. Von äußerlichen Dingen wiederholt sich überall das Bildniß, das wir ja auch schon aus den Gedichten kennen. Kein Zweifel, daß hier eine Anspielung auf Wirkliches liegt. Dann erscheint die Geliebte überall als hohen Standes und als verlobt oder verheirathet, oder innerhalb des Gedichtes sich verlobend, heirathen wollend: also überall unglückliche, hoffnungslose Liebe. Und der Geliebte? Er tritt uns in sehr verschiedenen Gestalten entgegen, jedoch immer als tief unten stehend, denn auch der Lord hat doch die Prinzessin hoch über sich, dagegen ist ihm in stets neuer Art ein gewisses Gleichgewicht gegeben, entweder durch den Adel seines Strebens, oder durch die Energie seines Wollens, durch den Aufschwung seiner unbezwinglichen Liebe. Im Petrarch ist sein glücklicher Nebenbuhler der Bruder seines hohen Gönners, des Cardinals, im Tantalus kein geringerer als der oberste der Götter.

Die einzelnen Stücke nun geben uns verschiedene Seiten, welche auf das wahre Verhältniß hindeuten. Im Petrarch haben wir den Dichter der Geliebten gegenüber und die ganze Hoheit und Verklärung der Liebe. Beachtenswerth erscheint namentlich das Wort der Laura: Du darfst mich lieben. Es findet in den anderen Gedichten seine Bestätigung. Auch der Gedanke des Unterganges, des Todes in ihrer Nähe verdient Aufmerksamkeit, er geht weiterhin über in den Selbstmord.

Im Tantalus hebe ich nochmals hervor das Lieben und zum Spott dienen, das sich auch im Engländer wiederholt;

daß es den Verhältnissen zu Weimar entspricht, braucht nicht mehr erinnert zu werden.

Der Waldbruder, wie das schon Dorer erkannt, ist voll der speciellsten Beziehungen auf Vorfälle am Hof, auf Lenzens Liebe. Merkwürdig, wie wenig günstig und erhaben der Dichter diejenige Rolle zeichnet, in der wir ihn selbst suchen müssen: als einen Sonderling, als einen Naiven, Gutmüthigen, ganz gemacht zum Spielball des Geschicks und schlauer Menschen, nur gehalten durch seine rührende Ehrlichkeit und Treue und, wie immer, durch den Aufschwung seiner unauslöschlichen Leidenschaft. Sehr bemerkenswerth bleibt hier, wie im Engländer, der Umstand, daß der Waldbruder Soldat wird, um so mehr, wenn man die entsprechende Stelle im Brief an Salzmann (s. o.) hinzunimmt. Auch die Reise nach Amerika, endlich, daß er selbst unter seinem Rival dienen soll, könnte der rathenden Phantasie eine Richtung geben. Auch kommt hier und anderswo die Maskerade vor, was den Gedanken nahe bringt, Lenzens Erscheinen auf dem bal paré möchte mit seiner Leidenschaft in Verbindung zu bringen sein, was denn manches erklären würde.

Ein besonderes Gewicht lege ich auf den Engländer, weil hier die Leidenschaft auf ihrem Gipfel ist, hier der Selbstmord am bestimmtesten hervortritt. Auch ist hier die Liebe am schärfsten gezeichnet in ihrer Ausschließlichkeit, Ewigkeit und erhält ihren bestimmten Gegensatz gegen die genießende, sinnliche. Damit stimmt, was wir im Waldbruder finden, wo in Rothe und dessen Art zu lieben der Gegensatz zur Leidenschaft des Waldbruders in sichern Zügen gezeichnet ist, man glaubt sogar Bezüge auf eine bestimmte Person zu erkennen, die der

Dichter, im Gegensatz seiner selbst und seiner Liebe, einer flatterhaften Genußsucht anklagt, der Untreue für kein Verbrechen gilt. Sehr möglich, daß eben eine bestimmte Person dies auf sich bezogen, auf sich gemünzt glaubte, und daß eben daher ein Theil der Abneigung und Animosität zu erklären wäre, welche Goethe von einem gewissen Zeitpunkt ab zeigt.

Noch ein wichtiger Punkt ist übrig, der Grad, in welchem die Geliebte sich dem Dichter genähert. Dorer will eine solche Annäherung ganz in Abrede stellen, sicherlich aus Schonung. Allein diese Schonung wäre Verletzung für den anderen Theil, und hier entsteht die ernste Frage, ob eine solche Annahme mit der Wahrheit bestehe. Ich sage zunächst: nicht einmal mit der Wahrscheinlichkeit. Gewiß ist, daß der Dichter überall, in Gedichten und Dramen, die Schranke anerkennt, daß seine Annäherung höchst ehrfurchtsvoll ist, daß er die Angebetete erhebt in den Rang der Götter, der Engel. Allein auch Göttinnen steigen zu Menschen herab, Gottheiten lassen sich Anbetung gefallen, fordern wohl dazu auf. Dies allermindestens muß eingeräumt werden, allein ich finde in Lenzens Schriften auch mehr. Laura's Wort ist sehr bedeutsam, nicht minder das Bildniß, das die Prinzessin von Carignan giebt, ebenso die Theilnahme, welche die Gräfin dem unglücklichen Waldbruder beweist. Und sollte es denn so ganz ohne sinnlichen Reiz sein, dies Verhältniß, da doch eben so viel bezaubernde Reize der Gefeierten geliehen werden, ihr schwarzes Auge, ihr schwarzes Lockenhaar, der weiße, schwellende Busen —

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Lust u. s. w.

Und der „Seitenblick," der im Siegen verräth:

Den schönen Wunsch besiegt zu sein.

Nur vorübergehend will ich erinnern an jenes:

In Liebe hingesunken,
Wie schrecklich mit Reizen geschmückt —

Mehr als alles aber scheint mir in dem Namen Armida zu liegen, den der Dichter sicherlich nicht ohne sehr bestimmte Absicht in dem Stück gewählt hat, das am meisten die Höhe der Leidenschaft und die Nähe der Katastrophe bezeichnet. Es genügt, hier eine Andeutung gegeben zu haben, mehr würde vom Uebel sein. Aber Eines noch werde erwähnt: Adelaide Baronesse von Waldner, über deren Verlobung Lenz an Lavater schreibt und die wir in seinen Werken so vielfach wiederfinden, starb zu Weimar in hohem Alter — unvermält.

XI.

Seraphine.

Wir haben die Reihe der poetischen Werke, welche mit Lenzens unglücklicher Liebe in Zusammenhang stehen, noch nicht erschöpft, eines ist übrig, das sogar mehr als andere voll der stärksten Bezüge ist, bei dem jedoch wieder besondere Vorsicht geboten wird. Es ist dies ein Theaterstück in fünf Acten und zwar von der merkwürdigsten Art, eben jenes, von dem uns Tieck meldet, daß es das Lieblingsschauspiel Schröders gewesen, der lange gewünscht habe, es auf die Bühne zu bringen. Der große Kenner des Theaters faßte natürlich nur die Theaterwirkung auf, die er dem Stück zutraute, nur die ergreifende Macht der Situationen, er wußte nichts von dem, was den Dichter auf solche Erfindung geführt. Aber auch bisher hat man nichts von dergleichen wahrgenommen, Tieck tritt sogar dem Lobe Schröders ziemlich kalt und ausweichend gegenüber — worin er unsere Zustimmung nicht findet.

Das Stück ist kein anderes als „Die Freunde machen den Philosophen," 1776 zu Lemgo gedruckt. Es entsteht die Frage, wann es geschrieben sei? Jedenfalls vor der Weimarischen Katastrophe, welche am letzten November jenes Jahres erfolgte, so daß also in Einem Monat nicht das Stück

geschrieben und gedruckt sein konnte. Aber wir möchten auch noch ferner wissen, ob es in Weimar entstanden sei, oder in Straßburg vor der Reise dorthin. Das letztere möchte ich bezweifeln, sehe vielmehr darin den Einfluß der Nachricht, welche Lenz auf der Reise hinter Frankfurt empfing, zugleich aber auch gewisse Abspiegelungen dessen, was er in Weimar sah.

Ganz unverkennbar finden wir in dem Stück Personen, in denen Lenz und seine Geliebte enthalten sind, Strephon, den seine Freunde zum Philosophen machen und Seraphine, von vornehmem spanischen Geschlecht, Schwester des edlen Don Alvarez. Das Stück spielt zu Cadiz. Strephon, einmal sogar „Reinhold Strephon" genannt (wie hat man das übersehen können?), ist ein Deutscher, gebürtig aus Hamburg; sein Vater, unzufrieden mit der schlechten Anwendung seiner Talente, hat ihn sieben Jahre lang ohne Unterstützung gelassen. Ein Vetter, Arist, giebt sich Mühe ihn nach Hamburg zu ziehen, um ihn dort mit seinem Vater auszusöhnen. Er widerstrebt — da ihn eben hier seine Neigung fesselt. Der Standesunterschied tritt auch hier scheidend ein, die Geliebte ist hohen Ranges, der Liebende steht tief unter ihr, er ist Schriftsteller, Dichter, Philosoph, als solcher natürlich arm, bedrängt, gesellschaftlich bedeutend zurückgesetzt, wir finden ihn im Umgange mit Männern, die sich seine Freunde nennen, während nur die Enge des Lebens ihn an sie zu binden scheint. Sie thun wenig für ihn, verlangen viel kleine Dienste und betrachten sich als seine großen Gönner. Verschiedene Spanier, und auch ein deutscher Schriftsteller, den noch größere Bedrängniß bald unterwürfig, bald hochmüthig und prahlerisch macht, sind mit leichten Meisterzügen gezeichnet. Das Stück nimmt nun in der Weise

seinen Fortgang, daß gemeldet wird, Don Alvarez suche einen Secretär, wünsche Strephon, dieser aber habe einen andern vorgeschlagen;*) ferner daß einer der Freunde, Mezzotinto, erzählt, er sei im Hafen Don Alvarez begegnet, der Anstalten treffe zu einer Reise ins Bad; Donna Seraphine wolle ihn begleiten, er aber wünsche Strephon mitzunehmen, und der Erzählende setzt hinzu, Strephon werde sich das nicht entgehen lassen, worüber denn der Vetter, der ihn nach Deutschland haben will, bestürzt ist. Strephon dagegen ist erstaunt, hält es für Fabel. Mezzotinto rühmt sich darauf noch mehrerer Neuigkeiten, und erwähnt, daß Don Prado, der Seraphinen habe aufknospen sehen, sich jetzt ernstlichst um sie bewerbe. Strephon ist verwirrt und stellt sich vergeblich, ob ihn das nicht angehe. Aber er erhält jetzt selbst ein Billet von Alvarez, worin dieser ihn zur Mitreise auffordert, er verleugnet indeß gegen seine Gesellschaft, daß Seraphine dabei sei. Tiefgerührt tritt er dem Vetter entgegen, dem er jetzt vollends nicht nach der Heimat folgen könne. Dabei die beziehungsreichen Worte: „Vetter, das stille Land der Todten ist mir so fürchterlich und öde nicht als mein Vaterland. Sogar im Traum, wenn Wallungen des Bluts mir recht ernsthafte Bilder vor's Gesicht bringen wollen, so däucht mich's, ich sehe mein Vaterland." Aristi erwidert: Noch ist es Zeit. Da schlägt die Stadtuhr fünf, die Stunde, wo Alvarez ihn erwartet. Strephon: Wie zum Schaffot klingt mir das — Meine Eltern — (Aristen umarmend) Wirst Du es gut machen?

---

*) Auch hier vielleicht Erlebtes in Beziehung auf Lenz, Klinger und den russischen Großfürsten.

Im zweiten Act sind wir im Hafen von Marseille. Strephon hebt Seraphinen aus dem Schiff, steigt mit ihr ans Land. Strephon: Willkommen! Seraphine: Willkommen! Sie giebt ihm die Hand und läuft mit ihm das Ufer hinauf, und wenn diese Action noch irgend einen Zweifel lassen könnte, so ruft sie aus: Hier sind wir gleich. Aber die Scene nimmt alsbald sogar noch einen kühnern Flug.

Strephon: Glücklicher Boden, wo die Freiheit athmet. Hier Ihnen einen Tempel hinzusetzen, Seraphine —

Seraphine: Ich sähe lieber eine Schäferhütte und Schäfchen so herum.

Strephon (sich über ihre Hand bückend, die er mit seinen Lippen berührt): Göttliche Seele, die alles verachtet, womit die armselige Welt sie zu belohnen suchte!

Seraphine: So ein Gärtchen anbauen, da wollt' ich selber drin arbeiten.

Strephon (ihre Hand emporhebend): Mit dieser Hand?

Seraphine: Wir beid zusammen — Ich wünschte, ich könnte einmal recht arm werden, um mich selber kennen zu lernen.

Strephon: O wünschen Sie das nicht! Der fürchterlichste aller Wünsche, die Sie thun könnten. Wenn das Schicksal die vernachlässigte, die seine vorzügliche Sorgfalt verdienen — so wär' es das grausamste, das ungerechteste, das widersinnigste und unleidlichste unter allen Spielen des Ohngefährs, die sich nur jemals ein menschlicher Verstand —

Seraphine (ihm ihr Kästchen Juwelen unter dem Arm wegreißend): Ob Sie mich noch so reizend finden werden? (läuft damit nach dem Ufer zurück und wirft es in das Meer).

Strephon (ihr vergeblich nacheilend): Um alles — um Ihrer selbst willen — (zieht den Dolch) halten Sie inne —

Seraphine (kehrt lachend um): Nun? (in den Dolch fassend).

Strephon: Aus Muthwillen — und ich die Veranlassung —

Hier erscheint Don Alvarez, sehr feierlich aus der Cajüte hervortretend. — Nicht wahr, man wird schon hiernach Schröders Urtheil bestätigt finden, denn welch eine Rolle hier für eine gleich geniale Darstellerin! — Nebenbei zugleich welche rührenden Bezüge auf Lenzens Schicksal, und welche edle Charakterzeichnung seines Helden!

Ich fahre noch fort in der Mittheilung der Scene.

Alvarez: Was giebts?

Seraphine: Nichts, Bruder! Eine Kleinigkeit, um die Strephon so viel Lärmen macht. Als er mir aus dem Schiff half, ließ ich mein Kästchen Juwelen ins Wasser fallen — und nun glaubt er, er sei Schuld daran und will sich umbringen.

Alvarez: Bon! Wir müssen den französischen Fischen wissen lassen, daß Spanier angekommen sind.

Die zweite Scene ist in einem Gasthof zu Cadiz und wir finden die Genossen Strephons, die über seine Abreise Glossen machen, ihn und sich charakterisiren und in feinster Art, wie wir leider nicht verfolgen können, den Gang des Stücks fördern. Von schönen Einzelheiten sei hier nur eine erwähnt. Doria nennt Strephon einen Mann ohne Treu und Glauben; ihm antwortet Strombolo lächelnd: „Verstand genug dazu hätte er."

Die dritte Scene führt uns wieder nach Marseille, Strephon geht in einem Saal auf und ab, ihm ist ein Monolog gegeben, der dem guten Schauspieler höchst dankbar erscheinen muß. „Tod oder Liebe! Strephon, Strephon! wie lang hast du gezaudert? Wie unerträglich ist's alle Tage, Blick auf Blick geheftet, Auge in Auge gewurzelt, mit brennenden Lippen vor ihr da zu stehen, und immer die Unmöglichkeit zu wissen, ihr Verlangen, mein Verlangen — ist denn kein Krieg da — es giebt keinen — überall Friede, schändlicher Friede — daß ich ein Teufel wäre, welchen anzuspinnen —!" Aber wieder fürchtet er sie zu verlassen, sie, bei ihrer Reizbarkeit, wie leicht kann sie die Beute eines anderen werden — eines Franzosen, der durch erheuchelte Empfindung sie hintergeht, dessen Lebhaftigkeit sie vielleicht für Leidenschaft nimmt. „Ich weiß nicht was der La Fare immer um sie hat" — „O verwünschte Philosophie, wie hast Du mich zurückgesetzt? wo wär' ich? auf dem Gipfel des Glücks, der Ehre, trüge jetzt vielleicht Seraphinen eine Hand an, auf die sie stolz sein könnte." — „Ich bin verloren — die Seufzer meiner Eltern haften auf mir — Seraphine, wenn ich nicht noch Hoffnung —" (zieht mit convulsivischen Bewegungen den Dolch, Seraphine tritt herein, im Domino).

Sie fragt ihn, ob er seine Rolle studire; es soll nämlich ein Stück in einem Liebhaber-Theater zur Aufführung kommen, nach seiner Dichtung. Sie freue sich auf die Darstellung, ebenso die Marquise von Chateauneuf und — der Marquis La Fare.

Strephon (halb die Zähne knirschend): Er giebt Ihnen den Arm zum Ball heut.

Seraphine: Er wird mich sogleich abholen. — Strephon murmelt. —

Seraphine: Geschwind, Strephon! Sie haben was — sagen Sie's, eh die Kutsche kommt.

Strephon (mit gebogenem Knie): Ach so viel Güte wohnt nicht in sterblichen Leibern — Ich fühle jetzt, Fräulein, das ganze Gewicht meiner unglückseligen Bestimmung. Leidenschaft genug in der Brust das Höchste zu wünschen, und doch zu wenig Muth und Kraft, was andres als Ihr Sclave zu sein.

Seraphine (ein wenig nachdenkend und lächelnd): Ich errathe — Wessen Schuld ist es? liegt es nicht an Ihnen allein? —

Strephon (heftig): An mir — ja an mir — ich Elender!

Seraphine: Sie waren nicht zum Fidalgo geboren — Sie könnten, wenn Sie wollten —

Strephon: Reden Sie aus, ich beschwöre Sie —

Seraphine: Sie sind in Frankreich, wo man Ihren Ursprung nicht weiß — mein Beutel, meines Bruders Beutel steht Ihnen zu Diensten — Ha, der Wagen hält, ich will den Marquis nicht bemühen heraufzusteigen. Leben Sie wohl, Strephon — (läuft ab).

Strephon (außer sich): Kein Krieg da — keine Gefahr da, der ich um Seraphinens willen trotzen könnte. Nicht einen, tausend Tode zu sterben wäre mir Wollust — Wenn ein Abgrund offen stünde — Und La Fare, La Fare, La Fare —

In der fünften Scene erscheint Alvarez mit einem Brief in der Hand: „Da ein Brief, Strephon, vom Don Prado — seht doch einmal, was daran ist und beantwortet ihn — wenn Ihr vorher mit meiner Schwester geredt habt.

Strephon (nimmt zitternd den Brief): Vom Don Prado? (bei Seite) Welch ein kalter Schauder überfällt mich!

(Mit bebender Stimme) Don Prado, wie mag er unsern Aufenthalt erfahren haben?

Alvarez: Weiß ich es? Die Schwester, glaube ich, könnte nach Polen gehen, er würde sie doch immer mit Briefen dahin verfolgen. Ich wünschte, der Mensch könnte sie vergessen. Es thut mir doch leid um ihn.

Strephon (mit schwacher Stimme): Mir auch.

Alvarez: Na, wie steht's mit unserem kleinen Theater? Seid Ihr bald fertig mit Euren Schauspielern? — — die Chateauneuf ist eine Kennerin.

Strephon: Ich will den Brief nicht aufbrechen, bis alles vorbei ist, er könnte mich sonst in meiner Action stören. — Alvarez geht ab, Strephon allein: „Vom Don Prado (den Brief auf der Hand schlagend) Nimmer, nimmer will ich ihn erbrechen. — Der alles das ist, was ich sein könnte, zu sein hoffe, nie sein werde. — Don Prado, Du erdrückst mich, Du verdienst sie — aber ich kann sie Dir nicht abtreten, nimmer, nimmer, so lange noch Muskelkraft in diesem Herzen ist." — Da plötzlich fällt ihm ein, daß er vergessen mit Alvarez von einem Anliegen des Doria zu reden, der dessen Secretär werden wollte — hier psychologisch sehr motivirt. Dann fährt er fort: „Ich Unglücklicher, er hat eine andere — Guter Gott, was ist der Mensch? Mögen sie mich schwarz machen, wie den Teufel, wenn ich Seraphinen erhalte, werde ich engelrein." Die Worte sind an sich hoher Meisterschaft voll, aber sie werden es noch mehr durch das, was folgt; nicht umsonst ist hier der Gedanke des Besitzes so stark hervorgehoben, um den Inhalt der nächsten Scene desto schneidender eintreten zu lassen.

Der dritte Act führt uns vor eine improvisirte Bühne,

Stühle stehen gereiht, Strephon mit einer kleinen Brieftasche in der Hand ist allein im Zuschauerraum. Es ist, wie wir bald erfahren, Seraphinens Brieftasche, die sie nicht ohne Absicht verloren, damit sie nämlich Strephon in die Hände falle, und diesem entdecke, worauf sie ihn vorbereiten will.

Strephon: „Das erstemal meines Lebens, daß ich so dreist bin etwas anzurühren, das ihr gehört. Aber es muß sein, es muß sein, mein ganzes Leben hängt davon ab, das Schicksal hat es nicht umsonst in meine Hände fallen lassen." Er blättert und findet zu seinem Erschrecken einen Brief von La Fare, von ihm, der mit seinen Plänen in Paris in Verbindung steht. Er durchfliegt ihn bebend. Da lies't er die Worte: „Wie, Donna! Der Fidalgo mit dem abstudirten bleichen Gesicht und weiter nichts sollte mir im Wege stehen?" — Im Folgenden aber zeigt sich, warum eigentlich Seraphine ihrem hoffnungslosen Geliebten den Brief in die Hände gespielt; er enthält einen Vorschlag zur Güte, ein deutliches Abkommen: „Auch soll er mir im mindesten nicht beschwerlich, so wenig als gefährlich sein. Bleiben Sie immerhin seine Freundin, so wie ich um Ihretwillen sein Freund sein will. Mag er allenfalls, wenn er von seinen frostigen Beschäftigungen Athem holen will, vor den Kamin Ihrer Augen treten, und sich, wie es solchen Sylphen zukommt, mit einem Blick auf einige Monate abspeisen. Ich bin ein Franzose, Donna, das einzige Wort schließt mehr in sich, als Ihnen hundert Briefe erklären könnten."

Strephon setzt hinzu: „Holla! Marquis La Fare, nicht so gemeint — ich merke die ganze Absicht, warum sie ihn hat liegen lassen. Hier muß eingelenkt werden. Die Liebe

leidet keine Theilung, mein luftiger Marquis, und wenn sie mir geraubt werden soll, müssen andere Leute als Du sie mir streitig machen. — Also mich nach Paris entfernen und mittlerweile ich Leben und Ehre in die Schanze schlagen — — schöner Plan — sie kommen."

Jetzt folgt in der zweiten Scene das Theaterstück, also nach Art des Hamlet. Das Stück, das gespielt wird, hat die Ninon Lenclos zur Hauptperson und es handelt sich um die Liebe des Sohnes zur Mutter. Als diese sich ihm entdeckt, ersticht er sich. Der Dialog ist aber, namentlich zu Anfang, so gewendet, daß vorwurfsvolle Anspielungen auf das Verhalten Seraphinens darin enthalten sind. Ninon betrachtet die Liebe als vorübergehenden Zeitvertreib: „Liebe ist ein Augenblick, und nur die ungeduldigste Eitelkeit der Mannespersonen kann sich überreden diesen Augenblick dauern zu machen." Sie macht dem Liebhaber Villiers, den Strephon spielt, Hoffnungen, obwohl sie soeben sich mit Marquis von Grammont verheirathen will, dagegen weiß sie noch nicht, daß er ihr Sohn ist. Seraphine wird unruhig bei der Vorstellung und auch La Fare, der gegenwärtig, erhält sein Theil, so daß er Geschäfte vorschützend sich zuerst entfernt. Die geistreichste Wendung der sehr kurz gefaßten Darstellung ist die, daß der von Strephon gespielte Villiers da, wo er der Geliebten Vorwürfe macht, plötzlich aus der Rolle fällt und seinen eigenen Namen nennt, was denn auch von Alvarez bemerkt wird, ohne Tieferes zu ahnen. Ninon hat gesagt: „Unbesonnener, weißt Du auch was Du verlangst, hört Liebe nicht auf Liebe zu sein, sobald sie Gefälligkeit wird, liegt nicht ihr ganzer Zauber in ihrem Eigensinn?" Darauf Villiers: „Ach, hätten Sie mir Das

das erstemal gesagt, als meine vor Wollust schwimmenden Augen sich zu den Ihrigen erhoben, und Blick auf Blick unsere Seelen verschwisterte. Hätten Sie mir's gesagt, als ich zum erstenmal zitternd Ihre Hand an diese Brust legte (Seraphine unten wischt sich die Augen) und Sie leise riefen: Strephon, Strephon, was will aus uns werden?" (Es entsteht ein Geräusch unten; Alvarez klatscht.) Alvarez: „Ha, ha, ha, Strephon, Du hast Dich versprochen, Ochsenkopf." — Die Marquisin von Chateauneuf fühlt sich gelangweilt und will vor Schluß Seiltänzer besuchen, alles verzieht sich, nur Seraphine will die Katastrophe abwarten. Strephon, nachdem er als Villiers sich erdolcht, erscheint noch in seinem Theateranzuge vor ihr und Seraphine ruft aus: „Ach Strephon, wie gehen Sie um mit mir?" Er antwortet: „Donna, es war nothwendig."

Sie kommen jetzt auf den Brief von La Fare zu sprechen, und sie ist verwundert, daß er Strephon so erregt habe. Sie habe kein anderes Mittel gewußt, ihre beiderseitigen Wünsche zu fördern, als eben die Verheirathung mit La Fare. Strephon: „O daß Sie das Wort nie gesagt hätten! Ein tödtender Donnerschlag aus einem heitern Himmel wäre mir angenehmer gewesen. Wozu wollen Sie mich machen? Zu einem Petrarchischen Sylphen, der in ewigen Elegieen seufzend um Sie herumgeht? Glauben Sie, daß die Wünsche, die in dieser Brust toben, so schaal, so schwach und so ohnmächtig sind, sich damit zu befriedigen? — Ich muß Sie besitzen, Donna — oder nicht leben!" Sie setzt ihm jetzt mit Ruhe und Verstand seine Lage aus einander, sein Talent werde ihm in Paris den Rang

nicht verschaffen können, den er hoffe: „Bedenken Sie, was dazu gehört, an einem Hof, wie der französische, nur bemerkt zu werden, geschweige sich emporzuarbeiten, sich unentbehrlich zu machen." Strephon (in tiefen Gedanken, mit einem unterdrückten Seufzer): „Ach!" Er fällt dann vor ihr auf die Kniee, er bittet sie jetzt um ein heimliches Einverständniß: „Es hat etwas Erhebendes Gott allein zum Zeugen einer Verbindung zu nehmen, die so ewig als er selber ist" —. Und jetzt erklärt sich Seraphine ihm ganz. Nur eben darum habe sie Prado nicht gewählt, weil er nicht zu betrügen war, weil er auf ihr ganzes Herz, ihren ungetheilten Besitz Anspruch gemacht; anders sei es mit La Fare: „Und damit Sie den Schlüssel zu all meinen Entwürfen, zu unserer ganzen künftigen Glückseligkeit haben — (sie steht auf) La Fare ist arm. — Ich erkaufe unserer Liebe einen Beschützer (geht schleunig ab)". Strephon (allein): „Wo bin ich, sie ging, ihre Verwirrung, ihre Röthe, ihre Thränen zu verbergen. Und ich, wie glücklich — wie schrecklich! — Sie arbeitet daran, mich wenigstens zur Hälfte glücklich zu machen. — Was hast du gethan für Sie? Dieser Gedanke tödtet mich. — Diesen Engel mit einem La Fare zu theilen. — Alvarez muß nach Spanien zurück, Seraphine muß aus den Klauen des Todes gerissen werden, ehe ihre unglückliche Leidenschaft für mich — für einen Nichtswürdigen sie dahinreißt — sie muß, sie muß, und sollte ich sie verlieren!"

Das ist der Schluß des dritten Actes; man kann in der That sehr gespannt werden, wie der Dichter die folgenden noch wenden könne, wie er aus solcher Verwickelung eine Lösung finde, in welcher Tendenz das Stück seinen Ausgang nehme.

Die erste Scene des vierten Actes ist nun gleich ein Meisterstück dramatischer Kunst und sicherlich von der höchsten theatralischen Wirkung, überdies ebenso überraschend als psychologisch motivirt. Viel ist in der kurzen Zeit geschehen. Seraphine ist umgewandelt.

Wir sind wieder in Cadiz, in Alvarez Wohnung. Strephon sitzt an einem Tisch und schreibt, auf einmal springt er auf und geht umher. Er ist noch voll Hoffnung: „Was für Wonnegenuß zerstörte ich mir! — — Wag's! man muß aufopfern, um mehr zu gewinnen, um alles — Ich muß Seraphinen verdienen, oder auf alles Verzicht thun. Ihrer unwürdig, ich kann den Gedanken nicht aushalten. Liebe ist nur unter Gleichen: unterschied sie die Geburt von mir, so muß mich mein Herz zu ihr erheben." Seraphine tritt ein. Sie spricht kalt, ironisch bitter: „Ich komme Ihnen Glück zu wünschen, Strephon! Sie triumphiren. Sie haben ein Meisterstück gemacht." — Strephon: „Dieser Ton, Donna?" — Seraphine: „Kann Ihnen nicht unerwartet sein. Wie gesagt, Ihr Anschlag ist gelungen, alles was darauf erfolgen kann, müssen Sie vorausgesehen haben. Genießen Sie jetzt die Belohnung aller großen Anschläge" — Strephon: „Vorwürfe?" — Seraphine (setzt sich): „Nein Strephon, dazu bin ich jetzt zu kalt geworden." — Sie spottet seiner im Folgenden, verhöhnt seine leichtgläubigen Hoffnungen, seine kurzsichtigen Pläne. Er antwortet nur eben: „O Donna, der Spott" —. Darauf Seraphine, deren Herz anfängt durchzubrechen: „Sie haben mir weit weher gethan. Alles zernichtet, was Liebe und Schwärmerei für Sie unternehmen konnte, und mich, die für Sie weiter ging als je

eine meines Geschlechts für den erkenntlichsten Liebhaber gethan haben würde." Strephon stürzt hin vor ihr. Seraphine: „Stehen Sie auf — diese Schauspielerstellungen kommen jetzt zu spät. Auch ich bin entschlossen — so fest entschlossen, als eine Sterbliche sein kann — weil Sie allen meinen Wünschen entgegen gearbeitet, weil kein ander Mittel zu ergreifen ist — lesen Sie diesen Brief (legt einen Brief auf den Tisch). Er ist von Don Prado" — — (Strephon nimmt den Brief stumm).

Und nun? Mit dem Ausruf: „Strephon!" fällt sie ihm schluchzend um den Hals, dann plötzlich sich losreißend: „Sie haben mich auf ewig verloren!"

Strephon fällt hin auf den Stuhl und bleibt eine lange Weile sitzen ohne sich zu bewegen. Endlich öffnet er das Papier und scheint darin zu lesen, läßt aber bald die Hände auf den Schooß sinken, und sagt mit gebrochener Stimme: „Auf ewig" — Er fällt in Ohnmacht.

Wahrlich, man begreift, daß Schröder für solche Scenen begeistert sein, ein solches Stück sein Lieblingsstück nennen konnte, denn nehmen wir das Erhabenste des Hochtragischen aus, was kann es Ergreifenderes geben und welche tiefempfundene Wahrheit! Welche kühnen Züge!

Auch das Folgende ist noch sehr schön. Zwei Bediente treten ein, ohne Strephon zu bemerken. Der Eine zum Andern: „Komm er nur herein, die Herrschaften sind alle zum Don Prado auf die Assemblee gefahren, wir sind hier allein." Strephon: „Don Prado? — Wo war ich? — — (zum Bedienten): Wo ist Don Prado?" Bedienter: „Nichts, gnädiger Herr." Strephon ergreift jetzt den Brief Don Prado's

und lies't ihn stillschweigend, zuletzt laut: „Den unbekannten Freund möchte ich kennen, der wie mein Schutzengel für mich gesorgt haben soll — Da ist der große Mann, den ihr aus mir gemacht habt meine Freunde — ein Kuppler —. (Nach langem Nachdenken) der Mensch ist so geneigt, sich selber zu betrügen, hat er Verstand genug, sich vor seiner Eigenliebe zu verwahren, so kommen tausend Andere und vereinigen ihre Kräfte, seine entschlafene Eigenliebe zu wecken, um den Selbstbetrug unerhört zu machen. Also ein Philosoph?" — Die Stelle, welche für die Bescheidenheit des Dichters und des Menschen Lenz spricht, hat dem Stück den Titel gegeben, hinter dem sein wahrer Inhalt sich verbirgt. — Der Monolog endet mit den Worten, welche der Geliebten das Ihrige zurückgeben: „Seraphine, wie gehst Du mit mir um! Es ist zu viel, ich bin es satt (steht auf). Lahm — lahm nun alle Triebfedern, die mich zum Leben spornten. Das ist die kälteste Ueberzeugung, die ein Mensch haben kann, daß sein Tod von höheren Mächten beschlossen sei."

Und gerade diese tiefe Resignation ist das Anzeichen, daß das Stück sich zum Bessern wenden soll. Aber zuvor hat Strephon-Lenz noch viel zu leiden. Don Prado erscheint, überschüttet ihn mit Worten des Danks, nennt ihn seinen Wohlthäter, Seraphine sei für ihn verloren gewesen, nur Strephon habe sie ihm wiedergegeben, er soll sein Freund sein, bei ihm wohnen. Strephon bricht in Thränen aus. Jener fährt fort: „Er wisse nicht zu lohnen: Eine Seraphine müßte ich haben, die Ihnen so theuer wäre als die meinige." Strephon fährt auf: „Was sagten Sie?" Er faßt sich: „Wenn Sie wüßten, wie sehr mich unverdientes Lob erniedrigt."

Don Prado: „Kommen Sie mit mir, Sie sollen Zeuge von meiner und Alvarez Freude sein. Heut Abend halten wir unsere doppelte Hochzeit, sie sollen uns in die Kirche zum Altar begleiten" —. Strephon (bei Seite): „O unerforschlicher Himmel! Nur daß ich Ihnen nicht fluchen darf!" —

Der fünfte Act bringt uns Strephon in der Gesellschaft seiner alten Freunde; die Hochzeit ist vorbei, er ist noch in dem hochzeitlichen Putz. Die andern wollen zu Bett, er will noch in Kleidern bleiben. Er will einen Brief schreiben. Die Genossen entkleiden sich. Er sagt ihnen gute Nacht, ist allein; ein herzzerreißender Monolog. „Alles vorbei — in diesem Augenblick umfaßt er sie —. Und ich mußte bis zu diesem Augenblick leben, um Zeuge zu sein." Er zieht aus Mezzotinto's Schrank einen Pulverbeutel, nimmt ein Pistol von der Wand und ladet es. „Ich will ihm die Hochzeit einschießen — Philosoph — welch ein Schimpf in meinen letzten Augenblicken." Schon setzt er das Pistol an die Stirn: „Ha, diese Hand soll nicht zittern." — Vorher will er sie noch sehen, belauschen, der Mond scheine hell — ein Fenster werde zu ersteigen sein. —

Die zweite Scene ist von der verwegensten Art, aber ein Dichter wie der unsrige durfte so etwas wagen. Die Angabe der Scenerie lautet: Das Brautgemach in Don Prado's Hause. Das Brautbett aufgeputzt. Auf einem Winkeltisch eine halbausgebrannte Wachskerze. Seraphine sitzt an demselbigen auf einem Stuhl, die Hand auf den Tisch gestützt, mit der sie die Augen bedeckt, in einem reizenden Negligee. Graf Prado im Schlafrock vor ihr. Prado: „Nun, meine Seraphine" (er versucht ihr ins Gesicht zu sehen; sie, ohne aus

ihrer Stellung kommen, wirft ihm den linken Arm auf den Nacken). Prado (liebreich): „Was bedeutet Dies? Ist der letzte Augenblick der Freiheit so schmerzhaft? — Noch ist's Zeit, Seraphine, ich will Ihr Unglück nicht. Sprechen Sie mein Urtheil." Seraphine (immer wie vorher): „Gott!" — Prado: „Ach, hab' ich so wenig Zutrauen bei Ihnen? Kennen Sie mich noch nicht? Zweifeln Sie noch, daß ich Sie um Ihrer selbst willen liebe, daß ich Sie mehr liebe als mich, mehr als Ihren Besitz selbst?" — — Seraphine (steht auf): „Prado — es giebt Augenblicke, in denen man sich selber haßt" (verdeckt ihr Gesicht). Endlich findet sie das Wort: „Prado, Sie wollen mein Herz. Sie verdienen eine Frau, die sie liebt — und ich kann Sie nicht lieben." Prado (auf den Tisch fallend): „Nicht lieben?" Seraphine: „Ich habe mich selbst überredet, ich könnte es — Ein anderer hat mein Herz, Prado — tödten Sie mich, wenn Sie das beleidigt." Prado (aufspringend): „Ein anderer — wo ist der Glückliche, daß ich ihm die Nachricht bringe." Seraphine (auf den Knien): „Diese Großmuth ist vergebens — wenn Sie mich damit zu gewinnen hoffen. Ich könnte zeitlebens vor Ihnen auf den Knien liegen, aber nimmer in Ihre Arme, an Ihren Busen fliegen, anders als mit dem Gefühl einer Tochter."

Hier ist die Lösung und wir brauchen das Einzelne nicht weiter zu verfolgen. Prado sagt zuletzt: „O mit diesem Kuß empfange die letzte aller meiner Anforderungen an Dich. Die Flamme, die für Dich in diesem Herzen brennt, ist viel zu rein, als daß ihr ältere Verbindungen, die Du getroffen hast, nicht heilig sein sollten." Endlich: „Ich will

den Namen eurer Heirath tragen." Er entschädigt sich durch die Wollust einer großen That — das letztere ein wenig im Geschmack der Zeit.

Daß selbst der zergliederte Auszug noch so umfangreich geworden, mag erklärt werden durch den Werth des Stücks und für denselben sprechen. Wie war es nur möglich ihn so sehr zu verkennen! Entgingen die Beziehungen auf Lenzens Verhältnisse in Straßburg und Weimar, so hätte man gerade Erfindung und Ausführung um so mehr bewundern müssen. Aber auch für uns, die wir wissen, aus welcher Quelle diese Erfindung floß und wie der Dichter in seiner tiefsten Brust diese Züge, diese Farben fand, kann darum der künstlerische Gehalt nicht vermindert werden. Von neuem müssen wir erstaunen, wie bei so innerster Betheiligung doch so viel freie Kunst möglich war. Schätze man die Kunst der Anlage, der Führung der Scenen ja nicht gering, sie hat in deutscher Sprache kaum etwas neben sich, und die Ausführung, in vielen Punkten vortrefflich, erhebt sich an nicht wenigen Stellen bis zum Mächtigen und Großartigen, so daß von bürgerlichem Drama nicht mehr die Rede sein kann.

Was die Bezüge auf Lenzens Liebesroman anlangt, so liegen sie zu Tage, wenn auch über den Grad, in dem Wahrheit und Dichtung sich berühren, schwer zu entscheiden ist. Mehr als aus allem vorigen geht aber hier hervor, daß die Liebe nicht so ganz unglücklich, so ganz unerwiedert könne gewesen sein. Das Ganze natürlich ist ein Traum, eine schwärmende Phantasie der Liebe, sie muß aber möglich gewesen sein zur Zeit als der Dichter das Stück schrieb. Er wird es also wohl zu Weimar verfaßt haben, ich meine vor dem Waldbruder

und nach dem Petrarch. Letzteres schließe ich daraus, wie dieser hier selbst vorkommt, er wolle nicht, wie Petrarca nur Sylphe sein, nur schmachtende Elegien dichten. Was folgt? Daß seine Hoffnungen müssen gewachsen sein. Eben dahin deuten dann auch die Pläne auf staatsmännische Carriere, auf Kriegsdienst. Namentlich auch, was in dem Theaterstück dem Villiers in den Mund gelegt wird, dürfte Beziehung haben; der Dichter war hier kühner, weil er maskirter sprach. Auch konnte er den Eindruck auf Seraphine schildern.

Noch mache ich aufmerksam auf den Namen Seraphine, zumal im Vergleich mit dem später gewählten Armida: in beiden liegt das Verhältniß ausgedrückt, in welchem die Stimmungen stehen zur Zeit da die beiden Stücke erwuchsen. Dann ist noch ein Ferneres zu berichten. Könnte irgend ein Zweifel darüber sein, daß eine bestimmte Person unter unserer Seraphine gemeint sei, so wiederhole ich erstlich, daß der Dichter sehr sinnreich in der vierten Scene des ersten Actes seinem Helden ganz gelegentlich den Vornamen Reinhold giebt, also seinen eigenen, dann aber, daß wir auch in einem Gedicht, das man bisher nicht für ein Lenzisches erkannt, die Namen Strephon und Seraphine findet, und daß dies Gedicht offenbar an Adelaide von Waldner, wenn auch nur verstolener Weise, gerichtet ist. Es findet sich im Göttinger Musenalmanach von 1776, würde also ungefähr aus derselben Zeit, ich meine aus der Mitte des Jahres 1775 sein, denn die Kalender mußten vor dem Jahr erscheinen, dessen Zahl sie tragen. Lenz hätte dann im Stück mit Bezug auf dies Gedicht die Namen beibehalten. Es lautet daselbst S. 112, mit der Unterschrift L.:

Strephon an Seraphinen.

Ich beklage mich,
Brachtst Du gleich mich ins Gedränge,
Ueber meines Schicksals Strenge,
Schöner Feind! nicht über Dich.
Alle Schmerzen die ich leide
Sind nicht werth der Augenweide
Athemlos vor Dir zu stehn.
Will mein Stolz sich drüber kränken,
Gleich geb' ich ihm zu bedenken:
Kann man Engel ohne Schmerzen sehn?

Das Gedicht, dessen große Schönheiten keiner Darlegung bedürfen, ist Lenzens vollkommen würdig, und bietet eine erwünschte Ergänzung des oben gegebenen Romans in seinen lyrischen Gedichten. Man beachte die Schönheit des „Athemlos" und „Schöner Feind."

Es bleibt noch ein Wort übrig über die moralische Tendenz des Drama's. Der Schluß kann auffallen, die Großmuth der Entsagung ist einerseits allzu groß, dann aber befremdet eine Vermälung, wozu ein andrer den Namen giebt. Jedenfalls bleibt dies eine der größten Kühnheiten des Dichters, allein er hat wenigstens alles gethan um sie zu motiviren, ja um sie als geforderten Schlußton erscheinen zu lassen; dazu kommt, daß der Dichter seine Rollen trefflich nach den Nationalitäten vertheilt hat, endlich daß das Ganze den Anhauch der schwärmerischsten Leidenschaft an sich trägt und kühn ist in allen seinen Wendungen. Nicht zu vergessen ist dann ferner auch das Jahrhundert, das ein anderes war als das unsrige und der Vergleich mit gleichzeitigen Werken spricht

durchaus zu Gunsten unseres Verfassers. Am nächsten liegt hier der Vergleich mit Goethe's Stella, die eben demselben Jahr, 1761, angehört. Allein man muß diese Stella nehmen, wie sie ursprünglich war, nicht wie sie in unsern Ausgaben steht. Bekanntlich hat Goethe, auf Schillers dringenden Antrieb, den Schluß verändert und ihn ins Gegentheil dessen verkehrt, was die ursprüngliche Tendenz des Stückes war. Nach Art des Grafen von Gleichen, der auch genannt wird, heirathete Fernando wirklich beide Frauen, so daß das Ganze, wenn auch nicht eine Feier, so doch Beschönigung der Bigamie war. Fernando (beide umarmend): „Mein! Mein!" Stella: „Ich bin Dein!" Cecilia: „Wir sind Dein!" So steht es noch in der Göschenschen Ausgabe von 1787. Unser Stück ist nun das entschiedene Widerspiel: denn hier handelt es sich eben um den Alleinbesitz, um die ungetheilte Liebe: dies ist der Kern, der stark und scharf ausgeprägte Inhalt. Eben jene laxe, unterhandelnde Moral, der Goethe in Schriften und Leben jener Zeit, namentlich auch in seinem Verhältniß zur Frau von Stein, das Wort redete, diese ist hier mit schneidenden Waffen angegriffen, und so oft man hier und anderswo von leichtsinnigen Verhältnissen, von Freundschaft neben der Liebe, von zweideutigen Zuneigungen in den Werken von Lenz lies't, ist man jedesmal versucht, an bestimmte Personen zu denken. Und in der That scheinen diese das selbst auf sich bezogen zu haben, so daß es gar nicht einmal eines deutlichern Pasquills bedurfte. Lenz ist hier wie überall höchst sittlich, sittlicher jedenfalls als seine dichtenden Zeitgenossen.

XII.

Ein merkwürdiges Gedicht.

Unter den lyrischen Stücken, deren Unordnung wir bei Tieck beklagen, findet sich Eines, das dem eingehenden Leser viel zu denken giebt; der Herausgeber selbst scheint dies gefühlt zu haben, da er es, ohne Ueberschrift, so an den Schluß setzte. Hätte er uns nur näher angegeben, aus welcher Quelle er es mittheilt; allem Anschein nach aus einem Manuscript. Wir lesen es im 3. Band auf S. 257. Die Schwierigkeiten, welche der Inhalt darbietet, werden noch vervielfältigt durch offenbare Fehler, aber schwerlich Fehler des Drucks, wie an vielen Orten, sondern diesmal wahrscheinlich Fehler der Entzifferung einer schwer leserlichen Handschrift, wie die Lenzens in späterer Zeit war. In der That, wie die Tieckſche Ausgabe das Gedicht giebt, soll keiner Auslegung, auch der künstlichsten nicht, gelingen, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen, und das Ganze behält überdies etwas so fremdartiges, daß nahe liegt, an der Autorschaft Lenzens zu zweifeln. Aber eben unter diesen Umständen muß Tieck einen entscheidenden äußern Grund gehabt haben das Stück aufzunehmen. Eine Verwechselung mit dem alten Friedrich Ludwig Lenz kann es aber auch nicht sein, wie dies der Inhalt klar an den Tag legt, denn hier handelt es

sich um Werther und Lotte und die erlebte jener nicht mehr. Wir könnten nun ein Stück dieser Art füglich liegen lassen, wenn, um sogleich unsere Meinung zu verrathen, nicht etwas Besonderes dahinter läge, das sogar Bezug hat zu dem Kern unserer Nachforschung.

Zunächst findet hier philologische Kritik zu thun, denn das offenbar entstellte Gedicht bedarf der Emendation so gut wie ein alter Autor, der durch die Abschreiber zweier Jahrtausende gelitten hat. Ich setze, um nichts Doppeltes zu thun, das Gedicht sogleich hierher, wie es, meines Dafürhaltens, ursprünglich gelautet hat, und gebe demselben zugleich seine erklärende Ueberschrift:

Lotte am Grabe Werthers.

Erwach' ich zum Gefühl, stößt die beklemmte Brust
Die Seufzer aus, die sie erstickt sich unbewußt,
Ist's recht auch, daß zu Deinem Grab die Thränen fließen,
Die zur Erleichtrung sich aus trübem Aug' ergießen?
Ist's Pflicht, sich sinnenlos um eingestandne Pein,
Verstummend, unerklärt im Herzen zu verzeihn?
Verdunkelt sind nunmehr die Freuden meiner Tage,
Dein traurig Schicksal bleibt der Vorwurf meiner Klage,
Und laß die Welt mich schmähn, Albert wird mir verzeihn,
Dich liebt' ich als den Freund höchst zärtlich, engelrein.
Ein allzu zärtlich Herz verlangte Albert nicht,
Gern hätt' es eingestimmt zu der geliebtern Pflicht,
Dem unglückselgen Freund ein'n Hoffnungsblick zu geben,
Um ihm die stille Glut im Busen zu beleben.
Ja ich, ich war's, die ihn aus seiner Brust fortriß,
Durch mich beweint in hoffnungsloser Kümmerniß
Die Mutter den geraubten Sohn
Und Wilhelm seinen Freund, den er dort fern vom Thron

Dem Abadona gleich vielleicht von weiten sieht:
Und heiliger verklärt von ihm nun traurig flieht.
Dort wo Du einsam ruhst, dort irrt die Phantasie
In schwermutsvolle Luft und bricht in Melodie
Der Trauertöne aus, häuft Vorwurf auf den Schmerz,
Der langsam tödtend auch zerreißt mein leidend Herz.
Ach, wär' es mein Geschick Dich einst zu überleben,
Für was für einen Preis hätt' ich mich Dir ergeben! —
Das rührende Geschenk, das Deine Hand mir gab,
Erinnert mich ans Grab,
Ich schaudre, fühle Frost durch meine Adern gehen,
Versteinert bleibt mein Herz als Monument hier stehen.

Ich bemerke zuerst, daß das Wort geliebtern in dem vorliegenden Druck und sicherlich auch im ursprünglichen Manuscript hervorgehoben ist, ein Umstand, den ich für die Auslegung für wichtig halte. Meine Emendation bezieht sich zunächst auf Zeile 13, wo Tieck völlig sinnlos giebt: „keinen Hoffnungsblick gegeben." „Gegeben" für „zu geben" halte ich für verlesen, „keinen" statt ein oder ein'n aber für verfehlte Verbesserung. In Zeile 15 ist „ihn aus der Brust fortriß" das ihn auf Hoffnungsblick zu beziehen, freilich nicht eben gut stilisirt. Endlich steht gegen den Schluß: „Ach, wär' es mein Geschick" offenbar für: Ach, wär' es mein Geschick gewesen.

Durch diese Abänderungen nun erreichen wir nur eben diesen Sinn, im Ganzen und auch so ziemlich im Einzelnen. Daß das Gedicht sich auf Werther bezieht sagt der Name Albert, hier als Rival eingeführt und überdies der Freund Wilhelm, daß aber Lotte spricht, geht, außer dem Zusammenhang selbst, zugleich auch noch aus der Zeile hervor:

Ja ich, ich war's, die ihn aus seiner Brust fortriß,

denn hier spricht ein Weib und das kann in Verbindung mit Albert, Wilhelm und dem Verstorbenen, der ihrethalb den Tod fand, nur Lotte sein. Also: Lotte an Werthers Grab. Und was ist der Inhalt ihrer Rede, ihrer Klage? Daß sie so grausam war! Daß sie ihm keinen Hoffnungsblick gab, Albert würde dies wohl zugelassen haben, da er kein „allzu zärtlich Herz verlangt," da er „verziehn" haben werde. Ja noch mehr:

Für was für einen Preis hätt' ich mich Dir ergeben! —

Lotte bedauert also ihre strenge Tugend, ihre strenge Treue, sie beklagt, daß sie nicht die engelreine Freundesliebe damit vereinigt habe. Dies ist der klare und durchgängige Sinn. Desto unklarer wird das Gedicht, wenn wir uns vorstellen sollen, daß Lenz das gesagt habe. Wie wir ihn kennen lernten, ist eben diese Auffassung der seinigen schnurstracks entgegengesetzt, er will Vollbesitz, er will Liebe, mit der Freundschaft ist ihm nicht genügt, solche Gesinnungen konnte er Lotten nicht unterlegen, eine Palinodie dieser Art war für ihn keine. Dazu kommt nun, daß Lenz von dem vorliegenden Gedicht auch nicht eine Zeile gemacht haben kann; das ist nicht sein Metrum, nicht seine Ausdrucksweise, in dem Gedicht ist alles lahm, halb, unbeholfen, unlogisch, kurz dilettantisch und Lenz ist ein Meister, ein früh entwickelter Meister, wie wir ihn noch werden kennen lernen, nicht in den Kinderjahren konnte er ein solches Gedicht machen; und Werther erschien 1774, als seine Liebe zu der idealischen Baronesse schon ihre Flügel ausbreitete. Und wer soll es denn gemacht haben? Ich sage zunächst: Kein

Dichter, kein Schriftsteller von Fach, kein Mann. Wer mit Poesien von zarter Hand vertraut ist, dem muß nicht der mindeste Zweifel sein, daß wir hier eine solche haben. Ich habe darin viel Erfahrung machen können und mit derselben Sicherheit, mit welcher ich unter den römischen Elegien die von der Hand der schönen Sulpicia unterschieden habe von den Werken der Meisterhand Tibulls, sage ich auch hier, das Gedicht ist nicht von Lenz, sondern — von Adelaide. Von wem anders könnte es sein als von ihr, und wie würde Lenz, wenn es eine andere Dame gemacht, es des Aufbehaltens werth geachtet, es abgeschrieben haben?

Und nun sehe man das Gedicht nochmals an unter der Voraussetzung dieser Autorschaft: was lahm und wenig sagend schien, wird beredt und seltsam bedeutungsvoll. Jetzt wird man das unterstrichene Wort: „zu der geliebtern Pflicht dem unglückseligen Freund einen Hoffnungsblick zu geben" seiner ganzen Bedeutung nach verstehen. Lotte ist nur ein vorgeschobenes Symbol, die Rede ist nicht an Werther und sein Grab gerichtet, sondern an einen Lebenden, und diesem enthält es ein gewisses Geständniß der Neigung und zugleich einen Wink für die Fortdauer derselben, wie das in der damaligen geselligen Welt und zumal in Weimar nichts Ungewöhnliches war. Und hiemit ist nun Seraphinens Wort zu verbinden: „Ich wußte kein ander Mittel, unser beider Wünsche zu befördern, als meine Verheirathung mit ihm" —. Allein Lenz war von anderer Gesinnung, und, ich wiederhole: Adelaide, falls ich recht berichtet bin, blieb unvermält.

Ich halte es nicht für allzu kühn, hier Zusammenhänge zu finden; vielleicht wäre es sogar einfach und nahe liegend.

Man begreift hienach erst Lenzens ganzes Wesen und Dichten, und eben so das Schicksal des anderen Theils. Beiden gereicht es zur Ehre.

Und nun steht das merkwürdige Gedicht nicht einzeln da, sondern hat ein eben so merkwürdiges zur Seite. Dies finden wir bei Tieck III, S. 246:

Süße Schmerzen meiner Seele,
Angenehme Pein,
Und doch muß bei dem Gequäle
Die Seele heiter sein.
Muß geliebt von allem was auf Erden
Liebenswerth und heilig ist,
Seiner Sehnsucht Opfer werden,
Wie, mein Bruder! Du es bist.

Unter der Voraussetzung, daß Lenz dies Gedicht geschrieben und und in seiner Person spreche, enthält es durchaus Unerklärliches und läßt sich nicht einmal grammatisch construiren, nun weis't aber auch die ganze Behandlung und Sprache nicht eben auf Lenz hin. Man nehme einen Augenblick an, auch dies Gedicht sei von Adelaidens Hand und sogleich wird alles Unverständliche verschwinden und vielmehr Licht von diesen Strophen ausgehen. Es ist die freundlichste und schonendste Ablehnung, der zarteste Rückzug, sie sucht den Geliebten namentlich mit der Anrede: „mein Bruder!" zu beruhigen. Dabei ist noch das „Seiner Sehnsucht" auffallend, da im vorigen nicht Herz, sondern Seele steht. Allein auch hierin könnte die Französin sich verrathen, eben so, wie im vorigen Gedicht, Zeile elf, in der Betonung von „Albert" auf der letzten Silbe.

XIII.

Eine Satire.

Wir haben uns bis hieher noch ein kleines Werk aufbehalten, das an sich, und noch mehr im Zusammenhange, mit den angeregten Fragen wohl besonderer Aufmerksamkeit werth sein dürfte. Ich meine das im Jahr 1776 von Kayser unter den „flüchtigen Aufsätzen" von Lenz gegebene Stück: „Matz Höcker. Schulmeister in C. im St....l. An die Damen, die Kunstrichter und das ganze menschliche Geschlecht." Der Verfasser nennt es eine Chrie, die er unter beständigen Gesticulationen der linken Hand in einer zahlreichen Gesellschaft vorgetragen. Es ist eine in Knittelversen verfaßte Strafrede des Dorfschulmeisters gegen alle Gebrechen der überfeinerten Welt, sowohl auf dem Gebiet der Litteratur als des geselligen Lebens, in seiner Art ein treffliches Stück, ganz im Charakter des Abraham a Santa Clara und ein gewisses Vorspiel von Schillers Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager. So heiter und launig das Ganze gehalten ist, so strotzt es doch von Anspielungen, die ernster gemeint scheinen und die da, wo sie trafen wohl mit Empfindlichkeit aufgefaßt werden konnten. Der Verfasser sucht zwar in einer Anmerkung die Satire auf Paris hinzuwenden, doch liegt näher, an Weimar

zu denken, wo denn auch, wie wir noch zeigen werden, das Stück seinen Ursprung hat. Es kommen darin Stellen vor, wie folgt:

Hab' auch an ei'm g'wissen Ort konditschonirt,
'N fürnehmen Häusern conversirt,
Fund die Konversationen doch
Schlimmer als die Bücher noch.
All im dämmernden Wirrwar schweben
Und im Zweifel über Tod und Leben;
Trauten unserm Herrngott gar
Nicht mehr zu ein einig gut Haar.
Liessen in einer halben Stunde
Vierzig tausend Widersprüch aus ihrem Munde,
Hatten weder Freund noch Feind,
Weil's nimmer wissen, woran sie seind.
Schauten an ihre Nebenchristen
Wie die Acteure die Staatisten,
Denkt keiner an den andern nicht,
Denkt nur immer an das was er spricht,
Sucht den andern durch Lächeln und Lügen
Wieder um Lügen und Lächeln zu betrügen.
Meint jeder, er sei der Mann allein,
Des andern Hirn sei von Holz oder Stein,
Und seine Faulheit mehr Nutzen brächte
Als des andern sein' schlaflose Nächte.

Er lobt sein Dorf und fährt fort:

Hier würd' euch der Kützel vergehen,
Daß ihr beständig was Neues wollt sehen,
Immer wie Wickelkindelein
Ueberrumpelt und eingelüllt sein,
Immer an Licht und Schimmer euch weiden,
Gar keinen Schatten dazwischen mehr leiden,

Allzeit leben im süssen Traum,
Keinem Gefühl lassen Zeit und Raum.
Ach, so machten's nit unsre Vorfahren,
Die schwer zu kützeln und glücklicher waren,
Aber auch nicht im höchsten Glück
Nahmen ihr butterweich Herze zurück.
Liessen alles seine Zeit dauern,
Wußten zu lachen, wußten zu trauern,
Liebten ewig, haßten schwer,
Hatten das Herz nie dürftig und leer.

Mit besonderer Bezüglichkeit scheint das folgende gesagt:

Bei euch wird die Liebe so geistlich betrieben,
Plato selbst wird confus bei eurem Lieben,
Ihr pfeift stets feiner und höher hinaus,
Und pfeift sie am Ende zum Schornstein 'raus.
Ist das ein ewiges Reimen und Singen,
Ein ewiges lächerliches Fälschen und Dingen,
Jeder des andern im Herzen lacht,
Wenn er ihn treuherzig gemacht.
Die Herren wollen nur ihren Stil exerciren,
Die Damens wollen für schön passiren,
Und käm' man bis auf des Herzens Grund,
Sie liebten sich beide wie Katz und Hund,
Gott schütz und bewahr vor der Art zu lieben,
Solchen Roman hat der Böse geschrieben.
Der kalte Wohlstand drüber heckt
Wie'n Schornsteinfeger mit Ruß bedeckt,
Den er weiß sorgsam abzuschaben
Und überlässet das Feuer den Knaben.
Bei uns ein Handdruck ein Stoß mit 'm Knie
Ist unsre ganze Poesie.
Dafür ist uns auch das Leben nit theuer
Und springen für ein ander durchs Feuer,

Wir fragen nit erst warum, wozu
Du Bub', Du Maidel liebtest Du?
[Das heißt in Engel des Lichts sich stellen
Das nennet sich Lieb' und führet zur Höllen.]*)
Die Absicht reiner Lieb' ist klar,
Daß da nur Lieb', nit Absicht war.

Die treffliche Schilderung des Egoismus, der verkünstelten zweideutigen Liebschaft, der Absichten (Goethe drückte dies im Tasso feiner aus: man merkt die Absicht, und man ist verstimmt) ist hier mit markigen Strichen gegeben und kehrt die Geradheit des Dichters selbst hervor, mit der er freilich auf solchem Boden anstoßen mußte. Vor allen Dingen sehen wir hier wieder den Abstand seiner Ansicht von der Liebe mit der in der feinen Gesellschaft herrschenden, und so könnte denn gar wohl ein Stück wie das vorliegende als boshafte Satire, wohl gar als Pasquill erscheinen. Möglich sogar, daß es noch speciellere Beziehungen enthält, welche sich jetzt schwer nachweisen lassen, z. B. in den Zeilen:

— Weil man eure grünen Augen in der Stadt
Und Wallnußgesichter doch nicht gern hat.

Er scheint grüne Brillen zu meinen. Noch folgende Stelle kann auf des Dichters Auftreten in der Gesellschaft näheren Bezug haben:

Wenn also den Herrn Magnaten
Ich darf in Unterthänigkeit helfen und rathen,

*) Hier bedarf es einer Emendation des Kayserschen Druckes; die beiden Zeilen, sehr wahrscheinlich auf den Rand geschrieben, sind an eine falsche Stelle gekommen, sie gehören weiter oben hin.

Schlagt euer galantes Wörterbuch zu,
Wer liebt, der schwätze nit viel, der thu.
Erlaubt euch dafür mit dreisteren Wörtern
Natürlich unschuldige Ding' zu erörtern,
Und schreiet nit gleich, wie die Venus schrie,
Als der General Diomed blessirte sie,
Wenn manchmal Wörter voll Feuer und Leben
Sich mitten unter euch wie Raketen begeben,
Und brennen auf die Leidenschaften los;
Der Pulvergestank ist drum nit so groß.
Die Damen selbst sich zu allem gewöhnen,
Und dürfen sodann so viel doch nit gähnen,
Denn heurig' Poeten fliegen doch nicht,
(Die Luft ist so dünn) oder kriegen die Gicht,
So lang sich die Kränz'gens die Sprache so lähmen,
Und alle ihr Wörter und Schnellkraft*) nehmen.

In der That ist es schwer, hiebei nicht an die Verhältnisse und Vorgänge zu Weimar zu denken: eine Beziehung zu derselben wird nicht in Abrede zu stellen sein. Dazu kommt, daß das Stück, wie es gedruckt ist, nur als Fragment erscheint, leicht konnte es noch stärkere, noch bezüglichere Stellen enthalten haben. Wie, sollte es etwa jenes Pasquill selbst sein, das, wie aus Lenzens Brief an Herder abzunehmen ist, ein längeres war, und Stellen enthielt, die Goethe selbst gefallen würden, obwohl er schwer beleidigt war —? Dies will ich dem Urtheil des Lesers selbst überlassen, aber das scheint klar, daß jenes Pasquill in diese Auffassung und diesen Gedankenkreis einschlagen mußte, und daß Lenz jedenfalls eine gewisse Einkleidung zuzutrauen ist.

*) In dem Originaldruck steht „Schulkraft", Tieck hat richtig geändert.

Alles dies wird um so wahrscheinlicher, wenn man die näheren Umstände der Publication ins Auge faßt. Das Werk ist mit mehreren anderen, die eben nur zusammengerafft scheinen, um mit dem vorliegenden, als dem wahren Kern, ein Büchlein zu bilden, bei demselben Schweizer Verleger erschienen, dem Lenz, und zwar ohne Honorar, seinen Petrarch gegeben hatte, von dem wir wissen, daß er in Weimar gedichtet wurde und auf Lenzens Leidenschaft Bezug hat. Und nun erhellt ferner aus dem Brief an Lavater, daß Petrarch das erste war, was Lenz diesem Verleger gab, also mußten die noch in demselben Jahr erschienenen flüchtigen Aufsätze späteren Momenten des Weimarischen Aufenthaltes anheim fallen. Die übrigen Aufsätze sind freilich aus älterer Zeit, sie dienen hier nur als Füllwerk und Einhüllung, aber Matz Höcker ist, das behaupte ich, frisch gedichtet in Weimar, wahrscheinlich in der Nähe der Katastrophe. Auch darin, daß Lenz hier nicht selbst auftrat, sondern einen andern vorschob, scheint eine Absicht zu liegen. Aber wer ist Kayser? Mit einem Frankfurter dieses Namens macht Goethe in seiner italienischen Reise uns bekannt; er traf im Jahr 1786 mit ihm in Rom zusammen. Christoph Albert Kayser war Musiker und unternahm daselbst Goethe's Scherz, List und Rache zu componiren. Er trat später als Schriftsteller auf: zu Straßburg 1788 erschien von ihm ein Büchlein: Ueber belletristische Schriftstellerei mit einer Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Derselbe Kayser nun, was Dorer bestätigt, war Lenzens Freund, in einem Brief an Lavater läßt er ihn von Weimar aus grüßen und macht mit ihm im Juni 1777 eine Reise in den Schweizer Gebirgen.

Nun finden wir im deutschen Merkur, gerade um die

Zeit, wo Lenz sich in Weimar aufhielt, Gedichte mit der Unterschrift Kayser. Es sind Liebesgedichte und solchen Inhalts, daß man sich nicht wundern würde, wenn sie mit Lenz unterzeichnet wären. Vielleicht hat es mit diesen Gedichten noch eine eigene Bewandtniß; wir werden auf dieselben noch zurückkommen.

XIV.

Ursache des Wahnsinns.

Aus den mancherlei Anspielungen, deren die späteren Werke unseres Dichters voll sind, fällt nun auch wohl neues Licht auf die Verhältnisse in Weimar zurück, wie wir das andeuteten, doch läßt sich hier überall mehr fühlen und vermuthen als beweisen. Bestimmteres aber scheint sich zu ergeben für die andere wichtige Frage, nämlich was für die eigentliche Ursache von Lenzens Wahnsinn zu halten sei, eine Frage, welche wir erst jetzt glauben berühren zu dürfen.

Es ist schon von anderen aufmerksam gemacht worden, daß der Färbung, welche spätere Berichterstatter dem Auftreten Lenzens in Weimar gaben, nicht durchaus zu trauen sei, weil sehr bald über „die wilde Zeit" und was derselben zunächst folgte, sich ein gewisser Fabelkreis bildete. Selbst Falk ist diesen mythischen Eindrücken unterworfen, noch viel mehr Böttiger. Der letztere möchte Lenz während seines Weimarischen Aufenthalts ganz und gar als einen Wahnsinnigen darstellen. Er beginnt seine chronique scandaleuse gleich mit der Erzählung, daß „der tolle Lenz" in der größten Sommerhitze in einem blausamtnen Rock gereist sei und daß er, als er im Winter auf der Post reiste, sich baarfuß ausgezogen

habe, weil er es unausstehlich heiß gefunden, während die Passagiere vor Frost klapperten; in solchem Sinn sei er denn auch auf dem Ball erschienen u. s. w. Es kann nicht unsere Meinung sein, das Auffällige in Lenzens Benehmen in Abrede zu stellen, aber bei näherer Betrachtung dürfte sich doch Einiges mildern und manches ändern. Vielleicht ist nicht außer Acht zu lassen, daß in Lenzens bezüglichen Dramen der Maskerade erwähnt wird und daß er eben darum so stark aufgefordert war, dieselbe zu besuchen, weil er hier die Geliebte zu finden, sich ihr nähern zu können hoffte. Daß die Stimmung, in der er nach Weimar kam, eine aufgeregte war, liegt nun auch klar vor unserm Auge, er brachte eben „die Todeswunde" schon mit, und leicht begreift sich, daß das Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen der Ehre an der Tafel der Götter zu sitzen und dann wieder mancher Demüthigung, kurz der grelle Wechsel von Wonne und Schmerz, Erhebung und Erniederung, eben keinen festen Gang auf dem glatten Boden höfischer Salons habe geben können. Dazu das Beispiel derer, die eben auch „Teufelszeug" getrieben hatten, und vor allen das plötzliche Hinaustreten des innerlichst arbeitenden Genies in kalte Hofluft. Während des ganzen Weimarischen Aufenthalts scheinen Stöße sich wiederholt zu haben, welche das leidende Gemüth des Dichters nur noch kränker machen konnten, ja die ihn nach der Ueberspannung in jene schon erwähnte Dumpfheit versenkten. Man darf wohl nicht zweifeln, daß er in Weimar schon gemüthskrank war, die Einsamkeit zu Berka scheint dazu ein nicht Geringes beigetragen zu haben. Ein Hauptkennzeichen in meinen Augen ist dafür, daß er hier aufhörte zu arbeiten, während er anfangs in Weimar

eine große Thätigkeit scheint entwickelt zu haben, wie dies aus den Aeußerungen von Goethe und Wieland und aus den Werken selbst hervorgeht.

So kann ich denn auch nicht glauben, der Befehl, Weimar zu verlassen, habe sogleich zerrüttend auf seinen Geist gewirkt, im Gegentheil, der harte Stoß scheint ihn aufgeschüttelt zu haben; er raffte seinen Geist zu größerer Energie und Kraftäußerung empor als jemals. Leider läßt sich Lenzens Leben zwischen jener Katastrophe und dem Ausbruch des Wahnsinns, d. h. das Jahr 1777, nicht hinreichend verfolgen, aber mehr als alles andere spricht die große Zahl von bedeutenden Werken, die er in dieser kurzen Zeit verfaßt hat. Liebe und Ehrsucht wirkten jetzt zusammen und trieben seinen Geist in die höchste Spannung. Wenn nicht die Analogie mit Goethe und was in der Natur der Sache liegt, hier durchaus täuscht, so muß das künstlerische Ausprägen seiner Gefühle ihm Linderung, Erleichterung verschafft haben; hatte er doch keine anderen Gedanken in dieser Zeit, als solche, die in Verbindung standen mit dem Erlittenen. Hienach wird es denn schwer, in der unglücklichen Liebe den unmittelbaren Grund von des Dichters Wahnsinn zu erkennen. Der letztere brach aus ein volles Jahr nach der Entfernung von Weimar, alle jene Werke liegen dazwischen und in diesen selbst scheint sich ein Fortschritt der Beruhigung zu bekunden. Auch darf man sich Lenz wohl nicht allzu mittellos vorstellen. Gesetzt, daß er das von Weimar ihm Angebotene wirklich letztlich ausgeschlagen, die Form war gewiß schonend genug, so ist in dem Jahr doch so viel von ihm gedruckt worden, daß für sein Bedürfniß muß gesorgt gewesen sein.

Noch weniger läßt sich ein directer Zusammenhang mit dem Tode von Schlossers Frau zugeben, wie dies zuerst Reichardt*) behauptet hat, denn daß der Wahnsinn bei Schlosser bald nach dem Todesfall im Juni 1777 ausgebrochen sei (s. o.), beruht auf einem Mißverständniß. Wir wollen dennoch einen gewissen Zusammenhang nicht durchaus abweisen. Schlossers Frau, Goethe's Schwester, war ganz das Gemüth, um Lenz durch Theilnahme und Freundschaft aufrecht zu erhalten und von besonderem Einfluß mochte noch sein, daß die Achtung der Schwester desjenigen, den er bei seiner Verstoßung aus dem Paradies für mitbetheiligt hielt, seinem kranken Herzen wohlthat. Diese letzte Stütze zu verlieren, denn Schlosser war ein kälterer Geschäftsmann, mußte für ihn höchst erschütternd sein, und wenn man sich seine Kräfte überhaupt erschöpft denkt, so konnte dies Moment allerdings den Ausschlag geben, wiewohl es nicht mitzählt unter den eigentlichen Gründen. In der That scheint Goethe's Schwester Cornelia Lenz viel gewesen zu sein, eben vermöge ihrer ernsten, idealen Natur; von irgend einer besonderen Neigung kann aber nicht entfernt die Rede sein, man erinnere sich nur, wie Goethe seine Schwester schildert, die er in seinen Phantasien sich am liebsten „als Aebtissin, als Vorsteherin einer edeln Gemeine" denken mochte. „Sie besaß alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt, ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert." Ein solches Frauen-

*) Im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 1796, Februar: „1777 war Lenz wieder in Emmedingen bei Schlosser, und da brach sein Wahnsinn aus. Die leidenschaftliche Liebe zu Schlossers Frau und deren Tod scheint seinen überspannten, fast zerrütteten Nerven den letzten Stoß gegeben zu haben."

gemüth mußte für Lenz in seiner Trübsal eine bessere Zuflucht sein, als es Frau von Stein trotz aller ihrer Liebenswürdigkeit sein konnte. So sehr Goethe Lenz entgegengesetzt war, so nahe verwandt diesem Goethe's Schwester.

Schlosser dagegen, wie erwähnt, schob viel auf körperliche Zustände, auf fliegende Gicht; einem Augenzeugen gegenüber haben wir schweren Stand dies abzulehnen, allein als Hauptgrund möchte ich immer in gleiche Reihe stellen: Erschütterung des Herzens, Erschöpfung der Kräfte; der erste starke Schlag führte nur Ueberspannung, ein zweiter, dritter in der Zeit der Abspannung konnte entscheidend werden, vielleicht aber auch schon die bloße Ruhe, das Aufhören zerstreuender Eindrücke. Der Besuch im Elsaß, der Aufenthalt in der Nähe von Sesenheim liegt hinter dem Ausbruch der Krankheit, jedenfalls nach dem Aufenthalt in der Schweiz, er kann schon darum nicht Ursache des Wahnsinns sein; daß Friederike in den Wahnsinn hinein spielt, darf nicht geleugnet werden, es ist aber nur Symptom desselben, nicht Grund — denn wieviel liegt dazwischen!

Eine gewisse Ueberspannung zeigt sich in Lenzens ganzer Erscheinung und daß seine frühzeitige Entwickelung auch einen schnelleren Verbrauch seiner Kräfte herbeiführte, dürfte einleuchtend sein, dazu nun seine Schicksale, seine Leidenschaften, die convulsivische Anstrengung der Geisteskräfte. Viel stürmte in den letzten Jahren auf ihn zusammen, sein liebebedürftiges Gemüth erhielt die heftigsten Schläge: seine Geliebte verlobt, sein Bruder ihm verfeindet, sein Vater von ihm abgewendet, die letzte Freundin todt, das Paradies zu Weimar ihm verschlossen, Goethe sein Freund gegen ihn, Goethe sein Rival in hohen Ehren, gefeiert in weitesten Kreisen, während er selbst

nur dem engeren Freundeskreise bekannt, in weiteren Kreisen ein unbekannter Name blieb, überdies tief gedemüthigt, erniedrigt; endlich zu alledem noch Sorge und Angst, vielleicht Mangel und unzweifelhaft auch körperliche Krankheit — wie will man da noch verlegen sein um Ursache des Wahnsinns? Ein vorzügliches Gewicht lege ich indeß auf das gekränkte Ehrgefühl zugleich mit dem Bewußtsein eigener Verschuldung — dies mächtige Gefühl in einer reizbaren stolzen Seele konnte durch krampfhafte Ueberspannung der Kräfte in künstlerischer Production oder durch äußere Zerstreuung nur zeitweise niedergehalten werden, drang dann aber überwältigend hervor, als die Abspannung erfolgte.

Ihre Bestätigung findet diese Auffassung in einem Gedicht Lenzens*), das kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns verfaßt zu sein scheint, um recht eigentlich der Nachwelt als Document zu dienen. Es ist wohl das rührendste, das wir von Lenz besitzen; seine Erhaltung danken wir Ewald, der mit einem anderen, das sich bei Tieck findet, dies in seiner Urania von 1794, I, 45—50, mitgetheilt hat; Düntzer ließ es in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1847, S. 8, abdrucken. Es lautet:

An den Geist.

O Geist, Geist, der Du in mir lebst,
Woher kamst Du, daß Du so eilst?
O verzeuch noch, himmlischer Geist!
Deine Hülle vermag's nicht —
All ihre Bande zittern,
Komm nicht weiter empor.

*) Es war mir unbekannt, als ich die obigen Worte schrieb.

Sei nur getrost, bald bist Du frei,
Bald wird Dirs gelungen sein, Grausamer
Bald bist Du steinern, nordisch,
Wenn's Haus über dem Kopf Dir zertrümmert,
Ach, da stehst Du, wie Simson, und wirfst,
Wirfst, strebst, wirfst übern Haufen —
Weh uns allen, schone noch, schone!
Dieser treuen Hütte Trümmer
Möchten Dich sonst unter sich begraben.
Sieh, noch hält sie mit schmeichelnden Banden
Dich zurück, verspricht Dir reine,
Tausend reine Himmelsfreuden
Zur Belohnung für Deine Müh.
Schone noch, Grausamer, Undankbarer,
Kehre zurück, hefte ihre Gelenke
Wieder mit starker Selbstlieb' zusammen,
Denn Gott baute sie Dir
Klein und gebrechlich, wie sie da ist.
Wenn sie ausgedauert, dann breche sie,
Erst wenn der Baum gesaftet, geblüht,
Früchte mehrjährig getragen, verdorret,
Gehe sein Keim ins ewige Leben!
Aber jetzt, heilige, himmlische Flamme,
Jetzt — Erbarmen! — verzehr' ihn noch nicht.

Seiner Form nach ist das Stück wilder und zerlassener als die formlosesten unseres Dichters, allein sein Interesse ist auch ein anderes als das des poetischen Kunstwerks: wir finden das nahe Gefühl des Todes, des Zusammenbrechens. Der stärkere Geist ist hier bestimmt aufgefaßt als der grausame Zerstörer des Körpers, aber doch scheint die Furcht hindurch, daß auch er, gleich Simson, selbst erliegen könne unter den Trümmern der zusammenbrechenden Hütte. Was kann

rührender sein, als jenes Flehen um Erbarmen. Und nun zeigt sich in dem Stück selbst schon die weichende Kraft, die schwindende Herrschaft des Geistes: nur ein wenig mehr von dieser Kraft, und auch dies Stück würde sich an dichterischem Werth eben so wie an wahrem innigem Gefühl den übrigen Gedichten anreihen.

Um hier nichts übrig zu lassen, theile ich aus den Worten, mit denen das Gedicht commentirt wird (Dorer hält Lavater für den Einsender und Commentator), hier noch das Folgende mit: „Sein rastloser Geist, seine übermäßige Reizbarkeit, sein Durst nach Liebe, der nie befriedigt ward, und schwerlich auf dieser Erde befriedigt werden konnte, verbunden mit der Tiefe seines Gefühls, da alles bei ihm bis in das Innerste nachklang, hatte nur zu bald die Organe zerrüttet, durch die die Seele nachklang."

Lenz fürchtete, der Körper werde dem Geist erliegen; wie wir wissen, traf ihn schwerer das Entgegengesetzte.

XV.

Uebersicht der Werke.

Lenzens Werke haben sich seit der Tieckschen Ausgabe beträchtlich vermehrt und noch haben wir nicht alle beisammen. Diese Vermehrung bezieht sich besonders auf die frühesten und die spätesten Schriften seiner dichterischen Laufbahn, so daß jetzt seine Entwickelung und sein Wesen um vieles besser zu übersehen ist; überdies haben wir nunmehr die lyrischen Gedichte in ungleich größerer Vollständigkeit, so wie uns denn auch jetzt erst der Schlüssel zu ihrem Verständniß gegeben worden.

Tieck hat Lenz Werke beigemessen, die ihm nicht gehören, die Ode auf den Wein von dem älteren Lenz, dem Dichter der Freimaurerlieder, der nichts mit dem unsrigen gemein hat, dann aber ein allerdings verwandtes Drama eines nahe stehenden Dichters: „Das leidende Weib", dessen unzweifelhafter Verfasser Klinger ist — eine Verwechselung, die in mancher Rücksicht verzeihlich war, obwohl sie beweist, wie wenig das wahre Wesen unseres Dichters noch aufgefaßt wurde. Klinger hat das genannte Stück nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen, es schien also herrenlos, dazu ist es 1774 zu Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung erschienen, woselbst in dem gleichen Jahr und mit demselben Druck auch Lenzens

„Hofmeister" erschien*). Tieck hatte Kunde, daß aus derselben Officin im nächsten Jahr auch ein Stück, „Otto", hervorgegangen sei, und hielt auch dies, das er vergeblich suchte, möglicherweise für ein Lenzisches, glaubte wenigstens erst mit diesem zusammen die Sache entscheiden zu können. Im deutschen Merkur wurde „Das leidende Weib", alle diese Stücke sind nämlich anonym erschienen, einem Nachahmer Lenzens gegeben, Tieck meinte, um sich desto leichter gegen Lenz äußern zu können; allein schon in dem 1806 erschienenen Gleimschen Briefwechsel ist die Sache ins Klare gebracht; da schreibt Heinse (I, S. 238) Düsseldorf den 11. Juni 1776: „Die neue Arria" ist, bei Gott, nicht von Goethe, sondern von Klinger, der das leidende Weib geschrieben hat; ich habe noch nichts von ihm gelesen. Er soll ein wilder junger Mensch sein, voll Unsinn und Geist." So hat denn auch Karl Wagner in den Nachträgen zum Merckschen Briefwechsel (1838, S. 287), den von Tieck gegebenen Grund bestritten, daß das Werk in Klingers Ausgabe von 1809 (und in der früheren von 1786) fehle, denn dort fehlten auch andere Stücke; Klinger habe das Stück nach einer wirklichen Begebenheit schon als Pädagogschüler geschrieben, so wie er den „Otto" als Student im ersten Halbjahr seines Aufenthalts in Gießen verfaßt. Auch wird, von anderen, mit Recht geltend gemacht, daß das von Leopold Wagner verfaßte ironische Nachspiel: „Das frohe Weib", Klinger nenne. Dort heißt es nämlich auf S. 9: Hilaria: „Wissen Sie nicht, mein Herr, wer der Verfasser des Stücks

*) So daß das von Meusebachsche Exemplar beide Stücke, überdies den „Neuen Menoza" und „Otto" zusammengebunden giebt, in altem Prachtbande mit dem Titel: Lenz und Klinger.

ist, das man heute gegeben?" Zweiter Student: „O ja, er studirt zu Giesen; heißt Klinger, nimmt sich viel heraus." Aller Zweifel aber ist neuerdings verschwunden durch die von Dorer-Egloff beigebrachte Erklärung Klingers in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, wo dieser sich selbst als Verfasser des fraglichen Stückes nennt.*) Eben so wenig kann ihm die Autorschaft des „Otto" bestritten werden.

Daß Lenz von diesen Stücken befreit wird, ist nun aber keineswegs gleichgültig, denn es ist das von wesentlichem Einfluß auf seine Beurtheilung. Klinger, worauf nicht zeitig genug aufmerksam gemacht werden kann, steht in einem ganz anderen Verhältniß zur Zeit und namentlich zu Goethe als Lenz, beider Naturen sind weit verschieden. In den genannten Jugendwerken zeigt Klinger sich durchaus abhängig, als ein zwar talentvoller aber unwürdiger Nachahmer, während Lenz um jene Zeit allerdings schon eine Selbständigkeit erreicht hatte. Der Otto ist durch und durch eine Nachahmung des Goethe'schen Götz, eine schwache und nicht eben geschickte Copie, in dem leidenden Weib dagegen zeigen sich die starken Einflüsse von Goethe's Werther und — von Lenzens Hofmeister, welcher letztere auch ausdrücklich angeführt wird: „Lesen Sie den Hofmeister, wie ich schon hundertmal sagte" (zweite Scene des dritten Acts). Und nun ist auffallend, daß dieses Stück, in dem unverkennbare Einflüsse von Lenz hervortreten, sogar früher ist als jenes, welches als Nachahmung des Goethe'schen Götz erscheint! Diese Nachahmung Lenzens, die größere Aehnlichkeit

*) Gleichwohl hat W. Menzel noch im Jahr 1859 das Stück mit einigem Pathos Lenz zueignen können. Deutsche Dichtung III, S. 186.

mit diesem als mit Goethe scheint denn eben Tieck getäuscht zu haben, anderseits aber begreifen wir sehr wohl, daß Klinger nicht Stücke unter seine reiferen Werke aufnehmen mochte, welche so sehr den Charakter der Jugendlichkeit und der Abhängigkeit an sich tragen. Ein Kenner, wie Tieck, hätte freilich bei näherem Eingehen wohl Original und Copie unterscheiden sollen, und dies hätte denn vielleicht auch auf sein Urtheil über das Verhältniß Lenzens zu Goethe von Einfluß sein können. Es kommt allerdings viel darauf an, ob wir Lenz im Jahr 1774 noch zu einem so unmittelbaren Nachahmer Goethe's im Werther und Götz machen oder nicht.

Wir haben sehr frühe Werke unseres Dichters und können deshalb über den Gang seiner Entwickelung urtheilen. Schon Tieck (III, S. 56) theilte das Fragment eines Gedichtes über das Begräbniß Christi mit, allem Anschein nach vom Jahr 1766, also Werk des 16jährigen Jünglings, noch auf der Schule verfaßt. Es legt uns sogleich dar, daß Lenz seine erste Anregung durch Klopstocks Messias empfangen habe, wie dies auch im Einklange war mit seiner Bestimmung zum Theologen. Das Bruchstück kündet eben nicht ein sonderliches Formtalent an, denn die Verse sind noch unregelmäßiger und zerfahrener als sie damals von Klopstocks Nachahmern gemacht wurden, dagegen bekundet sich schon hier eben so viel Sinn für plastische Darstellung als anderseits für die Sprache wahrer Empfindung und es fehlt nicht an naiven Zügen. Zwei kurze Stellen mögen es bestätigen:

Plötzlich wandte Maria ihr weitoffenes Auge
Von dem Kreuze hinweg, schlug in die bebenden Hände,
Konnte Seufzer dem vollen Busen nicht mehr entpressen,

Thränen nicht mehr dem Auge. Nun eilte sie, unwissend, wo sie
Ihre ohnmächtigen Füße hintragen würden: ihr dunkler
Blick sah den Himmel nicht mehr, sah nicht mehr die Erde; hoch über
Dem starr vor sich schauenden Haupt die Arme gerungen
Eilte sie fort —

Wahrlich Zeilen eines Sechzehnjährigen, deren sich ein Meister rühmen könnte. Und am Schluß:

— sie drängte sich näher und sah ein
Hohes Grab in den Felsen gehauen, sah Joseph den Rathherrn,
Und Nicodemus den Pharisäer. Nun ward eine Leiche
Niedergesenkt. Sie richtete hoch sich über die Häupter
Der Umstehenden auf, und sah — (ihr Auge ward dunkel,
Schnelle Thränen entflohen ihm): es war Jesus. Da reckte
Sie die zitternden Arme hoch empor: „Es ist Jesus! -
Es ist Jesus mein Sohn: wehrt nicht der Thräne der Mutter
Ihn zu betröpfeln, wehrt nicht den brennenden Lippen den letzten
Theuren Kuß ihm zu geben." Sie sprach es, aber die Hüter
Schlossen schnell einen Kreis ums Grab; sie sah ihn nicht ferner.
Wie die rathlose Henne, der ein grausamer Knabe
Die unschuldig schreienden Kinder entreißt, mit schneller
Kriegerischer, verzweiflungsvoller Wuth auf ihn losstürzt:
So drang stürmisch Maria durch alle aufhaltende Haufen
Und die barbarische Wache der Kriegsknechte, die ihrer Stärke
Voll Verwundrung und Ehrfurcht auswichen. Inbrustvoll warf sie
Dann vor der Leiche sich hin und weinte über der Leiche.

Wahrlich, das ist nicht nachahmen, sondern wetteifern mit dem Dichter des Messias! Dabei doch wie jugendlich!

Und nun haben wir aus demselben Jahr noch ein anderes Document der frühreifen Lenzischen Muse, das noch in viel höherem Grade in Erstaunen setzt. Im Jahr 1845 erschien zu Berlin im Verlag von Duncker und Humblot: „Der

verwundete Bräutigam. Von Jacob Michael Reinhold Lenz. Im Manuscript aufgefunden und herausgegeben von K. L. Blum, Doctor." Die Vorrede datirt: Dorpat, Ostern 1845; der Herausgeber ist Professor daselbst. Er meldet uns in der Vorrede: Ein Mann von dreiundachzig Jahren habe ihm das Manuscript geschenkt, welches sechzig Jahre lang in seinem Pulte geruht. Auf 54 enggeschriebenen Octavseiten enthalte es das Drama, von des Dichters eigener Hand geschrieben, mit seinem Namen bezeichnet. Die Handschrift wird fließend und bequem genannt, auf geringem Conceptpapier, also hier Uebereinstimmung mit dem was Goethe berichtet, namentlich auch: „ohne den geringsten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu lassen" — ein Punkt, der übrigens sehr sprechend ist, da sich darin ausdrückt, wie wenig der Dichter auf spätere Nachbesserung zu rechnen pflegte, und wie früh diese Gewöhnung des ersten sichern Hinstellens ihm eigen war.

Das Drama ist ein Gelegenheitsstück, bestimmt, an einem Hochzeitstage aufgeführt zu werden, und seinen Inhalt bildet eine wirkliche Begebenheit, welche kurz zuvor der Bräutigam erlebt und die allerdings für das Glück der Vermälten von großer Bedeutung war, sofern das Leben des Bräutigams ernstlich bedroht wurde. Gewiß erwartet man von einem solchen Gelegenheitsstück, dessen Verfasser ein Schüler ist, nur eben Schülerhaftes, aber auch hier schon finden wir Züge einer Meisterhand. Man muß das Stück lesen um sich davon zu überzeugen.

Baron Igelström vermälte sich am 25. August 1766 mit Fräulein Helene von Lauw; er war Hauptmann in der russischen

Armee und besaß bereits Orden als Anerkenntniß seiner Tapferkeit. Am 16. Juni desselben Jahres, glücklich verlobt und in nächster Nähe seiner Hochzeit, ward er von seinem Kammerdiener, den er aus Deutschland mitgebracht und einmal wegen Ungehorsams mit Schlägen gezüchtigt, vielleicht ein wenig russisch, im Bett überfallen; es war auf Mord abgesehen. Der Stoß der Waffe glitt an den Rippen ab, er wurde seiner Braut erhalten und, nach einigen Monaten hergestellt, konnte er seine Hochzeit feiern. Es begreift sich, daß bei der verschobenen Feier eine Darstellung dieser Art nahe lag; man vertraute sie dem Jüngling an, und wahrlich, man hätte keinen besseren finden können, denn der junge Reinhold Lenz benahm sich wie der geschulteste Dramatiker. Er hat mit gutem Takt die Scene nach Preußen gesetzt, der Hauptmann dient Friedrich dem Großen. In der Ausführung erkennt man das Vorbild, Lessings Minna, und man freut sich über die Gewandtheit des Dialogs, erstaunt namentlich über die Kürze und Schlagfertigkeit; alles spinnt sich einfach und gut ab, die Charaktere sind ganz hübsch gezeichnet. Der Kammerdiener sticht lebhaft ab gegen die übrigen handelnden Personen, die Zofe macht einen gewissen Uebergang. Die Rachsucht des in seiner Ehre Gekränkten tritt in kurzen und starken Zügen entgegen, im Uebrigen, sehr zu loben, kommt der Kammerdiener nicht weiter vor, wir sehen nur seinen Entschluß drohen, die That selbst wird nur erzählt, leider ist das Blatt verloren gegangen, das diese Erzählung enthielt. Am werthvollsten erscheint der dritte Act, und hier kündigt sich in der That der entschiedenste Beruf zur dramatischen Dichtkunst an, in der Art nämlich, wie man der Braut die Gefahr verhehlen will, wie sie dieselbe doch erfährt

durch die Zofe, welche, als die Braut des Kammerdieners, von ihr Verzeihung erfleht, wie sie das Schlimmste fürchtet und ihr nachher die Wahrheit kund wird. Hier ist die feinste Oekonomie, das sorgsamste Aussparen, die sicherste Führung, und unmöglich kann man annehmen, daß alles das so künstlerisch fertig das Ereigniß selbst ergeben habe. Die Scene zwischen Lenchen und ihrem Vater, der ihr schonend das Unglück tropfenweise beibringen will, der dann aber selbst in peinlichste Verlegenheit geräth, da seine Thränen seinen Worten widersprechen, so daß er sich zuletzt plötzlich losreißen muß, nicht minder die Scenen zwischen Lenchen und Laura, der Zofe, sind von der Art, daß sie den späteren Stücken des Dichters zur Ehre gereichen würden, und wie hier das Tragische in großen, einfachen, treffenden Zügen sich ausprägt, so später auch der Jubel, der in der That die beredtesten Worte erhält. Dabei scheut der Dichter nicht, der Natur sich anzuschließen, er zeigt uns den Hauptmann auf seinem Krankenbett und läßt ganze Scenen an demselben spielen — sicherlich nicht als Nachfolge von Goethe's Götz, denn der ist jünger um volle sechs Jahr. „Der verwundete Bräutigam", obwohl auf der Schule, noch vor den Universitätsjahren geschrieben, verdient ganz wohl eine Stelle neben Lenzens reiferen Werken, denn in der That wird schwerlich ein Dichter zu nennen sein, am wenigsten ein dramatischer, der in so jungen Jahren ein Werk von ähnlichem Werth geschaffen hätte. Daß Lenz hier nicht nach einem Vorbilde arbeitete, sondern unmittelbar aus der Natur entlehnte, war noch ein besonderer Vortheil, aber er hat die künstlerische Form und Abrundung darüber nicht versäumt. Man kann dem Herausgeber nicht genug für die

Veröffentlichung danken, denn sie ist in vieler Rücksicht entscheidend für die Meinung, welche wir uns über Lenz und sein Verhältniß zu den Zeitgenossen zu bilden haben. Leider haben die bisherigen Kritiker noch nicht eben viel davon begriffen.

Das erste im Druck erschienene Werk unseres Dichters sind „Die Landplagen, nebst einem Anhange einiger Fragmente, Königsberg bei Ziesens Wittwe und Hartungs Erben, 1769" — ein selten gewordener Druck.*) Das Werk gehört Lenzens Studienjahren an, in Königsberg, vielleicht schon in Dorpat begonnen. Daß der Gegenstand für beschreibende Poesie sehr wohl gewählt sei, ward schon von uns hervorgehoben, eben so, daß hier das Vorbild Klopstocks sich zugleich mit dem Thomsons und Miltons vereinigt. Das Talent der plastischen Darstellung, das uns bereits im Begräbniß Christi entgegentrat, entfaltet sich hier nur noch reicher, in einer Weise, daß wohl gerechtfertigt wäre, wenn schon damals Lenz einen Namen in Deutschland erhalten hätte. Allein das Gedicht scheint sich wenig hieher verbreitet zu haben: wie oft ist ein Dichtername an der Säumigkeit eines Buchhändlers zu Grunde gegangen! Die Königsberger Verleger mochten wohl hauptsächlich nur Absatz im Vaterlande des Dichters im Auge gehabt und die Anerkennung des so jugendlichen in Deutschland für sehr unwahrscheinlich gehalten haben. Kein guter Genius spielte ein Exemplar einem Lessing in die Hand, der sich vielleicht mehr daran erbaut hätte als an Klopstocks überschwänglichen Schilderungen und seiner himmlischen Rhetorik.

*) Auch die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt ihn leider nicht.

Es liegt fern, „die Landplagen" für ein vollendetes Kunstwerk auszugeben, es genügt, darauf hinzuweisen, daß sie Poetisches, daß sie künstlerische Elemente enthalten. Dies werden am besten einige ausgehobene Stellen darthun, nach denen wir wahrlich nicht eben sehr zu suchen haben. Leider ist gerade das erste Buch, der Krieg, das schwächste von allen, wahrscheinlich eben weil es das älteste ist, dann aber auch weil hier der theologische Standpunkt dem jungen Dichter den Krieg allzu sehr nur als ein Uebel und als Flecken der Menschheit erscheinen ließ. Das Gräßliche hat hier das Uebergewicht über das Erhabene und es fehlt auch wohl an Geschmack. Doch ergeht der Verfasser sich nicht in Bildern idealer Schlachten, sondern ergreift mit dreister Hand die neuere Kriegführung:

Schnell pflanzt auf dem weiten zertretenen, stäubenden Acker
Sich ein blitzender Zaun von Schwertern, es toben die Trommeln
Und die Fahnen flattern bedeutend, wie Abbadons Flügel,
Ueber die Haufen dahin, die stumm zum Tode sich ordnen.

Dem Krieg läßt der Dichter die Hungersnoth und dieser die Pest folgen, gewiß eine sehr gerechtfertigte Anordnung, die er durch gute Uebergänge noch hebt. Die Hungersnoth ist von den verschiedenen Aufgaben sicherlich die am wenigsten dankbare, erst nach vielen herzzerreißenden Scenen begegnen wir endlich dem erfreulichen Bilde wiederkehrenden Lebens in der Natur. In der Pest hat der Dichter große Vorbilder, namentlich Virgil im Landbau, und hier nimmt er auch einen höhern Flug:

Aus einer Mitternachtwolke ließ auf die schlummernden Hügel
Jüngst ein Todesengel sich nieder. Da floß durch die Schatten

Der blau flammende Stral seines Schwerts. Gleich nächtlichen Blitzen
Füllt er das brennende Thal, durchdrang widerstehende Wälder,
Machte Palläste und Strohhütten fürchterlich hell. Auf einmal
Breitete sich eine fremde Luft ums Antlitz der Erde;
Menschen, die schlafend in ihr den Lebensbalsam geathmet,
Athmen jetzt Gift ein: Tod ist ihr Element.

Eigenthümlich, daß Lenz in diesem Abschnitt, ähnlich wie Virgils Aeneis, dort bekanntlich nur Folge ihrer unabgeschlossenen Gestalt, abgebrochene Hexameter giebt, während die übrigen Gesänge davon frei sind. Ich hebe noch die Stelle hervor:

Dort liegt eine volkreiche Stadt; ein dumpfes Gemurmel
Schallet von außen hinter den sie versteckenden Wällen,
Wo die Spitzen der Thürme hinübergucken. Die Märkte
Und die Thore und Gassen wimmeln wie Ameisenhaufen.
Ehe man sieht, hört man schon Geräusch: das Schallen der Hämmer
In den Schmieden, das Wiehern der Rosse, das Rollen der Kutschen
Und die wilden Stimmen des hungrigen Pöbels am Fischmarkt.
In der dämmernden Kammer sitzt früh der Bürger, von Sorgen
Dunkler wie von der weichenden Nacht umhüllet, und sinnet
Auf unermeßlichen Vorrath, als hätt' er ewig zu leben.
Aber schon sperrt seine Gruft im nahen Kirchhof den Mund auf,
Und in dem Schatten des Winkels steht, mit erhobener Hippe,
Ihn zu mähen, der Tod bereit. Schnell warnet vom Kirchthurm
Ihn die klagende Sterbeglocke. Er höret sie, seufzet,
Frägt nach dem Todten und kehrt zurück zum Wucher. Doch plötzlich
Ruft die warnende Freundin zum andern Mal das Entsetzen
In seinen Busen hinab. Zwar noch scheint dies Sterben ein Zufall:
Aber bald schallet ununterbrochen das ängstliche Rufen
Dieser ehernen Predigerin. Nun fühlen sich sterblich,
Die sich Unsterbliche dünkten. Die Gassen werden entvölkert.
In den verschlossenen Häusern herrscht zunehmende Stille —
Todesstille herrscht nunmehr. Die einsamen Glocken

Heulen allein durch die giftigen Lüfte. Mit Schaufeln bewaffnet
Wandeln die Todtengräber stumm umher, wie Gespenster,
Machen das Pflaster zum Kirchhof, verscharren bei Haufen, und sinken
Oft statt der Decke des Grabs auf die Begrabnen hinunter.

Eine Stelle, die wahrlich im Jahr 1769 und bei einem achtzehn- oder neunzehnjährigen Jüngling viel bedeutet, denn mit ihr kann er sich den namhaften Poeten aller Zeiten anreihen.

Viel Lebendiges, viel Kraftvolles bietet die Schilderung der Feuersnoth und mit ihr wetteifert trefflich die Wassersnoth; es wird nicht gereuen, ihnen einen Blick zuzuwenden; höher aber steht mir das Erdbeben, und aus diesem kann ich mir nicht versagen noch eine Stelle mitzutheilen:

— Auch der Ocean tobt, es drängt sich Welle auf Welle
An das erschütterte Ufer, die gräßliche Scene zu sehen.
Die untergehende Sonne beschleunigt den Abzug. Des Mondes
Bleiches Antlitz gucket scheu in die tönenden Thäler
Und den aufrührischen Wald. Aus niedergestürzeten Eichen
Schießt der nistende Adler schrecklich empor und erfüllet
Weit die Lüfte umher mit Schrein um verlorene Kinder.
Wurzellos rauschen die seltsam umhertanzenden Linden,
Deren Laub, wie Fluthen im Meer, sich wälzet, und über
Sich erhebende Hügel flüchten die brüllenden Thiere
In ihr Grab. Meilenhohe Berge wanken: langsam
Sinkt ihr himmlisches Haupt dem tiefen Thal zu: Die Lüfte
Weit umher werden Staub, und selbst des Himmels Gewölbe
Weicht erschrocken seitwärts und vergiftet zu donnern.

Dort erhob eine zierliche Stadt die winkenden Thürme
Hoch in die Lüfte. Kleinere Sonnen spiegelt ihr glänzend
Dach, wenn senkrecht der Stral des Mittags sie traf, in die Fluren.
Prächtig liefen hier Reihen von Häusern: Säulen von Marmor
Stützten Tempel und Palläste, die der eiserne Kriegsgott

Nie noch hatte mit Händen voll Bluts und Feuers bekämpfet.
Drei Augenblicke — nun iſt ſie nicht mehr. Der Rachen der Erde
Schlang ſie hinab. Zehntauſend Stimmen des Todes drangen
Auf einmal durch die von Schutt verfinſterte Sphäre.
In den bewegten Gaſſen hob ſich empörendes Pflaſter
Menſchen und Thier' empor; dann ſank es unter; des nahen
Stromes Quellen, von drückenden Bergen befreiet, entſtürzten
Ihrem zerſtörten Gefängniß mit plötzlicher Wuth, und fielen
Ueber die Untergeſunkenen her: ſo, wenn er die mürbe
Kette zerriſſen, ſtürzet ein hungriger Bär auf das zarte
Tändelnde Kind im Graſe.

Welche Anlage zu einem epiſchen Dichter, wenn man nicht ſagen will, daß der letztere ſelbſt ſchon hier zugegen ſei! Aber Lenz betrat dieſe Bahn nicht wieder, er wandte ſich anderen Kunſtgattungen zu und wir wiſſen bereits, daß er auch da nicht minder begabt war. Darſtellende Kraft, reiche Phantaſie, ja einen Zug zum Großen und Erhabenen, wie er wahrlich ſo gemein nicht iſt, läßt ſich dem Gedicht nicht beſtreiten, wenn man immerhin auch mehr Wechſel, feinere Ausbildung und mehr geläuterten Geſchmack wünſcht; allein man erwäge die Zeit. Auch die Form iſt nicht ſo ungeſchlacht, als ſie ſcheinen kann, Klopſtock war noch in den Anfängen ſeiner metriſchen Kunſt, ſeiner proſodiſchen Grundſätze, überdies folgt Lenz hinſichtlich der letzteren mehr Ramler, dem Wortfüße, wie Blumreiche, Seefiſche, Palläſte untadelhafte Dactylen ſind und der Worte, wie aufrühriſche, muthwillige ſtets in der erſten Silbe kurz gebraucht, weil man damals geneigt war jedem Wort nur Einen Ton und demgemäß nur Eine Länge zuzugeſtehen. Es ſind alſo dieſe Verſe nicht ſowohl regellos als vielmehr ihre Regel veraltet iſt.

Jetzt wurde Lenz, so scheint es, gleichzeitig von zwei Genien angezogen, die seinen Beruf für das Theater vollends zur Entscheidung brachten: Plautus und Shakespeare, beide einander verwandt durch Leben, Charakter und Frische. Auf Plautus, falls es hier für ihn noch einer Anregung bedurfte, hatte Lessing hingewiesen, auf Shakespeare er und Herder, dessen Einflüssen Lenz, auch ohne persönliche Berührung, weder in Dorpat noch in Königsberg entgehen konnte. Herders Briefe zur deutschen Litteratur waren zu Riga 1767 erschienen und ihnen folgten 69 die kritischen Wälder, und vor allen Dingen vergesse man nicht Lessings Hamburgische Dramaturgie vom Jahr 1767, ein Werk, das ganz besonders sogleich einen tiefen Eindruck auf unseren Dichter machte und für ihn bestimmend wurde. Herder kehrte sich zwar auch von den Franzosen ab und wandte sich mehr den Engländern zu, doch hatten in jener frühen Zeit Homer und die Hebräer das Uebergewicht, beiden reihte sich dann, zufolge der scheinbaren Verwandtschaft, zunächst Ossian an: Lessing aber führte direct zu Shakespeare hin, während auch die Schweizer immer nur bei Milton stehen geblieben waren. Sobald nun Lenz mit Shakespeare bekannt wurde, trat alles andere für ihn in den Hintergrund, nur noch Plautus konnte sich daneben erhalten. Wo Lenz seine Kenntniß der englischen Sprache erworben, wissen wir nicht, doch wohl schon in seiner nordischen Heimat oder wenigstens in Königsberg, wo viel Schiffsverkehr war; als Goethe ihn in Straßburg kennen lernte, war diese Kenntniß schon groß, seine Bekanntschaft mit Shakespeare schon eine innige.

Die Bearbeitung des Plautus war für Lenz eine treffliche Schule, er machte hier ein ernstes Studium dramatischer

Composition. Plautus steht bekanntlich auf griechischen Komödiendichtern, dem Menander und Philemon, welche in der Kunst der Schürzung und Lösung ihrer Knoten, in der Charakterzeichnung, in der Verbindung der Scenen, in der Abrundung des Ganzen Muster von hoher Art sind, in der That die wahren Vorbilder für das neuere Schauspiel, eben so regelmäßig als lebendig und bewegt. Nun ist aber Lenzens Bearbeitung auch weit verschieden von einer Uebersetzung, denn er hat alles übertragen in neuere Verhältnisse, wie das auch ausdrücklich schon die Ankündigung sagt: „Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater". Mitunter hat Lenz einen Ton von Shakespeare, mit Discretion, hineingebracht und die Auflösung in Prosa theils durch markige Verkürzung, theils durch muntere Färbung zu vergüten gewußt. Einem Stück, „die Aussteuer", gab er, im freieren Anschluß an das Original, einen gereimten Prolog, den man artig finden muß. Es sind fünf Stücke: „Das Väterchen", „die Aussteuer", „die Entführungen", „die Buhlschwester", „die Türkensklavin"; sie erschienen 1774 zu Leipzig in einer größeren Sammlung, für welche sie Goethe empfohlen hatte, der auch selbst daran Theil nahm; gearbeitet hat Lenz sie offenbar schon früher.

Neben Plautus beschäftigte sich Lenz gleichzeitig mit Shakespeare, hauptsächlich zu Straßburg, bevor er mit Goethe bekannt wurde und während des Umgangs mit demselben. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die früher nur sehr mangelhafte Kenntniß des großen Dichters sehr bald eine allgemeinere und vertrautere. Außer Lessings Hinweisungen wirkten eine Reihe von Schriften in derselben Richtung: Youngs bald ins Deutsche übersetzte

„Gedanken über die Originalwerke", noch mehr aber Dodds „Beauties of Shakespeare" u. s. w.*) Wielands Uebersetzung von zweiundzwanzig Shakespeare'schen Stücken erschien zu Zürich in den Jahren 1762—1766 in acht Octavbänden; wer irgend mit Lessings Dramaturgie bekannt war und an eine Neugestaltung des deutschen Theaters dachte, konnte jetzt dem Genius des neuern Dramas nicht länger ausweichen, hatte er inneres Gefühl für Leben und Natur, so mußte er bei der ersten Bekanntschaft mächtig ergriffen und für lange Zeit gefesselt werden, letzteres gewiß Lenzens Fall. Als Goethe mit Lenz zu Straßburg in Berührung kam, war dieser bei der Uebertragung von Shakespeare's „Love's labour's lost", und das allein schon beweist, daß er nicht erst ganz neuerlich sich mit diesem Studium befaßt, denn dies Stück eben bietet dem Uebersetzer größere Schwierigkeit dar als irgend ein anderes. Lenz muß bei näherer Vergleichung der Wielandschen Arbeit mit dem Original die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie sich in bescheidener Entfernung halte, während die deutsche Sprache doch einen ungleich kühneren Anschluß gestatte. Seine Absicht war ein volles Maaß der Laune und Eigenheit den Deutschen wiederzugeben, ihnen den Dichter in seinen genialsten Capricen, in seinen verwegensten Sprüngen zu zeigen, wobei die Natur unseres deutschen Dichters mitgewirkt zu haben scheint. In der That ist Lenzens Uebersetzung in hohem Grade beachtenswerth, denn sie hat nach einer Seite hin weit über Wieland hinaus ein Ziel gewiesen. Goethe schon theilte

*) Man sehe A. Stahrs Aufsatz: „Shakespeare in Deutschland" in Prutz Taschenb. 1843; verbinde aber damit die Ergänzungen in Kobersteins reichhaltiger Anmerk., Grundriß S. 1341.

in ſeinem Leben eines der gelungenen Kunſtſtücke Lenziſcher Ueberſetzerkunſt mit, der geiſtreich die ſchwierigſten Schnörkel und Wortſpiele wiederzugeben wußte; allein dieſe Kunſt bezieht ſich nicht bloß auf das Wunderliche, auf die ſogenannten Quibbles, deren das Stück mehr als irgend ein anderes enthält, ſondern iſt mit eben ſo viel Geſchmack gepaart. Das Lied des verliebten Schäfers, Act 4, Scene 3: „So sweet a kiss the golden sun gives not" iſt von Lenz unvergleichlich mit Feinheit und ganz in ſeinem Charakter übertragen worden:

So ſanften Kuß giebt nicht der Sonne Stral
Den Tropfen, die ſie früh auf Roſen findet,
Als Deine Blicke der verliebten Qual,
Die ſie auf meiner Wang' entzündet.
Auch ſpielt der Mond ſo ſanftes Silber nicht
In Amphitritens dunkeln Gründen,
Als dies Dein alabaſternes Geſicht
In Thränen, die ſich mir vom Auge winden.
O Götterbild, hier triumphireſt Du,
Wie aus Kryſtall gehaun, auf Koſten meiner Ruh!
So ſieh nur immer her, die Thränen ſchwellen an,
Zu zeigen was Du werth, und was ich fühlen kann.

Gegen den Schluß iſt ein wenig verkürzt, dagegen Amphitrite und das alabaſterne Geſicht ſind Lenz angehörige Farben, hier ſicherlich ſehr an ihrem Ort, denn es galt dem Gedicht einen altmodiſchen und porzellanartigen Charakter zu geben.

Die Ueberſetzung des Stücks erſchien unter dem Titel: „Amor vincit omnia" zu Leipzig im Jahr 1774; ſie zeigt eine für damalige Zeit bewundernswerthe Virtuoſität und hat

offenbar die Bahn gebrochen für die Wiedergabe dessen, was bisher für unübersetzlich galt. Dabei ist Lenz mit eben so viel Einsicht als Freiheit verfahren, er bestand nicht darauf durchaus an jeder Stelle dem Wortspiel ein gleiches gegenüberzustellen, was nur gezwungen und steif hätte ausfallen können, sondern wo sich's ihm nicht leicht ergab, nahm er davon Abstand und suchte das so Verlorene an anderen Stellen durch freie Erfindung einzubringen; oft sehr glücklich. Schlegel ist ihm darin gefolgt.

Nun ist aber sehr bemerkenswerth, daß Lenz, der eben dies Stück wegen seiner besonderen Schwierigkeit wählte, und mit entschiedenem Humor auf das Krause und Wunderliche einging, doch in seinen eigenen Productionen davon so wenig wiederbringt, gewiß zum Beweise, daß er an Shakespeare noch ganz andere, tiefer liegende Eigenschaften schätzte als jene Aeußerlichkeit. Er wollte auch hier kein Nachahmer sein, von jener Virtuosität, mit der er so leicht seinen Zeitgenossen hätte imponiren können, machte er weiter keinen Gebrauch.

Vorausgestellt war der Bearbeitung des Shakespeare'schen Stückes eine Abhandlung, welche den Titel führt: „Anmerkungen über's Theater." Sie verdient durch ihren Inhalt unsere volle Aufmerksamkeit, noch mehr aber durch die Zeit, in welcher sie geschrieben worden. Der Verfasser hat es für nöthig gehalten, in einer auf der Rückseite des Titels gedruckten Bemerkung uns eine ausdrückliche Zeitbestimmung zu geben, mit den Worten: „Diese Schrift ward zwei Jahr vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen;" sie wäre danach aus dem Jahr 1770, vor der Bekanntschaft

mit Goethe. Dieser sucht zwar in seinem Leben gegen die Richtigkeit der Angabe Verdacht zu erwecken, indem er die Existenz einer Gesellschaft, von der er nicht gewußt, in Zweifel zieht. Allein Goethe, wie bekannt, trat erst gegen Ende seines Straßburger Aufenthalts mit Lenz in Verbindung und dessen im Jahr 1774 so bestimmt hingestellte Angabe hat ganz das Ansehn, sich auf das Zeugniß Lebender berufen zu wollen, dazu kommt, daß wir keine Ursache haben Lenz zu mißtrauen und ihn nicht für so intriguant halten können, als Goethe es von einem bestimmten Punkt ab that, endlich aber, daß in der Abhandlung selbst nichts enthalten ist, was jener bestimmten Angabe widerspräche.

Die Abhandlung, offenbar geschrieben um in einer Gesellschaft vorgelesen zu werden,*) will mit dem Ernst die Laune verbinden und geräth dabei in eine nicht eben glückliche Nachbildung der Sterne'schen Manier, erst gegen den Schluß tritt der ernste Inhalt je mehr und mehr hervor. Dieser ist denn aber beachtenswerth genug; es handelt sich um nichts Geringeres als um eine wesentliche Ergänzung dessen, was Lessing in seiner Dramaturgie gelehrt. Lessing, so sehr er die Franzosen bekämpft, hält doch die griechischen Tragiker immer noch für ein großes Vorbild und für maaßgebend, ja er hält fest an den Regeln des Aristoteles, von denen die französischen Tragiker nur eine verkehrte Anwendung gemacht, denen sie eine falsche Auslegung gegeben. „Einige beiläufige Bemer-

*) Eine solche Gesellschaft hat damals wirklich bestanden, sie kam aber ins Stocken; Salzmann erneuerte sie am 2. Nov. 1775, Lenz war damals ihr Secretär und ihr thätigstes Mitglied. S. Stöber, Lenz und Friederike S. 7 ff.

kungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerlei Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anderes als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte." Lessing hat sich freilich kein vollständiges Bild von der alten Tragödie gemacht, da er die gesammte äußere Ausstattung und namentlich die Bedeutung des Chors und sein Eingreifen in die Handlung nicht gehörig in Betracht zog. Der einzige Umstand, daß bei uns zwischen den Acten der Vorhang fällt, bei den Alten aber nicht, verändert die Bedingungen gänzlich und hat einen entscheidenden Einfluß auf die Einheit des Ortes und der Zeit. Etwas der Art nun scheint Lenz gefühlt zu haben, der sich in viel höherem Grade von den Alten frei machen, sich mehr den Engländern annähern will, während Lessing noch warnte, „nicht an den Rand eines anderen Abgrundes zurückzuprallen." Schon in dem gewählten Motto aus Horaz spricht die Tendenz sich deutlich aus: „Nec minimum meruere decus vestigia Graeca Arsi deserere." Lenz setzt Charakter und Handlung gegenüber; die letztere und deren regelmäßige Gestaltung sei den Alten die Hauptsache gewesen, ihr hätten sie den Charakter untergeordnet, nach der Auffassung der Madame Dacier habe man ihn überhaupt nicht in der Tragödie leiden wollen. Solcher Auffassung seien die Franzosen gefolgt, daher ihre Langweiligkeit, mehr als wegen ihrer pedantischen Beobachtungen der drei Einheiten. Die einseitige Richtung auf die Handlung und deren Abrundung habe zur Erschöpfung geführt, nicht nur

alle französischen Tragödien, sondern auch noch die Romane dazu trügen dieselbe Familienähnlichkeit, dieselbe Mattheit; die Natur dagegen sei frisch und unerschöpflich — in Charakteren. Diese müsse man nunmehr in den Vordergrund stellen, aus den Charakteren die Handlung ableiten, nicht umgekehrt. Als besonders bedeutend wird folgende Stelle auszuzeichnen sein: „Damit wir nun unseren Religionsbegriffen und ganzen Art zu denken und zu handeln analog, die Grenzen unseres Trauerspiels richtiger abstecken, als bisher geschehen, so müssen wir von einem andern Punkt ausgehen, als Aristoteles, wir müssen, um den unsrigen zu nehmen, den Volksgeschmack der Vorzeit und unseres Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heut zu Tage Volksgeschmack ist und bleiben wird. Und da finde ich, daß er beim Trauerspiel, oder Staatsaction, ist gleich viel, immer drauf losstürmt (die Aesthetiker mögen's hören wollen oder nicht): Das ist ein Kerl! Das sind Kerls! Bei der Komödie aber ists anders."

Für letztere wollte er noch die Handlung in erster Reihe gelten lassen; aber wenn man auch seiner Theorie für das Trauerspiel nicht in der scharfen Fassung beistimmt, sicherlich war es ein großer Fortschritt, den Charakter hervorzuheben und ihn in unmittelbare Verbindung mit der Handlung zu bringen. Lenz geht sogar noch einen Schritt weiter, er spricht von Individualität, er verlangt individuelles Leben, während die Richtung der Franzosen alles abstract gemacht hatte. Hier geht nun Lenz offenbar, und zwar in der fruchtbarsten Weise, über Lessing hinaus, der mit dem Engländer Hurt noch sehr unterhandelt über das „Particulare". Und wie schön jener Ausdruck, in dem sich das Gelingen des Trauerspiels

bekunden ſoll: Das iſt ein Kerl! Wahrlich, in dieſer Auffaſſung war ein Götz von Berlichingen gegeben, während von Leſſings Dramaturgie bis zu ihm noch immer ein merklicher Abſtand bleibt.

Und hier, wegen der Verwandtſchaft des Inhalts, läge es nahe, ſogleich noch eine ſpäter gedruckte Abhandlung herbei zu ziehen, nämlich: „Ueber die Veränderung des Theaters im Shakeſpeare" (in „Flüchtige Aufſätze von J. M. R. Lenz", herausgegeben von Kayſer, Zürich 1776); allein ſie bezeichnet uns ein anderes Stadium der Kunſtauffaſſung und Production, kann deshalb in Verbindung mit den Werken erſt ſpäter zur Sprache kommen.

Alſo Studium der Natur in dem von ihr ſo reich dargebotenen Charakter, das war nun die Loſung für Lenzens dramatiſche Production; aber das dürfen wir nicht als eine erſt jetzt gewonnene Einſicht betrachten, befand er ſich doch ſchon mit ſeinem Jugendwerk auf dieſer Bahn, er, der überhaupt nie die falſche betreten, nie einen Alexandriner gemacht, nie ein Stück nach franzöſiſchem Zuſchnitt gedichtet. Wir werden den Punkt wohl im Auge zu behalten haben.

Das erſte Schauſpiel, das von Lenz erſchien, iſt „Der Hofmeiſter"; Tieck nennt es zugleich ſein früheſtes und „merkwürdigſtes" Stück, er ſcheint es aber in der That für ſein beſtes gehalten zu haben. Daß es einen nicht verächtlichen Vorgänger hat, wiſſen wir nunmehr, und ob es das beſte ſei, bleibt auch noch ſehr fraglich; ſchlimm wäre allerdings, wenn ſich's verhielte, wie Tieck meint, denn der wird kein beſonderer Dichter ſein, der mit ſeinem bedeutendſten Werk auftritt und nachher nur noch Schwächeres geben kann. Zum

Glück, wie wir sehen werden und zum Theil auch schon gesehen haben, ist dies ganz unbegründet. Wichtiger ist zu bemerken, daß das Stück Schröders Hochachtung besaß, der, so sehr es auch den Erfordernissen des Theaters widerspricht, es dennoch für sehr theatralisch erklärte und selbst eine Bearbeitung versuchte. Er brachte es in dieser zu Hamburg auf die Bühne und spielte selbst die Rolle des Majors. Ueberhaupt soll er Lenz für dramatischer erklärt haben als Goethe, wie Tieck in seiner Vorrede (S. XVI) dies überliefert.

Das Stück giebt kühn aus dem Leben gegriffene Bilder und Charaktere voll überraschender, ja beinahe beleidigender Wahrheit; eine Begebenheit aber scheint der Handlung nicht zu Grunde zu liegen, diese vielmehr, im vorhin ausgesprochenen Sinne, erst aus den Charakteren entwickelt zu werden. In der That, wir sind im Bezirk des Wirklichen, unter Individuen, das Ganze hat eine illusorische Kraft. Und doch geht eine moralische Tendenz hindurch, wie das schon der Beisatz des Titels sagt: „oder die Vortheile der Privaterziehung" — natürlich ironisch gemeint. Der Dichter nennt ferner sein Stück „eine Komödie", wie er dies auch mit einigen anderen that, welche dem nicht entsprechen wollen, was wir unter dem Namen verstehen. Es scheint nöthig, schon hier aufmerksam zu machen, daß Lenz Lustspiel und Schauspiel fremd sind, er kennt nur Trauerspiel und Komödie, so daß alles, was nicht jenes ist, diesem anheimfällt. Wir würden das vorliegende, so wie andere Stücke des Verfassers, offenbar Schauspiele nennen, da sie hart am Tragischen vorbeigehen, nachher sich aber doch befriedigend lösen. Dieser abweichende Gebrauch des Wortes Komödie ist aber um so mehr in Obacht zu nehmen, als er

allein schon ausreichen möchte den auf Lenz geworfenen Tadel zu entwaffnen, er habe „schauerliche Lustspiele" gedichtet, in denen „keinerlei reine Stimmung, und nicht einmal pure Sittlichkeit" sei; die schauerlichen Lustspiele sind nämlich eben Schauspiele. Außerdem nun liegt es aber auch tief in dem begründet, was Lenz sich als Ziel gesetzt, daß er auch hier die hergebrachten Grenzen nicht zu achten gemeint war. Und doch ist die Mischung des Heitern und Tragischen keineswegs groß, lange nicht so stark als bei Calderon, oder selbst bei Shakespeare, die niemand in solcher Weise tadelt. Man kann aber alles tadeln, wenn man falsche Maaßstäbe anlegt, vollends wenn man für die eigenthümlichen Vorzüge kein offenes Auge hat.

Ich selbst bin keineswegs eingenommen für das Schauspiel, aber auch eben so wenig für das bürgerliche Trauerspiel, weil ich dafür halte, daß das Traurige nur in der Verbindung mit dem Erhabenen eine wahrhaft künstlerische Gestalt gewinnen könne; allein hier sind wir in einer Zeit, wo solche Mischformen als Uebergang eine besondere Berechtigung haben, und überdies muß ein vorurtheilsfreier Kritiker oft abstehen von den idealen Forderungen und auch bedingungsweise das Geistige und Vortreffliche anzuerkennen wissen. Man vergesse nicht, daß nach langem Zwang sich jetzt endlich einmal die Natur frei machte; wo man nach so viel des Lahmen und Zahmen endlich einmal die wilde ausgelassene Natur, wo man pulsirendes Blut und schäumendes Leben findet, sollte man doch wahrlich geneigt sein es willkommen zu heißen.

Es wird billig sein, den Dichter in seiner Production mit seinen Theorien zusammenzuhalten, sein Gelingen zu messen in Beziehung auf das Ziel, das er sich selbst gestellt hat; ob

dies das höchste, das ausreichende sei, ist dann eine weitere Frage. Wenn der Charakter die Hauptsache sein soll, neben der die Handlung als Nebensache erscheint, dann muß man gestehen, daß hier eine reiche Zahl wohlgezeichneter scharf ausgeprägter Charaktere uns entgegen tritt, sämtlich wahr, sämtlich wie nach dem Leben und durchaus mit dem täuschenden Anschein der Individualität, alle sich frei bewegend. Außer dem Götz von Berlichingen ließ sich damals kein deutsches Stück mit dem Hofmeister vergleichen und dies war auch Grund genug, daß man das anonym erschienene Stück für ein Werk Goethe's hielt; schien es doch unwahrscheinlich, daß plötzlich zwei Dichter von so ungewöhnlicher Kraft sollten erstanden sein. Aber freilich der Abstand beider Stücke ist immer noch groß genug, die dichterische Anlage wesentlich verschieden.

Darstellung, Zeichnung nach dem Leben oder wenigstens Erfindung im Sinne der Wahrheit, das ist die Losung unseres Dichters. Er griff zufolge derselben in das gegenwärtige Leben, in seine eigenen Erlebnisse, ließ darum das Stück in der Nähe seiner Heimat spielen, zu Insterburg in Ostpreußen, also zwischen Königsberg und Liefland, eben so schilderte er nicht andere Menschen und Lagen, als er sie selbst gesehen hatte, aber aus allen Kreisen der Gesellschaft. Von selbst stellten sich ihm so die Gebrechen und Schäden des dortigen und damaligen gesellschaftlichen Lebens dar, sie ergaben ihm Conflict und Verwickelung und das Moralische bekam er obenein in den Kauf; ihm selbst lag wohl nicht allzu viel daran, allein da es der Kunst Eingang verschaffte, scheint er es nur eben nicht verschmäht zu haben. In der Zeichnung der Charaktere und

Situationen ging er allerdings nicht bloß auf das Prägnante, sondern selbst auf das Scharfe und Schroffe aus, und da hat er denn hier einen Zug angebracht, in der gewaltsamen That seines Helden Läufer, der in den Augen mancher über den ganzen Dichter entschieden hat, so, als ob er nur dieses Stück und nur diese Scene geschrieben hätte. Allein man muß auch hier die Zeit in Erwägung ziehen und daß der Dichter eben schroff sein wollte.

Nach Lenzens Grundsatz erwartet man vielleicht nicht viel von der Handlung, der Erfindung des Stücks; man wird sie dennoch nicht uninteressant, nicht gering finden. Sie ist eben so reich als die Charaktere, das Grundgewebe ist Folgendes: Fritz, der Sohn des adligen Grundbesitzers, und Gustchen, die ebenbürtige Geliebte, schwören sich, als jener zur Universität geht, ewige Treue; nichts desto weniger wird sie vom Hauslehrer verführt und entgeht nur eben mit Noth den Schrecken des Kindesmordes. Der Verführer, in seiner Verzweiflung, entmannt sich; der Geliebte kommt wieder, sieht das unsägliche Leid der Geliebten, läßt sich rühren, thut ein Menschliches und Uebermenschliches, erbarmt sich der Armen, heirathet sie trotz ihres Fehls, weil doch ihre Seele nicht gelitten, nimmt das Kind an und freut sich desselben, da es doch der Mutter ähnlich sei — gewiß alles Situationen der ergreifendsten Art, hoch erhaben über der bürgerlichen Misere von bankerutten Kaufleuten, kassenbestehlenden Beamten, Enterbungen, oder der wohlfeilen Großmuth in Schuldenbezahlen, der Lösung durch einen Onkel aus Amerika oder eine plötzliche Erbschaft u. s. w. Wir befinden uns hier auf sittlichem Gebiet und haben es mit Conflicten der gewaltigsten Art zu thun —

und ſollte die ſittliche Anſchauung des Dichters einem Tadel unterliegen können?

Dieſer Erfindung ſteht nun aber die farbigſte und feurigſte Ausführung zur Seite, man möchte befürchten, es ſei der Charakteriſtik zu viel: der Major in ſeiner biederen Rauheit, die Majorin in ihrem franzöſiſchen Firniß und der inneren Haltloſigkeit, Fritz und Pätus in ihrem Studentenleben, vor allem aber Guſtchen in ihrer Liebe, in ihrer Schwäche, in ihrem unſäglichen Leid, dann wieder Läufer in ſeinem Leichtſinn, in ſeiner Verzweiflung, endlich der pedantiſche Schulmeiſter Wenzeslaus, das alles ſind mit Meiſterſchaft hingeſtellte Charakter. Der trefflichen, dramatiſchen, theatraliſchen Scenen iſt kein Mangel, des Herzzerreißenden nur zu viel — aber man ſieht eben, es ſoll das Herz erſchüttert werden, um zu zeigen, daß hier und nicht in ſchön gedrechſelten Phraſen und ausgekramtem Verſtand das Feld dramatiſcher Kunſt liege. Die Scenen, Guſtchen mit ihrem Kinde am Teich, und die Art, wie der Vater ſie rettet, das und vieles andere dürfte an Kraft und Wirkung kaum zu überbieten ſein.

Auch im Einzelnen kommt Merkwürdiges vor, das auf die geſamte Richtung des Dichters ein Licht wirft. So glaube ich vor allem Worte des Schulmeiſters Wenzeslaus hervorheben zu müſſen: „O ſchweigt ſtill, ſchweigt ſtill, lieben Leut'. Erwägt erſt mit reifem Nachdenken, was der Aberglaube bisher für Nutzen geſtiftet hat, und dann habt mir noch das Herz, mit euren nüchternen Spötteleien gegen mich anzuziehen. Reutet nur den Aberglauben aus; ja wahrlich, der rechte Glaub' wird mit drauf gehen und ein nacktes Feld dableiben. Aber ich weiß jemand, der geſagt hat, man ſoll beides wachſen laſſen, da Kraut

ſich vom Unkraut ſcheiden wird" — u. ſ. w. Eine Stelle, die übrigens auch demjenigen vorzuhalten iſt, der Lenz ſogar der Freigeiſterei bezüchtigt, weil er einem ſeiner Helden vorübergehend einen Ton davon gab.

So iſt denn auch die Unregelmäßigkeit der Anlage, die Zerlaſſenheit der Form keineswegs ſo groß als es ſcheinen kann. Die Anordnung in fünf Acte greift durch und das Hin- und Herſpringen der Scenen iſt ungleich geringer als in Goethe's Götz, das Ganze aber geht wohl zuſammen und rundet ſich in ſeiner Weiſe ab. Allerdings iſt hie und da ein gewiſſes Zuviel, Ueberfluß und Ueberfülle, aber gewiß kein Fehler für ein erſtes Stück, denn dieſer Fehler wird von ſelbſt mit jedem nachfolgenden Werk geringer, eben ſo wie der Fehler der Jugend ſelbſt mit jedem Tage. Dagegen ſind der Wahrheit und Lebendigkeit andere Opfer gebracht, die auch wir nicht unterſchätzen: es wird, abgeſehen von aller Idealität, nicht bloß gegen das Schöne, ſondern auch gegen das Wohlanſtändige verſtoßen, das Behagliche, Beruhigende tritt zurück und der Ausdruck verliert ſich nicht ſelten in eine ganz überflüſſige Rohheit, ſo daß hier in keiner Art eine Lectüre für die feine Welt, namentlich nicht für das zarte und überdies prüde erzogene Geſchlecht zu ſuchen iſt. Allein man thäte ſehr unrecht, wollte man das ſogleich ganz und gar auf Rechnung des Naturells und des Menſchen ſetzen, es iſt hier vielmehr zugleich künſtleriſche Abſicht und ernſtes Streben: man will derb und mannhaft ſein im Gegenſatz der abgefeinten lüſternen Kunſt, welche von den Franzoſen kam und in Wieland ihren hauptſächlichen Vertreter fand, es iſt dies der Conflict zwiſchen Wieland und Shakeſpeare: jener wußte für das Unanſtändigſte

ein anständiges Wort zu finden und hatte dabei verführerische Gedanken, hier ist die Natur ernst selbst in ihrer Nacktheit und im Sinn sittlicher Indignation werden die stärksten Worte nicht gescheut. Auch Herder hatte in den kritischen Wäldern das Seinige gethan auf diese Bahn zu führen.

Daß das Stück Aufsehen machte, konnte nicht fehlen, man stellte es dem Götz an die Seite, Einige maßen es demselben Verfasser bei; daß es anonym erschien, spannte die Neugier nur noch höher. Eine der ausführlichsten und verständigsten Beurtheilungen gab Wielands Merkur (1774 S. 356): „Wenn ein Dichter beides leistet, die Natur getreu schildert, und sich als einen Meister in der Kunst beweis't, so kann man in der That nicht mehr von ihm fodern. In der Mannigfaltigkeit der Charaktere, in ihrer Entwickelung, in der Wahrscheinlichkeit und dem Anschauenden der Gesinnungen hat sich dieser Dichter als ein nicht gemeiner Kenner der Natur bewiesen. Ein Vater, der für blinde Liebe und Unwissenheit in der Erziehungskunst mit Verlust seines Verstandes büßen muß, eine Dame, die Dummheit und Airs genug hat, den Hofmeister als den ersten Domestiken im Hause zu betrachten, ein romantisches Mädchen, das ein Opfer seiner verdorbenen Einbildungskraft wird, ein Schulmeister, der bei aller Pedanterei mehr Weisheit besitzt als alle übrige Personen des Stücks, eine Wuchrerin, Frau Blitzer genannt; dies sind die vier Rollen, bei denen man am meisten den Beobachtungsgeist des Verfassers bewundert. Und doch treten außerdem noch neunzehn Personen auf, die zwar nicht alle handeln, aber doch alle charakteristisch reden. Illusion in leidenschaftlichen Gemälden hat er vollkommen in seiner Gewalt. Die Gradation in der

Raſerei des Vaters, in den Scenen S. 21, 42, 57, 58, die Miſchung von Liebe und Wuth S. 109 können unter einer großen Menge ähnlicher Auftritte und Stellen zu Beiſpielen dienen. Mit Recht hat er der Natur je zuweilen das aufgeopfert, was man Anſtand zu nennen pflegt, und kein billiger Leſer wird ſich an Ausdrücken, wie S. 8, 35, 38 vorkommen, ärgern. Seine Stärke in der Kunſt entdeckt uns die mehr als gemeine Philoſophie, die durch und durch eingewirkt iſt; die Geſchicklichkeit, eine große Menge außerordentlicher Begebenheiten gut vorzubereiten; die Ausbildung von den Charakteren des Pätus und Fritz von Berg, die den Leſer bei all ihren Fehlern und Thorheiten mehr an ſich ziehen als faſt alle übrige Perſonen (man leſe z. E. S. 70, 134, 140), die raffinirte Laune in den Rollen des Wenzeslaus und Reehaar —. Hätte er doch, ein gleich großer Kenner der Natur und der Kunſt, beide auch immer unzertrennlich mit einander verbunden" — u. ſ. w. Man ſieht, dies Urtheil lautet ſogar noch vortheilhafter als das unſrige und kündet durchaus einen originalen Dichter von großer Kraft an. Und Wieland und ſein Merkur hatte hier wahrlich keine Parteiſtellung, es war nur die Achtung, die man dem Gegner bewies, nur der gerechte Zoll, der der Wahrheit gebracht werden mußte. Eben ſo hatte der deutſche Merkur ſchon früher (1775, erſtes Vierteljahr S. 94) ſich ſehr günſtig über Lenzens Ueberſetzung des Shakeſpeare'ſchen Stückes und über ſeine Anmerkungen übers Theater ausgeſprochen, welche letzteren er anfangs Goethe zugeſchrieben — doch erklärt er die Beſtrebung nicht für ſo neu und rechnet Lenz mit zu denen, die hier als „Bilderſtürmer" aufgetreten ſeien, nachdem Leſſings Dramaturgie der Verehrung

des französischen Theaters den ersten Stoß beigebracht — hier ist freilich Lenzens Zeitangabe wohl nicht beachtet.*) In einem Zusatz des Herausgebers heißt es: „Der Verfasser der Anm. übers Theater mag heißen, wie er will, traun, der Kerl ist 'n Genie!" u. s. w. Man sieht, Wieland will hier auf den von Straßburg kommenden Ton eingehen.**)

Noch in demselben Jahr (1774) und in demselben Verlag erschien: „Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi." Man findet in neueren Büchern (z. B. bei W. Menzel und auch bei Eichendorff) irrthümlich Mendoza geschrieben, allein unser Stück hat nichts gemein mit dem spanischen Staatsmann, Feldherrn und klassischen Schriftsteller unter Karl V. und ist in keiner Weise eine Erneuerung desselben; dagegen bezieht es sich auf den 1742 gedruckten dänischen Roman, den der dänische Prokanzler Erich Pontoppidan verfaßt hat und der bald in Deutschland in einer Uebersetzung bekannt wurde: „Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher durchzogen, Christen zu suchen, aber des Gesuchten wenig gefunden; aus dem Dänischen übersetzt"; 1754 in dritter Auflage. Lenzens „Menoza" verhält sich zum

*) So sieht sich denn auch Lenz in seiner Selbstrecension des Neuen Menoza (in den Frankfurter gelehrten Anzeigen) veranlaßt, hiegegen ausdrücklich zu protestiren: „— So wie er (Wieland) sich irrt, wenn er Rothwelsch für meine Muttersprache hält. Und ich hoffe, wenn er sich die Mühe nähme, dieses Rothwelsch (ich meine die Anm. über das Theater) von Anfang bis zu Ende durchzulesen, er würde finden, daß er sich darin geirrt, daß ich ihn ausgeschrieben. Das ist überhaupt der Fehler eben nicht, den man mir vorzuwerfen haben wird, wenigstens sagt mir mein Gewissen nichts davon."

**) Aehnliches that Klopstock an Stellen der Gelehrten-Republik.

„Hofmeister" ganz wie ein zweites Stück zum ersten, es hat zwar auch noch die Richtung auf die Darstellung des Menschen in erster Reihe, allein die Handlung tritt schon mehr in den Vordergrund, die Zeichnung ist bequemer, alles auf kürzerem Wege gegeben und mit leichterer Hand. Wir sehen auch hier wieder, und das gab diesmal der Stoff selbst, die gesellschaftlichen Gebrechen der Zeit und Europa's; die Conventionen, welche für Civilisation gelten, werden zu Schanden vor der Unbefangenheit einer reinen sittlichen Natur. Die Rohheit, selbst der höheren Stände, hat einen wirksamen Gegensatz in dem feinen Sittengefühl, dem Zartsinn und der wahren Herzensbildung eines Ausländers, eines Barbaren. Wenn der Gedanke dieses Contrastes nicht neu ist, so gehört dem Dichter doch die Ausführung und diese hat keinen Vergleich zu scheuen. Das Stück ist voll wohlgezeichneter Charaktere und anziehender Situationen, mit eben so viel Sicherheit als Leichtigkeit entwickelt sich das Drama und gliedert sich mit sehr wohl verbundenen Scenen in seine Acte. Die Spannung ist nicht minder hoch als im „Hofmeister", aber die Farben dennoch weniger grell, nur lebhaft, das Ganze milder, harmonischer bei großer Abwechselung der Scenen und der Gestalten. Wie der Dichter den Asiaten den Europäern, hier ziemlichen Kleinstädtern, gegenüberstellt, so unterscheidet er auch wieder die Nationen, und seiner Donna hat er südliches Feuer, südliche Leidenschaft und Rachsucht zu geben gewußt. Gift und Messer spielen in der Komödie immer noch eine Rolle und es fehlt nicht an hartem Aufeinanderprallen, dennoch löst sich's — also auch hier ein Schauspiel. Man kann es noch immer mit Interesse lesen, und mancherlei Verleumdungen, welche flüchtige

Auffassung gegen dasselbe vorgebracht, sind zunächst fernzuhalten. Die Einen erkennen darin nichts als ein Tendenzstück, es sollte darin die Weltverbesserungssucht, die Projectenmacherei lächerlich gemacht werden, allein das sind nur Farben für die Zeichnung der einzelnen Charaktere, von denen der Eine leidenschaftlich der Seidenraupenzucht beflissen ist, ein anderer ein Manuscript über Goldmacherkunst bei sich führt, leicht vorübergehende Dinge: soll eine Tendenz sein, so ist es die schon bezeichnete viel tiefer liegende, der Gegensatz wahrer und falscher Sitte, der Sieg des reinen unverdorbenen Naturgefühls über Convention. Aber noch einen anderen Vorwurf wälzt man heran: es rede das Stück der Geschwisterehe das Wort: ein schwerer Vorwurf, den man in einem sehr verbreiteten Buch lesen kann, zum Glück gänzlich unwahr und fehltreffend. Allerdings besteht der tragische Conflict des Stückes darin, daß der Prinz in seiner Geliebten seine Schwester erkennt und zwar erst als er sich in aller Form mit ihr vermält, am Tage nach der Hochzeit. Wird er etwa, als asiatischer Prinz, sich darüber hinwegsetzen? O nein, ein tiefes Gefühl des innersten Schreckens ergreift ihn, wir bekommen hier ein Gegenstück zur tragischen Situation des Oedipus, die aber eben nicht ganz so schroff ist, schon in der Person des Asiaten. Gelehrte Pedanterei sucht mit Sophistik und Gelehrsamkeit den Trostlosen zu beruhigen, sein Gefühl bleibt — es ist würdig einer Lösung zum Guten. Das reine Gefühl des Prinzen hat ihn natürlich richtig führen müssen, in seiner Liebe selbst liegt die Gewähr dafür, daß seine Geliebte, sein Weib, nicht seine Schwester sein könne — sie ist in der Jugend vertauscht worden. So geht denn also das Stück nur eben an dem Tragischen vorbei,

und dies ist nur ein Motiv um wahrhaft Sittliches daran zu entwickeln! Aber auch selbst ohne Lösung würde ein tragisches Motiv solcher Art noch immer seine Berechtigung haben, denn alle tragische Kunst hört auf, wenn man ihr die sittlichen Conflicte nehmen will. Es kommt freilich darauf an, wie sie gehandhabt werden; wer aber hier unserm Dichter einen Vorwurf macht, hat das Stück nicht gelesen, nicht empfunden. Der Vergleich mit Goethe'schen Stücken verwandten Inhalts fällt wahrlich nicht zu seinem Nachtheil aus.

Die dramatische Form bedient sich hier noch größerer Freiheit als in dem vorhergehenden Stück, der Schauplatz springt mehr und wir finden Scenen von wenigen Zeilen, ja sogar von Einer oder Zwei. Der Dichter giebt ausdrücklich an: „Der Schauplatz ist hie und da." Es ist also von Hause aus verzichtet auf die Bühne und wir haben hier mehr den Standpunkt des „dramatisirten" Götz, während man Gleiches von dem „Hofmeister" nicht sagen kann. Der Dichter scheint selbst nicht gewußt zu haben, wie sehr ein Kenner sein Talent dramatisch, seine Werke theatralisch finden werde.

Leider entsprach die Aufnahme des Stücks den Erwartungen des Dichters durchaus nicht, er wurde von der Kritik mißverstanden, mißhandelt, so daß er sich in den Frankfurter gelehrten Anzeigen zu einer Selbstrecension und Vertheidigung veranlaßt sah; sehr dankenswerth giebt sie uns Dorer S. 136: „Rezension des neuen Menoza, von dem Verfasser selbst aufgesetzt." Das Schriftstück, das eben so viel Bescheidenheit als Aufrichtigkeit und Sicherheit, ja sogar etwas von Lessingischen Geist an sich trägt, läßt deutlich erkennen, der Dichter habe über seine Kunst gedacht und sei nicht leichtsinnig und planlos

zu Werke gegangen. Er legt hier seine Grundsätze dar: „Ich habe gegen diesen (seinen idealen Charakter) Menschen, gewöhnliche Menschen meines Jahrhunderts, abstechen lassen, aber immer mit dem von mir einmal unumstößlich angenommenen Grundsatz für theatralische Darstellung, zu dem Gewöhnlichen, ich möcht' es die treffende Aehnlichkeit heißen, eine Verstärkung, eine Erhöhung hinzuzuthun, die uns die Alltagscharaktere anzüglich, interessant machen kann." Ferner: „Glaubt man etwa, ich habe aus der Luft gegriffen, was bei mir halbe Authenticität eines Geschichtschreibers ist? Ich habe nur den Grafen Kamöleons erträgliche Farben geben wollen, um unser Auge nicht zu beleidigen. Das ist es, was ich schöne Natur nenne, nicht Verzuckungen in willkührliche Träume, die nur der schön findet, der wachend glücklich zu sein verzweifeln muß."

Lenz schrieb, bevor er von Straßburg nach Weimar ging, noch zwei Komödien in seinem Sinn: „Die Soldaten" und „Die Freunde machen den Philosophen". Tieck hat die letztere vorangestellt, und darauf die Soldaten folgen lassen, allein aus inneren Gründen ist wohl jenes Stück für das ältere zu halten. Lenz sandte es, wie aus einem Brief, Straßburg, den 23. Julius, hervorgeht, an Herder; der kurze Brief, welcher sich erhalten hat, lautet: „Hier, Hierophant! in Deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Dasein mitnimmt. Es ist wahr und wird wahr bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten. Amen." Herder, der den Werth des Stückes wohl ermaß, beförderte es zum Druck; es erschien zu Leipzig bei Reich 1776. Auch Goethe hebt die Wahrheit der Darstellung

hervor und macht aufmerksam, daß Lenz eben in den militärischen Kreisen seines Verkehrs die Studien habe machen können; Gervinus, vielleicht durch diese Aeußerung bestimmt, erklärt das Stück für des Dichters gelungenstes, und es mag nicht eben ein schlechtes Zeichen für einen Dichter sein, wenn verschiedene Beurtheiler verschiedenen Werken desselben den Preis ertheilen.

Wir finden in den „Soldaten" den Dichter des „Hofmeisters" in all seinen Vorzügen und Eigenheiten wieder, aber auf einer höheren Stufe. Die Composition, der zum Theil eine wahre Begebenheit lebender Personen zu Grunde liegt,*) ist überaus reich und lebendig, eine hohe Zahl nicht sowohl von Personen, als vielmehr von bestimmt gezeichneten Charakteren bewegt sich vor unseren Augen in den anziehendsten, gespanntesten Situationen, das Stück geht wieder am Tragischen nahe vorbei, um zuletzt doch eine leidliche Ausgleichung zu finden, also wieder ein Schauspiel, das aber nahe der Tragödie bleibt und im Grunde von dieser nur dadurch unterschieden ist, daß ihr der höhere Stil fehlt. Dabei verzichtet auch dies Stück, und nur noch ausdrücklicher als das vorige, auf die Theaterform, denn nur noch absichtlicher und gesuchter ist hier der Wechsel kurzer Scenen, oft von wenigen Zeilen. Es scheint, als ob der im Verhältniß zu Goethe von den

*) Man sehe darüber den Brief an Herder von Darmstadt, März 1776: „Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner Soldaten ausmacht, lebt gegenwärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, das ein Officier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Betrügt er sie, so könnten die Soldaten nicht bald genug bekannt werden um den Menschen zu zerscheitern" u. s. w.

Zeitgenossen wenig beachtete Dichter sich zu dieser Seltsamkeit der Form genöthigt gesehen, um damit das Aufsehen zu machen, das ihm mit seinen soliden Vorzügen nicht gelungen war. Es ist schwer, der überaus reichen Composition in ihre verschlungenen, aber doch klar dargelegten Fäden zu folgen. Auf dem Hintergrunde soldatischen Lebens entwickelt sich auch eine Reihe von anderen Gestalten, der Galanteriehändler Wesener mit seiner Frau und zwei Töchtern, von denen die eine, Marie, die tragische Heldin ist, demnächst ihr bescheidener Liebhaber Stolzius, ein junger Tuchhändler aus Armentieres; das Stück spielt meistens zu Lille. Außerdem die Gräfin de la Roche mit ihrem Sohn, jene mit ihrer vornehmen Art, ihrem ruhigen milden Sinn ein überaus wohlthuendes Element in der herben Stimmung des Ganzen. Es handelt sich um Verführung, Entführung und um deren traurigste Folgen, so daß der Vater zuletzt in der Dämmerung seiner bettelnden Tochter begegnet. Dieser grelle Jammer steht aber nicht so einzeln, noch so überwiegend da, sondern ist begleitet von rührenden Scenen in allmäliger Abstufung bis zum Tragischen. Als höchst gelungen und genial gegriffen muß namentlich die Rolle des Stolzius bezeichnet werden, sie entspricht dem Drackenburgh in Goethe's Egmont, und jedenfalls ist sie unabhängig von diesem und früher. Goethe gab dem Umriß der Figur mehr Schönheit, allein hier möchte die Zeichnung noch mehr Charakter und Kraft haben. Auch Marie erinnert uns in einzelnen Scenen schon an Goethe's Gretchen im Faust, von dem doch Lenz schwerlich eine Kunde gehabt haben kann. Die Scene, wo Marie den Schmuck erhält, den der Galan ihrem eigenen Vater, dem Galanteriehändler, abgeschwindelt, hat viel

Schönes, und man findet auch hier Aehnlichkeit mit Scenen des Fauſt, eben ſo in der Schlußſcene des erſten Acts. Marie küßt ihres Vaters Hand, der ihr eben den Rath gegeben, den vornehmen Bewerber anzulocken, den bürgerlichen aber nicht abzuſchrecken: „Gute Nacht Pappuſchka!“ Da er fort iſt, thut ſie einen tiefen Seufzer und tritt ans Fenſter, indem ſie ſich aufſchnürt: „Das Herz iſt mir ſo ſchwer. Ich glaube, es wird gewittern die Nacht. Wenn es einſchlüge — (ſieht in die Höhe, die Hände über ihre offene Bruſt ſchlagend) Gott, was hab' ich denn Böſes gethan? — — Stolzius — ich lieb' Dich ja noch — aber wenn ich nun mein Glück beſſer machen kann — und Papa ſelber mir den Rath giebt, (zieht die Gardine vor) trifft mich's, ſo trifft mich's, ich ſterb' nicht anders als gerne.“ Wir haben hier einen Seelenmaler — wenn die Seelen auch nicht die edelſten ſind. Wie reich übrigens des Dichters geſtaltgebende Phantaſie iſt, möge man abnehmen aus der Verſchiedenheit der Charaktere, die er ſeinen Soldaten, bei durchgehendem Ton, zu geben gewußt. Er dürfte darin kaum ſeines Gleichen haben.

Die zweite Komödie nun, welche in demſelben Jahr erſchien, befindet ſich in ziemlichem Abſtande von der ſoeben betrachteten, ſie iſt ruhiger, geformter, erhebt ſich in höhere Region und ſchließt ſich zugleich beſſer den Forderungen des Theaters an; die kurzen Scenen und ihr ſchneller Wechſel verſchwinden und wenig ſteht im Wege das Stück unmittelbar auf die Bühne zu bringen. Es ward ſchon geſagt, daß Schröder Lenzens Werk: „Die Freunde machen den Philoſophen“, für ſein Lieblingsſtück erklärte, das er allzu gern geſpielt hätte, und zwar nicht bloß, weil es der Bühne keine Schwierigkeiten

bot, sondern weil er ihm eine große theatralische Wirkung zutraute, letzteres gewiß mit vollstem Recht. Ich glaube sogar, daß das Stück auch heutigestags noch sehr wohl gespielt werden könnte, zur Beschämung so mancher leichten Waare, die geboten wird, und zur Unterweisung und Aufklärung über das was bühnenmäßig ist. Nun steht das Drama aber auch in einer anderen Reihe als die bisherigen, der Dichter hat hier nämlich nicht mehr das unbefangene Interesse, den Menschen darzustellen, sondern eine Leidenschaft hat ihn selbst ergriffen, und das Kunstwerk ist jetzt ein Mittel, seinen Gefühlen Luft zu machen, auszusprechen, was er selbst nicht sagen durfte. Er ist nunmehr aber Künstler genug, daß auch hiebei die Kunst nicht zu leiden hat, im Gegentheil, nur eine neue Quelle erwächst, die Phantasie zu befruchten, den Gestalten Leben und Empfindung einzuhauchen. Ich halte das Stück für eins der vorzüglichsten; es ist schnell hingeworfen und hat das Gelingen des ersten Entwurfs, wie das nur bei einem reichen Geist, bei einer kunstgeübten Hand möglich ist. Eine eingehende Zergliederung haben wir bereits oben gegeben; man lese das Stück, gleich viel, ob man auffaßt, was darin von persönlichen Beziehungen des Dichters enthalten ist, man wird gewiß das Gefühl gewinnen, daß man es mit einem bedeutenden Werk eines bedeutenden Dichters zu thun habe.

Wenn Lenz hier regelmäßiger, bühnengerechter erscheint, so kann das einen doppelten Grund haben, einmal, daß Schröder wirklich seinen „Hofmeister" auf die Bühne gebracht, oder damals wenigstens bringen wollte, denn ich weiß das Jahr nicht, wann es geschehen, dann aber auch, daß er um diese Zeit seine theoretische Ansicht wesentlich modificiert. Hier muß

nämlich die schon früher genannte Abhandlung „Ueber die Veränderung des Theaters im Shakespeare" hergezogen werden. Lenz führt hier aus: Man schreie über die Freiheiten, welche Shakespeare sich im Scenenwechsel erlaubt, Shakespeare, den er, und nicht aus Modeenthusiasmus, sondern mit der kältesten Ueberzeugung für den größten aller neuern Dichter halte — allein man vergesse, daß er nicht der einzige sei, der die Einheit von Zeit und Ort verletzt, auch die Alten hätten dies gethan, auch Voltaire, und selbst bei Shakespeare sei es immer nur die Ausnahme die größeren Vortheilen gegenüber gebracht werde. „Das Interesse ist der große Hauptzweck des Dichters, dem alle übrigen untergeordnet sein müssen; fordert dieses, fordert die Ausmalung gewisser Charaktere, ohne welche das Interesse nicht erhalten werden kann, unausbleiblich und unumgänglich Veränderung der Zeit und des Ortes, so kann und muß ihm Zeit und Ort aufgeopfert werden, und niemand als ein kalter Zuschauer, der bloß um der Decoration willen kommt, wird darüber murren. Fordert dieses es aber nicht, welcher ächte Dichter wird seinen Schauspielern und Zuschauern mit Veränderung der Scenen beschwerlich fallen, da die Einheit der Scene ihm so offenbar Vortheile zur Täuschung an die Hand bietet." Hinzufügend müssen wir hier noch daran erinnern, daß man zu Shakespeare's Zeit keine ausgebildeten Decorationen hatte, daß die Scene nur symbolisch bezeichnet wurde, mithin auch die Veränderung viel leichter vor sich gehen konnte, oder auch ganz und gar der Phantasie überlassen blieb. Der Einfluß dieser veränderten Ansicht zeigt sich nun auch in allen späteren Dramen, die man also um so weniger mit mit den früheren in eine Klasse werfen darf,

um den ganzen Dichter als wild und wüst darzustellen — wie es nun einmal Sitte geworden!

Es sind noch einige Werke, welche der vorweimarischen Zeit angehören, ohne daß sich genau ihre Zeit bestimmen ließe. Die Zeit wissen wir noch am besten von dem satirischen Drama „Die Wolken" (s. o.), das auch in einem Brief an Herder vom 28. August 1775 als vollendet erwähnt wird; ein Stück dieses Namens aber ist nicht erhalten; wir kommen noch darauf besonders zu sprechen. Das Drama „Die beiden Alten, ein Familiengemälde", erschien 1776 in den von Kayser herausgegebenen „flüchtigen Aufsätzen", allein dadurch erhält die Zeit der Abfassung nur nach Einer Seite hin eine Grenze. Das in drei kurzen Acten skizzenhaft hingestellte Stück ist schon darum beachtenswerth, weil es mitzählt unter den Vorbildern und Vorgängern von Schillers Räubern. Es ist hier nämlich ein Vater von seinem Sohn in einem unterirdischen Kerker eingesperrt, weil ihm die Zeit der anzutretenden Erbschaft zu lange wird. Das Stück folgt, wie der Dichter angiebt, einer wahren Begebenheit, die sich damals im Languedoc ereignete, woher denn auch die französischen Namen. Es ist voll tragischer Situationen: Der Diener, abgeschickt, den alten Herrn im Gefängniß zu ermorden, vermag die That nicht zu vollbringen, läuft verwildert davon, läßt die Thür des Gefängnisses offen. Der Gekerkerte entsteigt dem Gefängniß und wandelt gleich einem Geist umher. Zuletzt stürzt der Sohn mit dem Dolch auf den Vater zu, man fällt ihm in den Arm. „St. Amand: Sie irren sich, Onkel, der Dolch ist für mich bestimmt, ich komme noch vorher seine Verzeihung zu erhalten und dann mich zu strafen." Der Vater verzeiht, giebt aber

den Tod nicht zu, der Sohn will ihn anbeten. Das Tragische hat hier wieder eine friedliche Lösung, gewiß diesmal unbefriedigender, als das Gegentheil.

Hier kommen wir auf einen wichtigen Punkt, auf einen Tadel der die ganze Gattung betrifft und von eben so großem theoretischem als praktischem Interesse sein dürfte. Lenz hat ganz richtig den Grundfehler des bürgerlichen Trauerspiels erkannt: das Tragische ohne das Erhabene giebt eine mißliche Kunstgattung, in der bürgerlichen Sphäre rückt uns der Jammer zu nahe, als daß eine künstlerische Wirkung möglich wäre; er wollte deshalb etwas anderes an die Stelle setzen, das bürgerliche Schauspiel, wiewohl er den Namen dafür nicht hat. Er glaubte das Uebel dadurch heben zu können, daß er den Stücken ausgleichende Lösung gab, wie stets das Publikum dies verlangt, wenn die Personen lebhaft interessieren. Lenz hatte um so größere Veranlassung dazu, als bei ihm die Individualität so ausgebildet ist und das Ganze einen niegesehenen Grad der Illusion erreicht: die Leser und Zuschauer seiner Zeit würden in der That die tragischen Ausgänge seiner Stücke nicht ertragen haben. Allein auf höherem Standpunkt stellt die Sache sich in gewissen Fällen noch ganz anders, da ist nämlich das schnelle Umschlagen des Tragischen ins Friedliche und Heitere in gleichem Grade, ja in noch höherem, beleidigend. Personen, die sich soeben nur nach dem Leben standen, können nicht sogleich friedlich und freundlich mit einander verkehren, auch das ist herzlos. Schon Euripides war in ähnlicher Lage und fiel mehrmals in diesen Fehler. Er gehört aber der Gattung nicht nothwendig an, und wenn die Mischgattung auch keine reine und große werden kann, so bleibt sie doch

eine wohlgerechtfertigte und behält, wovon noch weiterhin, ihre Vorzüge vor dem bürgerlichen Trauerspiel. Man vergesse nun aber nicht, daß Lenz sich zugleich auch auf dem Punkt des Uebergangs von letzterem zum wahren Trauerspiel befindet, Lenz hat in seinen späteren Werken demselben sich bedeutend angenähert.

Dann ist hier noch zweier älterer Werke zu gedenken, des schon berührten satirischen Idylls „Mopsus und Menalkas" vom Jahr 1774, zuerst gedruckt im „Rheinischen Most" 1775 (No. 6); wieder abgedruckt in den „Gesammelten Schauspielen für's deutsche Theater, Frankfurt 1780". Es nennt sich eine Ekloge nach der fünften Ekloge Virgils und ist ein Wettgesang zweier Künstler auf dem Felde der Obscönität. Menalkas, früher Maler verfänglicher Scenen auf geheimen Dosendeckeln, hat sein Auge verloren und kann die Gegenstände seiner Phantasie nur noch in Worten producieren. Er begegnet dem Mopsus, einem Dichter auf demselben Felde, und begiebt sich mit dem in Wettstreit. Menalkas vertritt die unverhüllte Blöße, Mopsus die verschleierte. Letzterer, als Meister, natürlich ist Wieland gemeint, singt unter andern:

Das ist das Heiligthum der Kunst. Nur das erweckt
Begierden in dem Bauch, die meine Leser brauchen;
Soll all mein Witz für sie wie Riechsalz nicht verrauchen,
Da, da steckt das Geheimniß. Nur gewinkt —
Wie kitzelt's ihren Stolz, Einbildungskraft, Instinct,
Sich Sachen, die mein Pinsel nie kann malen,
Selbst zu erschaffen, mir dann zu bezahlen.

Wieland hat nie eine schärfere Kritik erfahren, ist nie tödtlicher getroffen worden, Goethe's Farce, so genial sie sein mag, ist

doch dagegen nur Spiel und Scherz. Wie sehr wäre da der Verlust der „Wolken" zu beklagen, falls sie wirklich verloren gegangen.

In derselben Zeit gab Lenz eine Arbeit von sehr verschiedenem Charakter, die aber seine Production nicht weiter berührt: „Eine Uebersetzung von Ossians Fingal", in Jacobi's Iris vom Jahr 1775 (3. Band S. 161; 4, 83; 6, 38; 7, 524). Sie ist mit L. unterzeichnet und trägt die Ueberschrift: „Ossian fürs Frauenzimmer", welche, so wie die Einleitung, wahrscheinlich Jacobi gehört. Ich halte das Ganze für eine bestellte Arbeit im Interesse der Zeitschrift. Durch die Stellen aus Ossian im Werther waren dessen Leserinnen auf den Macphersonschen Ossian hinlänglich gespannt, und daß auf sie hier gerechnet sei, sollte eben die Ueberschrift andeuten. Aus eigenem Antriebe hatte der plastische, überall nach Schärfe des Umrisses strebende Lenz wenig Neigung für den nebelhaften, sentimental zugestutzten Ossian; es war wohl eine Arbeit für den Erwerb, dergleichen später noch einige zu nennen sind.

In den von Kayser 1777 herausgegebenen flüchtigen Aufsätzen findet sich, außer dem schon erwähnten, humoristischen Gelegenheitsstück, Max Höcker, noch ein Aufsatz: „Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden. In einer Gesellschaft gelehrter Freunde vorgelesen." Der Aufsatz enthält Gedachtes und Beherzigungswerthes, was Lenz empfahl, ist zum Frommen der deutschen Sprache geschehen. Er empfahl Aufmerksamkeit auf den Sprachschatz und die Wendungen der südwestdeutschen Dialekte, die einen trefflichen Stoff darböten, aus denen, mit Vergleich der französischen, deren man sich

aber nur als Werkzeug bedienen dürfe, sich Tüchtiges herausarbeiten lasse. Er warnt vor der Redseligkeit, sie sei glänzende Armut, flitternder Komödiantenstaat, doch könne auch die Kürze zur Affectation werden, und namentlich sei der im südlichen Deutschland Mode gewordene coupirte Stil vom Uebel — wir finden ihn besonders in den älteren Stücken von Klinger und seines gleichen, als übertriebene Nachahmung von Goethe. Ich zeichne noch folgende Stellen aus: „Wenn wir in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute gingen, auf ihr Interesse, ihre Leidenschaften Acht gäben, und da lernten, wie sich die Natur bei gewissen erheischenden Anlässen ausdrückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen, wie unendlich könnten wir unsere gebildete Sprache bereichern. — Ich setze voraus, daß dies mit Geschmack, mit Gefühl des Anständigen, des jedem Verhältnisse Angemessenen geschähe." — „Man muß handeln, um reden zu können" —. „Ich habe kein Buch leichter und geschwinder, daß ich es sagen mag, ohne Lehrmeister verstanden, als wenn ich's in einer ähnlichen Lage der Seele las, in der der Verfasser es geschrieben." Ein fernerer Aufsatz: „Ueber die Vorzüge der deutschen Sprache", hebt besonders die Vortheile der freieren Wortstellung im Vergleich zur französischen hervor, damals neuer als jetzt.

Der Straßburger Zeit gehört nun endlich auch das von Dr. G. F. Dumpf zu Nürnberg 1819 aus dem Manuscript herausgegebene „Pandaemonium Germanicum"; wir behalten uns seine Betrachtung noch vor, da sich Fragen daran knüpfen, deren Behandlung hier seitab liegt.

Eine neue Periode der Lenzischen Production beginnt mit seinem Aufenthalt zu Weimar und schon früher mit dem

Emporwachsen seiner idealen Leidenschaft. Sein Genius gewinnt einen höheren Schwung, wird aber in demselben Maaß auch einseitiger, er, der bisher nur das Interesse für Zeichnung des Menschen hatte, also ganz unbefangen, ganz objectiv war, wie es nur jemals ein Dichter gewesen ist, wird jetzt mehr und mehr auf sein eigenes Schicksal zurückgedrängt, schöpft vorzugsweise aus seinem tief ergriffenen innerlichst aufgeregten Herzen und wählt seine Gestalten eben nur nach ihrer Beziehung zu diesem seinem eigenen Schicksal. Auf der Grenze dieser neuen Production steht schon eines der bisher betrachteten Dramen: „Die Freunde machen den Philosophen", denn in Seraphine mußten wir die Geliebte des Dichters, in Strephon ihn selbst erkennen. Noch mehr gilt dies von seinem „Petrarch", seinem „Tantalus", von dem „Waldbruder", von dem „Engländer", Werke, deren Zergliederung wir bereits in einem früheren Abschnitt gegeben haben. Wer derselben gefolgt ist, dem dürfte ihr Werth nicht zweifelhaft sein; an Tiefe der Empfindung, an Großheit der Züge, an Sinnigkeit der Erfindung, an Geschick der Composition und endlich an leichter Handhabung stehen sie weit über den früheren Werken, so daß dadurch der Ausspruch, das erste Stück sei das vorzüglichste geblieben, sicherlich widerlegt wird.

In dem „Waldbruder" haben wir eine neue Form, einen Roman in Briefen, es zeigt sich aber auch hier ganz dasselbe darstellende und dramatische Talent, denn nur ein Schritt wäre zu thun, um jenen Briefwechsel in ein Drama zu verwandeln; man sieht eben, wie sehr das Talent des Dichters eine specifisch dramatisches ist. Zwei andere kleine Romane schließen sich dem an, „der Landprediger" und „Zerbin oder die neuere

Philosophie". In beiden Stücken zeigt sich schon etwas von der ermattenden Kraft, vielleicht aber auch, daß der Dichter hier nicht ganz auf seinem Felde sei. Lenz schrieb den „Landprediger" nach der Weimarschen Katastrophe zu Emmendingen bei seinem Freunde Schlosser, offenbar unter dem Einfluß der dortigen Umgebung. Das Werk ist vielleicht eines der ersten, das ein didactisches Element in den Roman hineinzieht, worin ihm später Merck („Geschichte des Herrn Oheims", im Merkur von 1782) und dann Goethe, endlich besonders Tieck gefolgt ist. Es wird geschildert, wie ein Pfarrer durch ökonomische Betriebsamkeit seine Lage verbessert: wir werden hier an Lenzens Schrift über die Soldatenehen erinnert und werden uns darein ergeben müssen, sein Talent nicht für so einseitig und begrenzt zu erkennen, als dies manchen bequem ist. Aber selbst aus der idyllischen Umgebung tauchen einzelne geniale Züge hervor. Eine meisterhafte Stelle kann ich mir nicht enthalten hier mitzutheilen, Goethe selbst könnte ihn darum beneiden. Der Liebhaber, ohnedies schon sehr erregt, ist in der Nähe der Geliebten: „Als sie so im Zirkel saßen, und auf beiden Gesichtern Angst sich zu verrathen mit tausend Empfindungen kämpfte, kam der kleine Bruder, ein rosiger Junge, von der Freude, so schien es, geboren, mit großem Geschrei in die Stube gerannt und rief: Albertine! Dein Bräutigam ist da! Albertine antwortete anfangs nicht; als er aber es zum zweitenmal wiederholte und sie fragte: wo denn? und er antwortete, in Deiner Kammer! und sie aufstand und hinausging — und in dem nämlichen Augenblick der Amtmann unserm Manheim eine Berechnung des jährlichen Ertrages seiner Ländereien vorlegte und ihn

dringend um ſeine Meinung fragte" u. ſ. w. — da war natürlich der Arme auf der Folter, bis endlich Albertine ſelbſt herein kam und ihren Bräutigam an der Hand führte — einen kleinen Buben aus der Nachbarſchaft. Ein kühner Zug ferner iſt es, wie der Held ſeine Gattin, um dieſe von ihrem poetiſchen Dilettantismus zu heilen, mit dem Sturz in den Abgrund beim Waſſerfall bedroht, verlangend, daß ſie auch mit der That eine Sappho ſei, was dann ſchnell eine heitere Auflöſung erhält. Ueberhaupt Ankämpfungen gegen das Sentimentale und die Unnatur, dagegen viel Verſtändigkeit, ja Nüchternheit, dabei in dem Stück eine gewiſſe Ruhe und Behaglichkeit, die um ſo mehr Beachtung verdient, wenn wir die Zeit erwägen, in welcher dasſelbe entſtanden iſt, ſo wie die Nähe der Geiſteskrankheit des Dichters, Umſtände, welche unſerer obigen Auffaſſung wohl auch zur Beſtätigung dienen können.

Viel unruhiger und zerriſſener iſt das andere Stück: „Zerbin oder die neuere Philoſophie, eine romantiſche Erzählung." Es erſchien in Dohms deutſchem Muſeum 1776, im erſten Bande, S. 116, muß alſo ſchon im Jahr 1775 verfaßt ſein. Man ſieht, daß dem Verfaſſer die Gattung neu iſt, denn wir vermiſſen in der Erzählung das Geſchick, das ihn im Drama auszeichnet. Es fehlt die ruhige Entfaltung, die Erzählung überſtürzt ſich, dabei iſt der Stil etwas ſchleppend, die Perſonen, bis auf eine, flößen kein ſonderliches Intereſſe ein. Wir bekommen eine Kindesmörderin, deren Schickſal allerdings ergreifend hingeſtellt wird; ſie ſelbſt iſt edel gezeichnet, anziehend ſchon wegen des Vergleichs mit L. Wagner und Goethe's Fauſt. Das Stück iſt von geringem

Umfang, meist skizzenhaft behandelt, nicht überall in des Dichters bester Stunde.

Von kleineren Werken wäre noch „Das Hochburger Schloß" zu nennen, eine Ruine in der Nähe von Emmendingen. Lenz scheint den keineswegs bedeutenden Aufsatz, der von der Beschreibung des Ortes zu einer aphoristischen Betrachtung Shakespeare's übergeht, im Jahr 1777 geschrieben zu haben. Das Fragment aus einer Farce, der Höllenrichter genannt, wahrscheinlich einem fliegenden Manuscriptblatt entnommen, ist zu abgerissen, als daß sich davon urtheilen ließe; die Stimmung scheint aber eine sehr erregte. Endlich: „Die Erschaffung der Welt. Ein Traum in den Schweizergebirgen", wahrscheinlich aus Lenzens Aufenthalt in der Schweiz im Jahr 1777 — es herrscht der Ton der Erhabenheit darin, allein man vermißt Klarheit.

Noch ist hier das Fragment eines Lustspiels zu erwähnen, das Lenz in den letzten Monaten seiner dichterischen Kraft für die Familie Sarasin schrieb. Etwa drei Druckseiten (bei Dorer) haben sich davon erhalten, der Name fehlt. Es ist in Alexandrinern, die der Dichter bisher ausdrücklich vermieden hatte, die aber musterhaft und meisterlich behandelt sind in einer Weise, wie wir sie noch heute würden ertragen können. Nach seinen Aeußerungen sollte das Stück heiter und sogar drollig enden. Die Verwickelung aber ist ziemlich stark und auch hier spiegelt sich Lenzens Lebensschicksal ab; man sieht, daß er nicht mehr die Feder ergreifen konnte, ohne sogleich in den einzigen Gedanken zu verfallen, der ihn erfüllt, und die Wunde seines Herzens zu berühren. Sophie, die Liebhaberin des Stücks, eine verlobte Braut

Wadrigans, ſpricht im Eingange von den dringenden Bewerbungen eines armen Belmont und ſagt von ihm:

Er hält es nicht geheim, daß ſein zerrißnes Herz
Bei mir nur Lindrung ſucht vor alter Wunden Schmerz,
Bei mir den Abgott ſucht, den er drei Jahr beſeſſen,
Der ihm entriſſen ward, bei mir den zu vergeſſen,
Bei mir — und Wadrigan — Gott! ihr mißhandelt mich!

Darauf kommt Belmont, tritt ihr leidenſchaftlich entgegen, und als ſie ſeinen tiefen Schmerz ſieht, wirft ſie ſich ihm ungeſtüm in die Arme mit dem Ausruf: „Mein Bruder!“ — wobei man an das Gedicht denken möchte, das wir gewagt, der Geliebten des Dichters zuzuſchreiben. Daß das Stück Fragment blieb, ſteht ſicherlich nicht außer Zuſammenhang mit Lenzens Gemüthsſtörung; jedenfalls iſt es das letzte was wir vom Dichter Lenz beſitzen.

Hier nun iſt in Lenzens Leben ein großer Abſchnitt, die Laufbahn des Dichters iſt nur allzu deutlich geſchloſſen; der Menſch lebt noch, er iſt noch Schriftſteller, er dichtet noch, aber es iſt nicht mehr jener Lenz, auf dem einſt ſo große Hoffnungen ruhten, nicht einmal ein Schatten deſſelben, ſondern ein ganz anderer. Alle jene herrlichen Anlagen ſind zerſtört, und ſelbſt die Trümmer entbehren des Reizes. In den metriſchen Gedichten zeigt ſich eine offenbare Hinneigung zu der zerlaſſenen Formbehandlung Wielands, ja auch zu ſeiner Art, Reflexionen einzuflechten, Anſpielungen zu machen. Noch trauriger iſt, was Jegór von Sivers berichtet; er ſagt in einer Anmerkung (Deutſche Dichter in Rußland S. 44): „Die in Moskau zuletzt gedruckte kleine Sammlung poetiſcher Erzählungen im frivolen Wielandiſchen Stil habe ich leider

nicht auftreiben können." Was wäre tragischer, als daß dieser heftigste Feind Wielandischer Lüsternheit im Erlöschen seines Geistes noch selbst sich darin ergehen mußte!

Endlich giebt Tieck am Schluß des dritten Bandes noch einige Stücke, welche ihm im Manuscript von Dr. Dumpf mitgetheilt wurden; sie scheinen der letzten Lebenszeit des Dichters anzugehören. Am deutlichsten ist dies an dem versificirten Stück: „Was ist Satyre. An Herrn Kaufmann, Gelehrten und Geistlichen zu Moskau." Das Werk ist schwach und verworren. Ein zweites in dramatischer Form nennt sich: „Die Christen in Abyssinien oder die neue Schätzung", es ist wenig, was zu tieferem Eingehen auffordern könnte. Etwas mehr Interesse hat ein drittes Stück: „Ueber Delicatesse der Empfindung oder Reise des berühmten Franz Gulliver. Es ist ein Dialog Gullivers mit dem Luftgeist, in der Rede des letzteren findet sich Einiges, das möglicherweise Anspielungen auf des Dichters Schicksal und die Weimarische Katastrophe enthalten könnte, z. B. S. 319: „Nicht ganz, mein Herr! ich war, wie Sie den ersten Eindrücken meiner Kindheit getreu, die oft die allermenschlichsten und menschenfreundlichsten sind. Ich bin oft in eine Kammer lachend hineingesprengt, wo zwei bis drei Personen sich mit den allerwichtigsten Gegenständen der Betrachtung und mit einem Wesen unterhielten, das über alle vermeinte Oberhäupter der Kirche selbst so weit erhaben ist, als diese oft über uns. Ich wußte nicht, womit sie sich beschäftigten, ich war ja nicht allwissend, und der Gegenstand, worüber ich lachte, war völlig unschuldig, ja ich war so fest überzeugt, daß sie mitlachen würden, daß ich ihnen ganz ungescheut die Ursache

meines Lachens entdeckte, die ſie gar nicht betraf. Allein die zarteſten Spitzen der Delicateſſe ihrer Empfindung waren beleidigt, ſie faßten einen widrigen Eindruck von meinem Charakter und ihr Widerwille ward eine Strafe für mich, von der mein Gewiſſen vor dem nämlichen Weſen mir doch Zeugniß gab, daß ich ſie nicht verdient hatte, weil ich völlig ihrer Meinung war.“ Scheint doch das ganze Stück dieſer Stelle wegen geſchrieben!

XVI.

Verlorene Werke.

Sind „die Wolken" von Lenz wirklich verloren, oder besitzen wir sie, wenn auch unter anderem Namen und in veränderter Gestalt? Das könnte hervorzugehen scheinen aus der Zeit, wann der Dichter seine „Wolken" schrieb und anderseits aus dem Inhalt eines der vorliegenden Werke. Wir finden „die Wolken" erwähnt in den Briefen an Lavater und in den Briefen an Herder, beide aus dem Jahr 1775. Aus jenen ist zu entnehmen, daß es ein mehractiges Stück in aristophanischem Charakter sei, denn der Corrector soll nach „Scenen und Acten" bezeichnen, wo ihm das Manuscript unleserlich war, eben so ist klar, daß der Hauptinhalt sich auf Wieland bezog, denn das Gedicht wird abwechselnd auch „Wielandias" genannt. An Herder schreibt Lenz, Straßburg, den 28. August 1775: „Daß Aristophanes Seele nicht vergeblich in mich gefahren, der ein Schwein und doch bieder war. Du sollst auch die erste Abschrift meiner Wolken bekommen, über welche sich wohl das Blatt umkehren und ich von Sokrates vergiftet werden könnte."*)

*) Hier und weiterhin in demselben Brief ist Sokrates kein anderer als Wieland, so auch in den Lavaterschen Briefen; Düntzer bezieht es fälschlich auf den Actuar Salzmann — den Lenz freilich auch so genannt.

Nun wird in einem der nächsten Briefe auch das „Pandämonium" genannt, und nahe liegt der Gedanke, beides möchte nur eins und dasselbe sein, eine Ansicht, welche dadurch nicht wenig bestätigt wird, daß aus dem Inhalt dieses „Pandämoniums" deutlich hervorgeht, es müsse auch aus dem Jahr 1775 sein, es wird darin z. B. des Goethe'schen Werthers wiederholentlich gedacht, so wie der Anfechtungen, die er fand, der Aufregung, die er verursachte. Auch Wieland kommt hinreichend darin vor, um den Ausdruck „Wielandias", den Lenz in den Briefen an Lavater für „die Wolken" abwechselnd gebraucht, zu rechtfertigen. Noch mehr paßt darauf der aristophanische Charakter. Man fragt sich: ist es denkbar, daß Lenz in demselben Jahr zwei solcher Satiren auf Wieland, zwei aristophanische Stücke gleichen Inhalts geschrieben habe? Anderseits, wie kommt es, daß in seinen Briefen an Lavater und Herder nur der „Wolken" gedacht ist und nicht auch mit irgend einer Aeußerung sich zugleich sein Interesse für das gleichzeitige „Pandämonium" ausspricht, das doch dasselbe eben so sehr muß besessen haben. Nun geht aber auch aus den Aeußerungen an Lavater hervor, daß „die Wolken" nicht bloß auf Wieland bezüglich waren, sondern einen allgemeineren Gegenstand hatten, die ganze Litteratur der Zeit betrafen, denn er verspricht sich davon einerseits einen allgemeinern Umschwung, anderseits aber auch eine „Schriftstellerrache" für alles Leid, das ihm widerfahren. Dann sollte Goethe damit überrascht werden — alles dies paßt sehr gut auf das „Pandämonium", endlich auch die Acte und Scenen, die der Corrector angeben sollte, falls ihm etwas zweifelhaft wäre. Und was steht denn noch entgegen? Man vermuthet vielleicht in

den „Wolken" ein etwas ausgeführteres, ein etwas größeres Werk, zumal da das Honorar 10 Ducaten betragen sollte und da Lenz das Stück, als er es zurückzog, durch ein vollständiges Schauspiel, „die Seraphine", austauschte. Allein in diesem Punkt war der Dichter nie scrupulös, er wollte am liebsten gar kein Honorar nehmen, wenn die Umstände es ihm irgend gestatteten. Ein ernsteres Bedenken liegt in dem Briefwechsel mit Herder. Hier sendet nämlich Lenz aus Straßburg am 23. Julius sein Schauspiel „die Soldaten" an Herder, sagt ihm dann am 28. August, er solle von seinen „Wolken" die erste Abschrift erhalten, schreibt aber am 29. September sehr besorgt, er müsse ein Recipisse wegen der „Soldaten" haben: „Ich habe sie Dir schon seit acht Wochen unterm Couvert der Jungfer König über Darmstadt zugeschickt, wie das Pandaemonium." Bezieht man hier die Zeitangabe zugleich auf das letztere Stück, so könnte daraus leicht hergeleitet werden, es müßte dieses von den „Wolken" verschieden sein, da ja die letzteren erst vor kürzerer Zeit angekündigt wurden; allein die Worte „wie das Pandaemonium" sind nur auf den Weg der Sendung zu beziehen, so daß also diese später eingetroffen sind und damit Lenzens Versprechen gelöst ist. Der Dichter nennt hier kurz den wahren und wahrscheinlich erst letzlich gegebenen Titel, da ja durch das Manuscript selbst, das er in Herders Händen wußte, sich alles Nähere erklärte. Hienach würde denn der Brief an Herder und eben diese kurze Erwähnung auch nur zur Bestätigung der Identität der „Wolken" und des „Pandämoniums" dienen, während nicht im Wege steht, daß Zimmermann in einem Brief an Herder auch das Stück kurzweg „die Wolken" nennt, weil nämlich unter

diesem Namen die Verlagsverhandlungen geführt waren. Am 3. September suchte Lenz durch Lavaters Vermittelung einen Buchhändler in der Schweiz und hoffte ihn in Steiner zu finden; erst als sich dies zerschlug, scheint er mit gleichem Anliegen sich an Herder und darauf durch Boie an Zimmermann gewendet zu haben. Hier kam er zum Ziel, bei der Helwingschen Buchhandlung in Lemgo, als er plötzlich es selbst zurückzog wegen seiner Plane auf Weimar.*) Zu bemerken ist nun besonders noch, daß das Originalmanuscript, nach dem Dr. E. Dumpf im Jahr 1819 das „Pandämonium" abdrucken ließ, die Aufschrift trug: „Soll nicht gedruckt werden." Es war mit anderen Lenzischen Manuscripten nach Liefland gekommen. So wären denn also hienach „die Wolken" uns unverloren.

Werden wir aber mit anderen vermißten Stücken eben so glücklich sein? Tieck macht uns die interessante Mittheilung von einem Blättchen, das sich unter Lenzens Papieren fand und für den Druck bestimmt schien. Darauf stand zu lesen: „Da es mehrere Lenze in Deutschland giebt und ich meinen Herren Recensenten in der Allgem. Deutsch. Biblioth. ein für allemal das Exemplar schuldig bin, so habe ich zur Vermeidung alles Mißverständnisses und zum Nachtheil meiner Namensvettern meinen ganzen Namen mit allen seinen Unterscheidungszeichen hersetzen wollen. Jacob Michael Reinhold Lenz

*) In einer Anmerkung Düntzers (Herders Nachlaß I, S. 239) finde ich: „Am 26. Febr. (1776) schreibt Pfenninger an Herder: „„Vorgestern Sonntags vernahmen wir durch Lenz, daß ihm Wieland geschrieben habe, Sie seien Superintendent in Weimar."" Sollte damals Lenz eine Correspondenz mit Wieland angeknüpft haben? Möglich, daß seine Nachricht indirect durch Gotter kam, der eine Mittelsperson zwischen ihm und Wieland wurde, auch konnte letzterer entgegen gekommen sein.

(geb. zu Seßwegen in Liefland), Verfasser: des Hofmeisters, der Soldaten, der beiden Alten, der Algierer, der Laube, der Katharina von Siena und einiger Recensionen im deutschen Merkur — soll nur, im Fall es zu grob kommt, meine ganze Gegenwehr sein." Tieck bemerkt, er wisse nicht, ob die Anzeige irgendwo gedruckt sei, der Handschrift nach zu urtheilen, scheine sie aus der Weimarischen Zeit zu sein, darauf würde auch der Inhalt führen, da alle späteren Stücke fehlen. Und so scheint denn auch in der Natur der Sache zu liegen, daß hier nur von vollendeten und nur von im Druck erschienenen Werken die Rede sei; wie sehr müssen wir alsdann aber beklagen, daß uns nicht weniger als drei Stücke fehlen: „Die Algierer", „die Laube", die „Katharina von Siena". Ueber die letztere bemerkt Tieck: „Die Catharina von Siena scheint also sogar schon gedruckt gewesen zu sein, aber ohngeachtet aller Bemühungen habe ich nichts von ihr entdecken können, obgleich man sagt, daß Lenz selbst diese Arbeit am höchsten unter seinen Gedichten gehalten habe." Waren die genannten Werke gedruckt, so ist die Hoffnung ihrer Auffindung noch nicht aufzugeben, und Tieck war hier eben nicht der fleißigste Forscher: das wird Aufgabe der Bibliothekare, der Sammler sein. Aber sie sind schwerlich unter Lenzens Namen gedruckt, sondern, wie die meisten seiner übrigen, anonym, vielleicht sogar das Eine oder Andere pseudonym. Letzteres schließe ich aus einer Stelle im „Pandämonium", woselbst es heißt: „Zweiter Philister: Es verdrießt mich aber doch, daß Ihre Stücke meistens unter einem andern Namen herumwandern. Lenz: Und mich freuts. Sollt' ein Vater sich kränken, daß ein Sohn seinen Namen verändert, wenn er

so ein geschwinderes Glück macht?" Die Stelle ist aber nicht so angethan, daß man sie auf die Verwechselung mit Goethe beziehen könnte, sondern es ist hier die Rede vom Verändern des Namens, also ausgehend vom Autor, nicht vom Leser.

Daß Lenz hier seiner Jugendarbeiten nicht erwähnt, hat nichts Auffallendes, eben so, daß die Lustspiele nach dem Plautus fehlen, denn er wollte hier nur seine Originalwerke aufzählen, auch die Satire „Menalk und Mopsus" konnte Wielands wegen unterdrückt werden. Auffallend aber wäre allerdings, daß „der neue Menoza" nicht genannt wird, der doch eben zwischen dem „Hofmeister" und den „Soldaten" der Zeit nach liegt. Allein dieses Stück hatte, wie aus dem Brief an Herder zu ersehen, wenig Beifall gefunden, wahrscheinlich hatte Herder selbst daran Anstoß genommen, denn nicht ohne Beziehung konnte Lenz an ihn schreiben (Brief vom 28. August 1775): „Ach, wie ich meinen Menoza aus dem Innersten meines Schranks wieder hervorlangte und Gott dankte! Denn ich war muthlos, daß ich ihn geschrieben, und er nicht erkannt worden war. Auch Fromme wenden ihr Antlitz von mir, dacht' ich. Ich verabscheue die Scene nach der Hochzeitnacht." Wenn Lenz hier doch nur die dritte Scene des dritten Actes meinen kann, so müssen wir diese gegen den Vorwurf der Unzartheit durchaus in Schutz nehmen; es scheint, als ob die ideale Richtung seiner Leidenschaft, welche ihn so stark zu Petrarca hinwendete, ihn auf einmal so höchst empfindlich gegen alles Verletzende gemacht habe; allerdings unterscheiden sich darin die späteren Stücke durchaus von den früheren.

Daß uns die „Catharina von Siena" fehlt, wäre um so mehr zu beklagen, als Lenz sich hier wahrscheinlich zu einer

höheren Stufe, zu einer edleren Kunstform erhob, sein Studium des Coriolan, dessen er in dem genannten Brief an Herder gedenkt, führt schon darauf, eben so die dort gemachte Aeußerung, daß er bedaure, sich nicht „in die Sphäre der Herrlichkeit zu erheben", und dann hinzusetzt: „Doch soll mir's ein Wink sein." Aber leider, leider! Jene Leidenschaft, welche sein Streben hätte adeln und beflügeln können, ähnlich wie das bei Goethe der Fall war, riß ihn nur in das Verhängniß hinab und ward so übergewaltig, daß sie ihm auch in der Production die Freiheit nahm: es ist schon zum öftern darauf hingewiesen, daß Lenz von da nur noch dichten konnte, was nahen Bezug hatte auf das Verhältniß seiner Schwermut, seines Schicksals. Nicht ganz abschneiden möchte ich die Möglichkeit, daß, als Lenz jene Notiz schrieb, seine „Catharina" nahe dem Abschluß war, daß sie aber durch den Eintritt der Katastrophe Fragment blieb — also doch wohl nicht gedruckt? Dies findet Bestätigung durch Lenzens Brief an Merck vom 14. März 1775, d. i. kurz vor seiner Reise nach Weimar: „Vielleicht schreibe ich in dem ersten Augenblick wahrer Erholung eine Catharina von Siena — die schon in meiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben ist." Daß er in Weimar die Erholung nicht fand, und daß er das Stück auch später nicht geschrieben, ist sehr wahrscheinlich. Aber „die Algierer" und „die Laube"? Jene sind sicherlich nicht, wie Hagenbach glaubte, mit dem Lustspielfragment zu verbinden, das Lenz 1777 für die Familie Sarasin schrieb (s. w. u.) und eben so wenig kann ich in der „Laube" die gleichfalls verlorene Beschreibung von Goethe's Garten erkennen (s. u.).

Endlich die Recensionen im Deutschen Merkur. Tieck hat nach dieser Richtung doch etwas thun wollen, und deshalb aus dem Merkur die Anzeige über Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts aufgenommen. Allein gerade hier fehlt es an inneren und äußeren Gründen, sie Lenz zuzuschreiben; mit ungleich mehr Wahrscheinlichkeit hat man sie dem Schweizer Häfeli gegeben. Nun sollte man erwarten, diese Lenzischen Recensionen vorzugsweise in den späteren Heften des Jahrgangs 1776 zu finden, allein gerade diejenigen Stücke, die man hier am ersten noch Lenz beimessen könnte, sind von Merck, wie aus dessen Briefwechsel mit Wieland erhellt, z. B. die Anzeige von Leisewitzens Julius von Tarent. Man findet sich nun dieser Aeußerung Lenzens gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, die sich indeß vielleicht hebt durch die Aussage Wielands in einem Brief an Merck, wo er klagt (9. Sept. 1776): „Lenz hilft mir nichts, — denn, wiewohl ihm von Zeit zu Zeit was Herrliches in seiner Art entfällt, so hat's doch immer den Fehler, daß man's nicht drucken lassen kann." Sollte also Lenz etwa jene Erklärung geschrieben haben zur Zeit, als er Wieland einiges zum Druck im Merkur angeboten, das dieser aber nachher doch für bedenklich hielt?

Endlich wollen wir noch erwähnen, daß Lessings Bruder Karl in einem Brief vom 1. Juni 1776 an Gotthold schreibt: „Hast Du Lenzens neue Arria gelesen? Du kannst daraus sehen, was Deine Maler-Scene in der Emilia Galotti auf ihn für Wirkung gehabt." Sollte uns nun auch ein solches Stück verloren sein? Mit nichten, denn Karl Lessing irrte, das Stück ist von Klinger und steht in dessen Theater, im zweiten Bande; Gleim schrieb es bei seinem Erscheinen sogar

Goethe zu, wofür ihn, wie billig, denn aber Heinse alsbald zurecht wies.

So fehlen uns denn also nur noch: „Die Algierer" und „die Laube", wogegen von der „Catharina von Siena" im besten Fall nur handschriftliche Fragmente zu erwarten wären. Außerdem einige kleinere Werke. Stöber (Lenz und Friederike S. 8) zählt die Vorträge auf, welche Lenz in der von Salzmann erneuerten Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache" gehalten, und darunter finden sich außer den von Tieck gegebenen Stücken noch: Nachahmung von Plautus Captivei; Etwas über den Charakter des Sokrates aus Xenophon; Briefe über die Moralität des jungen Werthers; Coriolan von Shakespeare, letzteres also eine zweite Uebersetzung, ihrer ist auch in einem Brief an Herder gedacht.

Besonders viel scheint von kleineren lyrischen Gedichten verloren zu sein. Die Art, wie Lenz sie machte, als Erzeugnisse des Augenblicks, und der geringe Werth, den er selbst darauf legte, dazu wohl auch zum Theil das Unvermögen Anderer, sie nach ihrem Werth zu schätzen, erklärt hinreichend ihren Untergang. Doch könnte möglicherweise sich noch immer das Eine oder Andere auffinden, namentlich wenn man Facsimiles von Lenzens Handschriften aus seinen verschiedenen Zeiten geben wollte. So erwähnt Goethe's Mutter in einem Brief an Klinger nach Gießen vom 26. Mai 1776 (Riemer II, 27) eines Lenzischen Gedichtes: „Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denselben poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt." Auch Goethe's Schwester schreibt darüber: „Meines

Bruders Garten hätte ich wohl mögen blühen sehen; nach Lenzens Beschreibung muß er ganz vortrefflich sein; in der Laube unter euch, ihr Lieben, zu sitzen, welche Seligkeit!"

Zu einigem Ersatz so vieles Verlorenen stehe hier der poetische Neujahrswunsch der würdigen Frau Rath an den unglücklichen Lenz; er fand sich in dem Archiv der Familie Sarasin:

Ich wünsch Euch Wein und Mädchenkuß
Und Eurem Klepper Pegasus
Die Krippe stets voll Futter.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
Sagt Doctor Martin Luther.

Der so wohlgemeinte Wunsch der Gönnerin ist leider sehr wenig in Erfüllung gegangen.

XVII.

Die lyrischen Gedichte; ihre Ergänzung.

Bereits haben wir einen Theil der lyrischen Gedichte vorgeführt, weil sie in unmittelbarer Verbindung stehen mit des Dichters Leidenschaft und Schicksal; allein hier ist noch manches nachzubringen und zu ergänzen, letzteres namentlich, da Tiecks Ausgabe sich auf dieser Seite als sehr unvollständig erweist.

Die Entwickelung der lyrischen Kunst des Dichters scheint mit seiner dramatischen nicht gleichen Schritt zu halten, ganz erklärlich, da bei seiner Richtung auf Wahrheit und Innerlichkeit ihm hier Anregung und Stoff nur noch mehr von außen gegeben werden mußte. Eine frühreife Lyrik würde etwas Unnatürliches haben, und in der That, wir finden sie bei Lenz nicht. Dr. Blum giebt uns das Hochzeitsgedicht, mit dem der junge Lenz jene Vermälung feierte, für welche er den „verwundeten Bräutigam" dichtete: es ist eben für uns von keiner Bedeutung. Sollte sich von Lenzens lyrischen Jugendgedichten vielleicht noch anderes finden, die Veröffentlichung geschähe nicht im Sinne des Dichters und schwerlich auch zum Gewinn der Litteratur.

Wenn dagegen Goethe's Leben gewisser poetischer Schnurren gedenkt, welche bei den Ausflügen in die Umgegend Straßburgs

entstanden seien, und Lenz hieran vorzüglichen Antheil scheint gehabt zu haben, so ist der Verlust schon mehr zu beklagen, denn hier wären Spuren seines originellen Humors zu erwarten.

Für die Lyrik war erst das Feld geöffnet, als des Dichters Herz von einer tiefen Leidenschaft ergriffen wurde. Eine solche ohne Zweifel war die Liebe zu Friederike, um so auffallender, daß in den Gedichten kaum ein einziges sich vorfindet, das mit Sicherheit auf diese Neigung bezogen werden könnte. Aber auch von anderen Gedichten fehlt es an solchen, welche uns die ersten Jahre des Straßburger Aufenthaltes ausfüllen würden. Wahrscheinlich gehört hieher das schöne Stück „Vertrauen auf Gott" (III, 233), nach Form und Inhalt nahebei ein geistliches Lied zu nennen. Bedrängniß des Herzens und der äußeren Lage bei unerschütterlichem Gottvertrauen nimmt darin einen eben so lyrischen als einfachen Ausdruck an, z. B. in den Strophen:

Ich bin's so gewohnt von langen,
Unverrückt an ihm zu hangen,
Wo ich bin, da ist auch er,
Wenn es auch beim Teufel wär.

Und:

Und wenn auch die Noth am größten,
Eben recht, so dient's am besten:
Wenn die Tage wunderlich,
Gehn sie immer seliglich.

Diesen Ton des alten Kirchenliedes finden wir auch später noch hineinklingend in Lenzischen Gedichten und oft mit großer Wirkung da, wo man ihn nicht erwartet, z. B. in dem oben gegebenen Lied „An Minna".

Aus der Zeit des ersten, mächtigsten Anstrebens zu wahrer, künstlerischer Bedeutung muß das Gedicht „Demuth" sein (III, 220); in engerem Anschluß an Klopstock als irgend ein anderes, noch ohne Form und Stil, aber voll Schwung und Empfindung, zeigt es uns des Dichters innerstes Herz und dessen Kämpfe. Dem Kraftgefühl tritt Entmuthigung gegenüber, brennender Ehrsucht die tiefe christliche Demuth.

Ich flog empor, wie die Rakete
Verschlossen und vermacht, die Bande
Zerreißt, und schnell, sobald der Funken
Sie angerührt, gen Himmel steigt.

Ich kletterte, wie junge Gemsen,
Die nun zuerst die Federkraft
In Sehn' und Muskeln fühlen, wenn sie
Die steile Höh erblicken, empor.

Hier hang' ich jetzt aus Dunst und Wolken
Nach dir, furchtbare Tiefe, nieder —
Giebts Engel hier? o komm' ein Engel
Und rette mich!

Das Vorbild der Kunst schaut er dann an unter dem Bilde der Nachtigallen, die nie daran denken „ob sie besser sängen als andre", und der Blumen, die „ungesehen und unbewundert" blühen:

Lerne von ihnen: für wen blühen sie?
Für den Gott, der sie blühen machte
All in ihrer unnachahmlichen
Blumennaivetät.

Aehnlich das Gedicht „Ueber die deutsche Dichtkunst" (III, 254). Es ist aber mit Vorsicht zu behandeln, denn die

aufrichtige Bescheidenheit geht hier so weit, daß man aus diesem, so wie aus anderen Bekenntnissen des Dichters poetisches Unvermögen folgern könnte, woran es selten zu fehlen pflegt. Allein das Gedicht, das wiederum dem Herzen des Dichters Ehre macht, gehört einem vorübergehenden Moment der Verzweiflung an seiner Kraft an, wie diese gerade das Merkmal des ernstesten Strebens ist, des Strebens nach einem hochgesteckten Ziel.

O ich schmeichelte mir viel,
Als nur dunkles Morgenroth
Von dem braunen Himmel um mich lachte;
Junge Blume, so dacht' ich,
O was fühlst du für Säfte emporsteigen,
Welche Blume wirst du blühen am Tage,
Deutschlands Freude und Lieflands Stolz!

Als es aber Tag um mich ward,
Kroch meine Blüthe voll Schaam zurück,
Denn ich sah neben mir, auf meinen Beeten Schwestern
Mit wohlriechendem Busen düften,
Mit bescheidener Röthe lächeln.

Aber als der Mittag nieder auf mich sah,
Und ich auf benachbarten Beeten
Fremde Blumen, himmlischer Zier,
Mit englischem Aushauch verbunden erblickte,
Wunder den Augen, der Nase, den Sinnen,
Süßes Wunder, selbst dem stolzen, kalten Verstande:

O da fühlt' ich auf einem Sandkorn
Stehn meine Wurzel, ein Regentropfe
Seyn alle meine Säfte, ein Schmetterlingsflügelstäubchen
Aller meiner Schönheit Zier —

„Nehmt sie an, meine Zither" — er will „unberühmt" sterben, er nennt es tollkühn, daß auch er „es gewagt zu dichten". Sehr zu bedauern ist, daß für das Gedicht die Zeitbestimmung fehlt. Die Klopstockische Form könnte es in frühere Zeit verweisen, allein der Inhalt spricht dagegen, denn hier eben wird Tag und Mittag dem ersten Aufdämmern des poetischen Talentes entgegengesetzt; eine gleich wichtige Frage ist: wem gelten die Beziehungen? Man ist geneigt an Goethe zu denken, und schwer möchte sich dies in Abrede stellen lassen. „Schwestern auf seinen Beeten" können nur gleichzeitige Bestrebungen sein; aber wenn diesen, am Mittag, die fremden Blumen auf benachbarten Beeten entgegengesetzt werden, so hat man wohl höher aufwärts zu suchen, und da bleibt wohl nur übrig auf Shakespeare zu beziehen. Dies beglaubigt uns namentlich der Ausdruck: „Süßes Wunder, selbst dem stolzen, kalten Verstande." Daß aber der Dichter sich ihm, den in seiner wahren Größe zu verstehen schon reife Kraft erforderlich war, unterwirft und demüthigt, daß er diesem gegenüber verzagt, wird ihn selbst wohl nicht entwerthen können — und, wie gesagt, wir haben es mit einer vorübergehenden Stimmung zu thun, die auch dem Begabtesten nicht ausbleibt und nicht ausbleiben darf.

Es fehlt nicht an dem erläuternden Gegenstück, das unmittelbar neben jenem hätte stehen müssen. Es führt den Titel: „Shakespeare's Geist, ein Monolog" (III, 262). Der Schauplatz ist das Theater in London, Garrick spielt den Hamlet, Shakespeare tritt auf. Dem Stück gebricht es freilich gar sehr an einer reinen Gestalt, aber so viel sieht man, daß Shakespeare, der seine Freude an der Aufführung und

Staunen über die Wirkung ausdrückt, sich einerseits vor dem Schöpfer beugt, der ihn gewürdigt, nachzuerschaffen, und dabei versichert, daß sein Werk nur ein schwacher Abglanz sei der ihm gewordenen Offenbarung, dann anderseits sich doch wieder über das Publikum beklagt, das heute von dem Werke hingerissen werde, um es morgen zu kritisiren und sich über den Dichter zu erheben.

Das Gedicht „Aretin am Pfahl gebunden mit zerfleischtem Rücken" (III, 259), allem Anschein nach ein Fragment, ist eine kraftvolle Apostrophe gegen die zahme Zucht der Philanthropien. Darin die Zeilen:

Ihr Heilande der Welt habt's nie erfahren,
Daß große Tugenden nie ohne Laster waren,
Daß äußerlich Gepräg nur schöngeschminkter Mist,
Daß Schlaffigkeit das größte Laster ist,
Daß unser innrer Trieb das beste aus uns machet,
Und eurer sichern Kunst der Gott im Menschen lachet.

Ein satirisches Fragment ferner ist die Matinee (ein damals üblicher Titel für kleine dramatische Stücke): „Leopold Wagner, Verfasser des Schauspiels von Neun Monate im Wallfischbauch", ein Gegenstand, der freilich gar sehr zum Spott aufforderte. Der Unglückliche klagt besonders:

Ist doch weder Wein noch Bier
Zur tragischen Begeistrung hier.

Wir gehen nunmehr über zu einem Gedicht, das Tieck entgangen, und das wohl der Erhaltung werth ist, eine Ballade, welche Lenz nach einer wirklichen Geschichte bildete. Wir finden sie im Göttinger Musenalmanach von 1778, also zur

Zeit, als Lenz bereits seinem Schicksal erlag; ein Freund, der bekannte Dichter Pfeffel (s. Stöbers Lenz und Friederike S. 91), hatte sie dorthin mitgetheilt. Wir lesen daselbst auf Seite 62: „Die Geschichte auf der Aar." Professor Luce hatte dem Dichter die Begebenheit erzählt an einem Winterabend; am andern Morgen brachte Lenz das Gedicht. Es fragt sich, in welchem Jahr? Da Pfeffel meldet, daß Lenz damals die Schweiz noch nicht gesehen hatte, wird es wohl, was an sich wahrscheinlich ist, frühestens aus dem Jahr 1775 sein müssen. Wir zeichnen das Stück nicht gerade wegen seiner Poesie aus, allein es verdient Beachtung, weil Lenz sich hier in einer neuen Gattung bewegt, und in der That mit Gewandtheit seinen Stoff wendet. Für damalige Zeit war das Gedicht nicht so unbedeutend und der rührende Inhalt der einfach vorgetragenen Geschichte macht es auch noch heute lesbar und ansprechend. Es mag deshalb hier stehen:

Die Geschichte auf der Aar.

Was machst du hier, lieb Mägdelein,
Am Wasser tief und schnelle,
Und sitzest da am Bach allein
Mit nassen rothen Bäckelein
Und guckst auf eine Stelle?
Hat dich die Mutter was bedroht?
Bekamst du heut kein Morgenbrod?
Hat Bruder dich geschlagen?
Du kannst mir alles sagen.

Das Mägdlein schaut ihm ins Gesicht,
Zieht, kehrt sich weg und redet nicht.
„Sag, wo bist du zu Hause?"
Herr! dort in jener Klause.

Er kriecht zur kleinen Thür herein
Und findt ein hagres Mütterlein
Auf schlechten Binsen liegen.
Sagt, liebe Frau, was fehlt dem Kind,
Es sitzt da draußen in dem Wind
Und ist nicht still zu kriegen.

Ach, lieber Herr, das Mütterlein
Mit schwerem Husten saget,
Es geht den ganzen Tag allein
Und leidt nicht, daß mans fraget,
Es hat von seiner Kindheit an
Nichts als beständig weinen 'than.

So wahr ein Gott im Himmel ist,
Euch muß was heimlich quälen,
Ihr sagt nicht alles, was ihr wißt;
Ihr sollt mir nichts verhehlen.
Nun lieber Herr, und faßt den Mann
Mit beiden welken Händen an:
Geht an den Strom, fallt auf die Knie
Und dann kommt wieder, morgen früh
Wird sich mein Husten kehren,
So sollt ihr alles hören.

Der Blick, der Ton, der Händedruck
Dem Fremden an die Seele schlug,
Er geht zum Bach, fällt auf die Knie,
Kommt zu dem Weiblein morgens früh,
Find't sie in bittern Zähren.
Ach, Herr! was uns verloren ging,
Kann dieses Blatt und dieser Ring
Euch baß, denn ich erklären.

Mit diesem Wort zieht sie ein Tuch
Aus ihrer Brust, darin ein Buch,
Und in dem Buch ein Blättlein war,
Bemalt mit plumpen Farben zwar,
Und an dem Farbenblättlein hing
Als Siegel ihr Verlöbniß-Ring.

Auf diesem Blättlein schwamm ein Weib
Im höchsten Strom mit halbem Leib,
Ihr Kahn war umgeschlagen,
Und an des Weibes Zipfel faßt
Ihr Ehmann sich, doch diese Last
Schien's Wasser nicht zu tragen.

Je mehr der Fremd' auf's Blättlein sieht,
Je mehr ihm Aug' und Stirne glüht
Und darf sie nichts mehr fragen,
Bis sie die Brust thät schlagen,
Und weint' und heulte außer sich:
Seht, lieber Herr, das Weib bin ich!
Um mich mußt' er ertrinken!
Ich in dem Schrecken rief ihm, Mann!
Ach, warum faßt'st du mich denn an?
Und gleich sah ich ihn sinken.
Er rief — bei dieser Stelle quoll
Ihr starrend Auge minder —
Er rief im Sinken: Weib! leb wohl!
Und sorg für unsre Kinder.

Dagegen bringt der Vossische Musenalmanach desselben Jahres (1778) ein Gedicht von Lenz, das wohl auch nicht er selbst, sondern einer seiner Freunde und am wahrscheinlichsten der eingesendet hat, an den es gerichtet war. Es ist auch ein Gelegenheitsgedicht, und zwar der unmittelbarsten Art, als

solches voll großer Innigkeit und Lieblichkeit, ganz die offene Natur des Dichters darlegend. Lenz kommt aus dem Bade, fühlt sich erfrischt und erneut, er will in der reinen Stimmung seinen Freund besuchen, wahrscheinlich Salzmann, falls dieser an der Promenade „Contade" zu Straßburg damals wohnte, er findet ihn nicht, setzt sich in dessen Garten und schreibt, ihn erwartend, die folgenden Zeilen auf:

In einem Gärtchen am Contade, nachdem der Verfasser im Flusse gebadet hatte.

Erlaube mir, Du freundlichster der Wirthe,
Du Bild der Gottheit, daß ich diese Myrte
Verflecht' in Dein verzoddelt Haar.
In Deinem Gärtchen, das Du selbst erzogen,
Sing' ich, für Dich, was Hunderte gelogen,
Beatus ille — und was keiner war.

Für meine fünfzehn Sols nehm' ich die Stelle
Von Dir auf eine Stunde ein,
Denn sieh, ich komm' aus Aganippens Quelle
Und bin von jeder Sorge rein,
Von jeder Leidenschaft — in diesem Augenblicke
Schickt mich die Gottheit her, Dir zuzusehn,
Ganz Herz, ganz Ader für Dein Glücke,
Und find' es unaussprechlich schön.

Das muß gesungen sein. Da alles singet
In unsern Tagen, schwieg ich lang.
Die Freude, dacht' ich, welche klinget
Verliert sich schneller als ihr Klang:
Doch Deine Lust, die niemand neidet,
Die niemand fühlt, als Du allein, und ich,
Wird die mit einem Lied umkleidet,
Erhöhet und verbessert sich.

Was hält mich ab Dir dieses Lied zu zeigen?
Ach, Du verstehst es nicht. Doch zeig' ichs hier
Den Bäumen, die wie Du ihr Glück verschweigen.
Heut Abend sitz' hieher, dann rauschen sie es Dir.

Ich finde in dem Gedicht sehr feine Farben und die zarteste Stimmung, einen leichten Humor und eine tiefe Wehmuth: es ist ein Augenblick der Ruhe von Sorge und Leidenschaft nach langer Unruhe, es ist die neidlose innige Freude an dem Glück des Andern, der vielleicht sein eignes Glück nicht kennt, noch weniger aber das Unglück des Andern. Wieviel werthvoller noch würde das Gedicht sein, wenn die Zeit sich bestimmen ließe.

Sehr viel anders ein Stück, das über die Zeit seiner Entstehung keinen Zweifel läßt. Die von Kayser herausgegebenen „flüchtigen Aufsätze" von Lenz geben ein Gedicht unter dem Titel: „Aus einem Neujahrswunsche aus dem Stegereif. Aufs Jahr 1776." Aus dieser Ankündigung ist zu schließen, daß wir hier nicht das ganze Gedicht, wie es ursprünglich war, sondern nur einen Theil desselben haben, wahrscheinlich weil das Uebrige des allgemeineren Interesses entbehrte. Das Fragment hat den Ton der Betrachtung und erhebt sich zu Bedeutung und Ernst, allein Humor und Seltsamkeit bricht doch wieder hindurch. Ich hebe die folgende Stelle hervor:

Wir sterben? Götter sterben? — Nimmer —
Der Schöpfung Meisterstück und Ziel?
Wer will uns tödten, zwingen? Trümmer
Sind nur für Menschenarbeit, nimmer
Für einer Gottheit hohes Spiel.
Es kann ein Obeliskus stürzen,
Um einem höhern Geist die Zeit zu kürzen;

Doch eh mag ein System von Sonne stille stehn
Als dieser Götterhauch in unsrer Brust vergehn.
Wir, Weltbeherrscher, wir, die Erben
Von dem was da ist, sterben, sterben?
Und schmeichelte und lachte dann
Die Sonne uns vergeblich an,
Die das Gefühl von Wärm' und Leben,
Das unser Herz ihr schlagen macht,
Wahrhaftig nicht hineingebracht,
Der wir, was sie uns gab, gevierfacht wiedergeben?
Und traurte nicht verödet die Natur,
Wenn wir, um die sie buhlt, wenn wir sie nicht genössen?
Wenn wir sie nicht vergötterten, vergessen,
Ach nicht gepriesen, nicht geliebt, gefressen
Von ihren eignen Kindern, wie Saturn,
So läge sie abscheulich: Babels Thurn,
Der in die Wolken reicht, dicht unterm Ziel verfehlet,
Und seines Meisters Schmach entheelet.

Nein, leben, ewig leben wollen wir,
Und müssen wir, der Welt zur Ehre,
Bis Welt und Zeit und Atmosphäre
An unsern Sohlen hängt, und glühende Begier
Den ungebändigt stolzen Geist
Von Welt zu Welt, von Sphär' zu Sphäre reißt,
Ha immer unersättlich — leben,
Ja leben wollen wir, und beben
Soll unter unserm Tritt der Boden, der uns scheut,
Die Luft sich aus einander pressen, Streit
Die Elemente führen, die uns dämpfen,
Uns Götter dämpfen wollen und wie Mäuse kämpfen.*)

*) Batrachomyomachiae (Anm. d. Verf.) — Anspielung auf den homerischen Frosch- und Mäusekrieg.

Wir lachen ihrer todten Macht,
Wie einer Maus der Löwe lacht,
Und bringen brüllend fort zur Unausfüllbarkeit
Der gränzenlosen Ewigkeit.

In der That, eine großartige Improvisation, der es nicht an tiefem Gehalt und eben so wenig an hohem lyrischem Schwung fehlt, und von der höchlich zu bedauern bleibt, daß sie nicht eine durchgebildetere Kunstform angenommen. Die hohe dichterische Potenz bekundet sich auch hier, überdies die Ueberzeugung des Dichters, die man nicht auch als Freigeisterei wird verdächtigen können.

Auch im Epigramm hat Lenz sich mit Glück bewegt. Wir dürfen die Gedichte dieser Gattung hier um so weniger übergehen, als Tieck davon auch nicht ein einziges in seine Sammlung der Werke aufgenommen, obwohl mehrere, mit dem Namen des Dichters unterzeichnet, in den Musenalmanachen zu finden waren. Aus dem Jahr 1772 haben wir von Lenz folgendes von Stöber mitgetheilte Epigramm, es fand sich auf einem Zettelchen bei jenem Brief, der die schon oben erwähnte Romanze „Piramus und Thisbe" enthielt (s. Stöber, der Actuar Salzmann S. 71):

Man sagt, daß keine Frau dem Mann die Herrschaft gönnt;
So nicht Frau Magdelone.
Sie theilt mit ihm das Regiment:
Behält den Zepter nur und lässet ihm die Krone.

Diesem artigen Epigramm reihen wir ein anderes an, das der Vossische Musenalmanach für 1776 darbietet. Es ist nicht so allgemein, sondern richtet sich gegen einen bestimmten

Namen, und zwar, wie die Anmerkung: „S. den T. M. über Knaut u. a." zu erkennen giebt, gegen Wieland und dessen Teutschen Merkur.*)

Der Archiplagiarius.

Ihr fangt mich nicht; ich weiß die Kniffe,
Weß man mich zeiht, das heft' ich andern an.
Kein einziger der Autorgriffe
Entwischte mir; das machte mich zum Mann!
So zündet Archimed der Römer Schiffe
Mit aufgefangnem Lichte an.

Lenz muß das Epigramm gegen Wieland und dessen Teutschen Merkur geschrieben haben vor seinem Verkehr mit diesem, d. h. im Jahr 1775, und damit stimmt das Erscheinen im Almanach auf 1776, denn die Almanache erschienen vor dem Jahr auf das sie lauten. An demselben Ort, gleichfalls mit dem vollen Namen Lenz unterzeichnet, finden wir folgendes Epigramm:

Poetische Malerei.

Ach ihr jungen Rosen, du beblümtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nun so blaß!
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?

Man fragt sich, welcher poetische Maler so des Dichters Zorn gereizt habe, wer weiß zu antworten? Man sollte meinen, das Stück müsse aus Straßburg Ende 1775 sein.

*) Es beruhte dieser Angriff auf einem Mißverständniß. Im Merkur von 1774 war erschienen: „Lebensgeschichte von Tobias Knaut", unterzeichnet mit W. Man deutete dies allgemein auf Wieland, während es Wetzel war. Wieland sprach sich entrüstet über Verwechselung aus; Lenz war ungläubig daran.

Endlich finden wir in einem Brief an Lavater vom 8. April 1775 noch drei artige Epigramme litterarischen Inhalts:

Ueber die Dunkelheiten in Klopstock und anderen.

Der Schmecker.

Ich bitte, gebt mir Licht,
Herr, ich versteh euch nicht.

Antwort.

Sobald ihr mich versteht,
Herr, bin ich ein schlechter Poet.

Klopstocks gelehrte Republik.

Ein götterhaft Gerüst,
Der Menschen Thun zu adeln!
Wer darf, wer mag da tadeln?

Antwort.

Wem's unersteiglich ist.

Ueber die kritischen Nachrichten vom Zustand des deutschen Parnasses.

Gotter.

Es wimmelt heut zu Tag von Sekten
Auf dem Parnaß.

Lenz.

Und von Insekten.

Und jetzt bin ich im Stande, noch eine Beisteuer an neuen Lenzischen Gedichten zu bringen, welche man bisher nicht dafür erkannt hat. Wenn kein Zweifel sein darf, daß das mit L. unterzeichnete Gedicht „Strephon an Seraphine" (s. o.) im Göttinger Musenalmanach für 1776 von Lenz sei, so müssen auch die übrigen Gedichte mit demselben Buchstaben

unserem Dichter gehören. Und dafür wird man sie denn auch wohl anerkennen. Zunächst ein Epigramm auf S. 6:

Als einer dem Verfasser seinen Hut zurückschickte, den er mit ihm verwechselt hatte.

Ich dacht' es wohl, du armer Tropf!
Er paßte nicht auf deinen Kopf.

Ferner ebenda S. 21:

Ob das Epigramm eine Gattung der Poesie zu nennen?

Und gab denn die Natur
Dem Bienenvolk den Honig nur?
Ihr Stachel ist am unvernünftgen Viehe,
Das sie verstört, der Rächer ihrer Mühe.

Ferner S. 23:

Die Recensenten. Ein Gespräch.

Publicum.

Ein jeder Hahn auf seinem Mist!
Und wenn du wahrer Meister bist
Gilt dir ihr Krähn wohl einerlei?

Autor.

Scheun Löwen Löwengeschrei?

Endlich S. 98:

Lied eines schiffbrüchigen Europäers

auf einer wüsten Insel, von der man von Zeit zu Zeit Rauch aufsteigen sehen, aber wegen einer heftigen Brandung doch nicht zu Hülfe kommen konnte. Diese Insel schien Capitain Wallis, als er vorbeisegelte, ein völlig unwirthbarer Felsen.

Wenn ich's noch bedenke —
Auf der langen Seereis' — überall —
Wo die Luft so feucht war, gab sie Wein
Auf Madera, an dem frohen Cap —

Wo sie scharf war, wuchsen Cokusnüsse —
Wo sie kalt war, flößte sie uns Holz zu.
Riesen sahen wir, wie David,
Und bezwungen sie mit kleinen Steinchen;
Wilde Teufel sahen wir, sie sangen
Uns die kauderwelschen Freiheitslieder,
Daß wir ihrer Gutheit lachten —
Ach! wohlthätige Natur!
Sieh, dies letzte Scheitchen Holz
Leg' ich auf — Sein Rauch verschwindet
In die Luft — und Niemand meldet sich — —
Allbedenkende Natur,
Hast du mich vergessen?

Gewiß in all seiner Einfachheit eine bedeutende poetische Intention, vielleicht noch rührender, wenn man darin eine gewisse Analogie mit des Dichters eignem Nothstand und seiner Verlassenheit finden will; überdies ein sehr anziehendes Vorspiel von Chamisso's Salas y Gomez.

Und nun findet sich in eben diesem Almanach auch ein Epigramm, das sonderbarer Weise im Verzeichniß fehlt, während es gerade für uns von der größten Wichtigkeit und völlig entscheidend ist. Wir lesen es auf S. 113 wie folgt:

Ueber die kritischen Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses.

G. Es wimmelt heutzutag von Sekten
Auf dem Parnaß.
L. Und von Insekten.

L.

Es ist dies, wie man sogleich bemerkt, dasselbe, dessen wir schon vorhin aus einem Brief an Lavater erwähnten. Lenz schreibt an diesen unter dem 8. April 1775: „Hier mein

theurer Eifrer für unser Haus, einige Verschen, die ich dies Jahr in Kalender setzen lasse." Es folgt das Epigramm in der vorhin gegebenen Form, welche zugleich lehrt, daß unter G. Gotter, unter L. Lenz zu verstehen sei. Finden wir nun dies Epigramm mit anderen Epigrammen und Gedichten im Göttinger Almanach von 1776 wieder, so ist damit auf das vollständigste erwiesen, daß alle diese Stücke Lenz gehören müssen.

Die Zahl der Lenzischen Gedichte läßt sich über das von Tieck Gegebene hinaus noch ferner vermehren, zunächst durch Impromptus, welche in dem seltenen Büchlein*) enthalten sind, dessen vollständiger Titel lautet: „Jupiter in Schinznach, Drama per Musica, nebst einigen bei letzter Versammlung ob der Tafel recitirten Impromptus. 1777." Wir erhalten hier eine Cantate von Salis-Marschlins, demselben, der auch in Goethe's Leben erwähnt ist; er hatte zu Marschlins in Graubündten eine Erziehungsanstalt errichtet, ähnlich dem Basedowschen Philanthropinum zu Dessau. Die Entstehung der Schrift ist folgende: Es versammelte sich die helvetische Gesellschaft, deren Zweck war, Leben in die alte morsche Eidgenossenschaft zu bringen, gewöhnlich zu Schinznach im Aargau; Lenz war als Gast mitgebracht und willkommen. Schlimme Regentage aber trübten das Fest; da nun dichtete Salis eine Cantate dem Jupiter pluvius. Angehängt wurden die über Tafel gesprochenen Impromptus und Sprüche, theils ernst, theils scherzhaft. Unter ihnen sind mehrere von Lenz, zwar

*) Ich habe den Druck leider nicht zu Gesicht bekommen. Was ich darüber geben kann, danke ich der freundlichen Mittheilung Edward Dorers — der hoffentlich das Ganze abdrucken läßt.

nur eines mit seinem Namen unterzeichnet, aber wahrscheinlich gehört ihm auch manches unter dem Namenlosen; gleiches gilt von Lavaters Antheil. Ich gebe hier zunächst ein, wie es scheint, dem letzteren zugehöriges Stück auf Lenz; man sieht, wie heiter es dort herging:

Herr Lenz, der mächtige Versifex,
Von einem Genius und einer Hex'
Zur Fastnachtzeit gezeuget ward,
Und kriegte ganz des Vaters Art;
Doch ritt auch mit Mama der Held
Auf Besen oft durch's Sternenfeld;
Nahm, als wir ihn kaum bärtig sahn,
Die Musen zu Maitressen an,
Und zeugte mit diesen keuschen Huren
Allerhand feine Caricaturen:
Als den Hofmeister, die beiden Greisen,
Den neuen Menoza, und wie sie sonst heißen.
Doch glaubt mir als einen wahren Propheten:
Lenz wird noch einer der größten Poeten,
Die unsern deutschen Helicon zieren,
Und sollt' ich ja meine Wette verlieren,
So ist wahrlich nur seine Schuld,
Und laß ihn ohne ferners Hofiren
Von Schärer Phöbus, wie Läufern — kastriren.

Mit Lavaters Namen unterzeichnet ist das folgende Gedicht, das hier wohl auch nicht fehlen darf, da es so manches zu Lenzens Charakteristik enthält, überdies den Beweis, daß mehrere der Impromptus von Lenz sein müssen, während, um ihnen alle Gehässigkeit zu benehmen, nur gerade die beiden persönlichsten unterzeichnet wurden.

Entia sine necessitate non sunt multiplicanda.

Ein Männchen von hoher Intelligenz,
Weiß nicht, ob von reichlicher Subsistenz,
Ein gutes Schooßkindlein der Providenz,
Kein großer Freund zwar von Jurisprudenz,
Dafür ein Poet von vieler Licenz,
Und himmelrein von Insolenz,
Freund desto mehr von Indolenz,
Kam ferne nicht her vom Städtlein Coblenz
Mit seiner kleinewigen Existenz,
Doch mehr bedeutend als Peter Squenz
Wegen seines Ruhms und Correspondenz
Und seiner weitwirkenden Influenz;
Er kam, sag' ich, ohne Renitenz
Nach einer varianten Resistenz;
Es kam, sag' ich, der kleine Terenz,
Ohne Dichterrausch und Rausch mit Brenz
Auf die berühmte Schinznacher Conferenz,
Und horchte mit vieler Deferenz
Und mancher possirlichen Referenz —
Nun, man ließ den Knaben zur Audienz,
Und sagte sich, 's wär doch n' Impertinenz,
Wenn man ihn hielte für 'ne Pestilenz:
Das Männchen kam also ohne Hörner und Schwänz
Ohn alle Gefreundt und Ehrennatinenz,*)
Und war da nicht völlig mit Indifferenz,
Als wär' er nur ein Excrescenz —
Er macht uf'n Mittag ihr Excellenz
Mit Versen und Reimen viel seltsame Tänz
Ohne des Reimens Inconvenienz.
Allein auf den Abend war in seiner Präsenz

*) Deutlich geschrieben.

Gar viel geredt von des Manns Impotenz.
Er selber macht weits und breits und Allfänz,
Allein mir ist's klar bis zur Evidenz,
Daß vom Schädel zum Fuß er ist ein Faullenz;
In seiner Art einer ohne alle Concurrenz —
Drum reißt ihm vom Schädel die dichter'schen Kränz,
Und macht in die heut'gen Gedichte viel Schränz:
Thut dann des Sünderleins Magnificenz
Nicht auf der Stelle Poenitenz,
So bleibts auf ewig bei der Sentenz:
'S ist alles verloren an Michael Lenz.

Lenz antwortete mit folgendem — oder ging es vorher?

Woher, Herr Seelenarchiater,
Der Geistlich-Armen Procurator,
Der Verse wahre Pia-Mater,
Der Versemacher Prior-Pater,
Von guten Schädeln stets der Frater,
Von allen Schwachen stets der Vater,
Von allen Starken der Calfater —
Kurzum, mein lieber Herr Lavater,
Des Herr Gotts Nuntius a Later!
Sag Er, wo nehm' ich einen Stater.

Dorer macht mich aufmerksam, daß das Gedicht erst seinen vollen Effekt erhalte, wenn es nach Züricher Mundart mit dumpfem lang gedehntem A gelesen werde.

XVIII.

Ein Räthsel.

Im dritten Vierteljahr des Teutschen Merkurs von 1776 finden sich S. 200—203 die nachstehenden drei Gedichte:

Die Zeiten der Liebe.

Es führte mich ein Gott zu Dir
Und sahe Deinen Blick,
Und neue Lust fühlt' ich in mir,
Verdoppelt all mein Glück.
Mein ganzes Herz nur Dich erkohr,
Wünscht' stets um Dich zu sein,
Und alle Rückkehr sich verlor;
Nur Du! nur Du! warst mein.

Der Freudentage sonder Zahl
Zählt' ich schon in dem Sinn:
Kann da nur sein ein Schein von Qual,
Wenn ich um Dich stets bin?
Wo ganz in jedem Athemzug
Mit jedem Blick so voll,
Mit jeder Miene lieb und klug
Die Freude Dir entquoll!

Wo Deine traute Engelsstimm'
Mein Herz in Wonne kehrt —
Und es Dir bangend zuwinkt: Nimm,
O nimm, was Dir gehört!
Nimm hin des Jungen treue Lieb,
Nimm wahr in seinem Aug
Die Thräne zitternd hell und trüb,
Daß sie zur Treue taug.

Und doch, wo sind die Tage hin,
Umglänzt von diesem Wahn?
Wo ist der heilige Gewinn
Auf dieser Liebesbahn?
Wo ist des Kämpfers Freudenziel,
Des Siegers Ehrenkron? —
Herz auf! Noch sind der Proben viel,
Trag schönen Tod davon!

Kayser.

An Elisa.

Hier steh' ich und athme,
Athem meiner Seele nur
Zu Dir hinüber, Elisa!

Steh gedankenlos
Und träume, seufze nur
Zu Dir hinüber, Elisa!

Ach, in die Gegend hinaus,
Die Du wandelst, der die Sonne
Schöner herunter blickt Dich zu erfreuen —
Blick' ich in Träume.

Mir schwindt meine Sonne!
Verzückt in die Lichtsphäre
Um Dich herum
Träum' ich mich schaudernd
Hin zu Deinen Füßen,
An Deinen Hals,
In Deine Arme —
Im hohen Olymp
O Erde unter mir!

Ach, und doch wachend
Tief, allein, nur träumend,
Seufzend!

Ebenderselbe.

An ihr Bildniß.

In fernen Landen weit von Dir,
Du Engel, ach, entfernt,
Geht doch Dein Bildniß stets mit mir
Und hat mich dort und hat mich hier
Gedult und Muth gelernt.

Wenn alles, alles mir verhaßt,
Die ganze Welt mir schwindt,
Dann eil' ich schnell dem Bildniß zu
Und saug' aus Deinen Zügen Ruh,
Mein Blut wird neu entzündt.

Ich küss' und drück's an meine Brust
Mein Geist schwingt sich empor!
Dann denk ich mich ganz zu Dir hin,
Vergeß', daß ich weit von Dir bin,
Und sag Dir alles vor.

Ich sag Dir tausend tausendmal,
Daß Du mir alles bist,
Auf's arme Herz die Hand gelegt,
Zeig' ich mit Blicken, wie es schlägt,
Wie Du ihm alles bist.

Was geht die ganze Welt mich an,
Was nutzt der Himmel selbst?
Was Fern' und Nähe, denn Dein Bild,
Aus dem mir Tod und Leben quillt,
Ist mein, Du Engel selbst!

Kayser.

Wir haben hier die Gedichte mit ihren Unterschriften gegeben, buchstäblich, wie der Merkur sie darbietet. An sich selbst schon höchst beachtenswerth, müssen sie es in unserem Zusammenhange noch ungleich mehr werden, denn wer nunmehr mit den Verhältnissen des Dichters bekannt ist und wer den Charakter seines poetischen Empfindens und Ausdrucks aufgefaßt hat, muß hier von dem Eindruck wunderbarer Aehnlichkeit getroffen werden. Das mittlere Gedicht namentlich ist so ganz im Charakter von Lenz, ich erinnere an sein Gedicht „Der verlorene Augenblick", daß dieselbe weit über die einer Nachahmung hinausgeht; eine solche würde auch darum nicht möglich sein, da Lenz das letztere Gedicht bei seinem Abgange von Weimar gedichtet hat, also um den 1. December 1776, diese Stücke aber zu Anfang des Septemberheftes gedruckt sind, und nach Wielands Angabe wissen wir, daß um diese Zeit stets der Druck der Hefte um die Hälfte des Monats, den sie auf dem Titel tragen, begonnen wurde. Was die Aehnlichkeit anlangt, so mache ich besonders auf „die Lichtsphäre"

aufmerksam, eine so eigenthümlich Lenzische Auffassung, daß sie schwerlich einem Anderen zuzutrauen ist. Aber Form und Inhalt weis't in diesem Stück gleich sehr auf Lenz hin. Nicht ganz in demselben Maaß dürfte das von den beiden anderen Gedichten der Fall sein, hier vielmehr finden wir neben einander eben so viel das stark auf Lenz deutet, als auch wieder anderes, das bedenklich machen kann. Von der ersteren Art ist der Schluß des voranstehenden Stückes, dann im zweiten das Bildniß und dessen Cultus, in beiden aber die Wärme und der Wurf; dagegen findet man hie und da eine Vernachlässigung der Diction, sehr häufige Apostrophe vor dem Consonanten, und vor allen jenes „gelernt" statt gelehrt, während doch Lenz lehren und lernen stets unterscheidet, z. B. nahe bei einander im „Matz Höcker":

— Daß gleich mit allem fertig sind
Und Gott und Menschen lernen verachten,

Und bald darauf:

— Uns verspotten nach Herzens Begehren,
Nur unsre Leutlein nit spötteln lehren.

Wofür nun soll man sich entscheiden: daß Kayser wirklich jene drei Stücke gemacht? Wir wissen bereits wer Kayser ist, jener Musiker aus Frankfurt, Lenzens Freund, sonst weiter nicht als lyrischer Dichter bekannt, und er kommt auch weder früher noch später im Deutschen Merkur vor, nur eben hier zur Zeit, wo Lenz in Weimar war und mit Wieland verkehrte. Noch einmal indeß glaube ich ihn verkappt zu erkennen, bezeichnet mit einem bloßen K., das ist im Jahrgang 1777,

April; allein das ist die Uebersetzung eines Sonetts von Petrarka und der Uebersetzer könnte sehr wohl wieder Lenz sein:

Petrarkas 269. Sonett.

Zephyr kehret wieder, bringt die schöne Jahreszeit
Bringt die Blumen, bringt die Kräuter seine Kinder,
Prognens süßes Schwatzen, Philomelens Klagelied,
Bringt den jungen Frühling weiß und röthlich wieder.
Lachen alle Wiesen, lacht der heitre Himmel,
Zeus schaut froh herab auf seine Tochter Tellus,
Liebe füllt die Lüfte, füllt das Meer, die Erde,
Alles was da lebet, gattet sich zum Lieben —
Mir Ermüdtem, mir nur kehren schwere Seufzer
Wieder, die sie ausschöpft aus des Herzens Tiefe,
Die des Herzens Schlüssel in den Himmel wegtrug.
Nun ist mir der Vögel Lied, der Auen Blühen,
Nun sind mir der Mädchen keusche Liebesspiele
Nichts wie öde Wüsten, leer und todt an Freude.

Ein Gedicht, das allerdings einer ähnlichen Herzensstimmung angehört und in gleichem Sinne hier veröffentlicht scheint wie jene drei Gedichte, die nicht bloß der Lesewelt, sondern einer bestimmten Person zu gelten scheinen.

Wir haben schon bemerkt, daß dieser Kayser in keinem der Musenalmanache vorkommt; dagegen ein Keiser in dem Vossischen Musenalmanach von 1776, und sein Gedicht ist von der Art, daß es hier wird stehen müssen. Es nennt sich:

Liebe.

Ja, ja man fühlt, fühlt Göttermacht,
Sinkt aber auch in Höllennacht,
Ist Gott und Teufel wie sich's schickt,
Umspannt die Welt und ist verrückt.

Man geht umher von Menschen los,
Man dünkt sich übern Himmel groß;
Und sinkt zur feigen Memm' hinab,
Läßt alles, stürzt sich gar ins Grab.

Wieder ein bedeutendes, sehr merkwürdiges Gedicht, um so merkwürdiger, wenn man es mit allen übrigen Stücken des Almanachs vergleicht, der Abstand ist so groß, daß man sich sogleich sagen muß, kein einziger all jener Poeten habe ein solches Gedicht machen können. Und nun dieser Keiser, der nur noch namenloser ist als Kayser? Er kommt auch nirgend vor, Druckfehler für Kayser ist aber auch nicht anzunehmen, einmal an sich schon nicht im Namen, dann aber nicht gleichzeitig in zwei Buchstaben: ei und ay, das geht eben zu weit aus einander. Was folgt? Daß hier eine Maskirung anzunehmen ist, und zwar eine solche, welche zugleich auch auf jene ersten drei Gedichte zurückwirkt. Dergleichen Mystificationen mit Chiffren waren damals sehr häufig, wie denn namentlich auch Goethe sie liebte.

Wir lassen einstweilen die Frage als solche stehen; zu ihrer Lösung wird es noch fernerer Elemente bedürfen. Zunächst führe ich hier noch ein Gedicht aus dem Teutschen Merkur an, das ich Lenz glaube zueignen zu müssen, obwohl ich es nicht in jeder Beziehung für ein sehr vorzügliches halte. Es steht im zweiten Vierteljahr von 1776 und hat die Ueberschrift:

An eine Myrte.

Wachse liebes junges Bäumchen,
Du gepflanzt von meiner Hand,
Als ich nur die ersten Keimchen
Heil'ger Lieb' im Herzen fand;

Wachse fort, mein Myrtenbäumchen
Auf daß all die goldnen Träumchen
Fröhlich in Erfüllung gehn;
Daß ich Minna möge sehn,
Wie mit ihrem zarten Däumchen
Deinen besten Zweig sie bricht
Und ins schwarze Haar sich flicht, —
Daß in seines Schattens Kühle
Minna könne setzen sich,
Und ich neben Minna mich,
Voll der seligsten Gefühle!

Wachse Bäumchen, werd' ein Baum!
Wenn das Rabenschwarz der Haare
In ein falbes Grau erbleicht;
Wann dem schönsten Augenpaare
Jener Himmelsfunk' entweicht,
Und der seidne Wollustflaum
Weg von Minnas Busen schleicht,
Wann der Wangen Ros' und Nelken
Ach, der Sturm der Zeit verscheucht,
Dann, mein guter Myrtenbaum,
Kannst auch du verwelken!

Das Gedicht hat die Unterschrift L., des Namens Minna aber hat Lenz sich zum öftern bedient, wo es die Liebe zu der Hofdame galt, und diese nun finden wir hier wieder gemalt, ganz wie Lenz sie auch sonst malt und wie nur er so kühn malen kann: mit ihren feurig schwarzen Augen, dem schwarzen Haar, der feinen Röthe, der üppigen Weiße und Fülle. Das Gedicht war aus tiefem Herzen geflossen, eine verwegene Mahnung an die Braut eines andern, auf welche der Dichter ein Recht zu haben glaubte. So wäre es denn ein wesentliches

Stück in der Reihe der Liebeslieder nicht bloß, sondern auch der Annäherungen. Aber diese Annäherung war eben zu dreist, der Dichter zu kenntlich, seine Absicht zu offenbar, so daß er schon deshalb nicht zum zweiten Mal ein Aehnliches wagen durfte. Er wurde also zu stärkerer Verhüllung getrieben, er ging über zum Pseudonym, ja sogar zur Unterschiebung, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot, er mystificirte wahrscheinlich den Herausgeber des Teutschen Merkur. Ich wäre nämlich geneigt, von den drei Kayserschen Gedichten das erste und letzte Kayser zu geben (vielleicht von Lenz überarbeitet), das mittlere jedoch Lenz, und eben diesem das Petrarkische Sonett, besonders aber das mit Keiser unterzeichnete Gedicht im Musenalmanach. In Bezug auf das letztere empfehle ich dringend, den ganzen Almanach durchzulesen, mit all seinem Reimgeklimper, seinen Daphnen und Chloen, den Gedichten an den Mond und auf ein Vergißmeinnicht, mit seinen sentimentalen Klageliedern u. s. w. — man wird sich alsbald sagen, daß Lenz und nur Lenz dies Gedicht habe machen können, das denn auch wohl keine unerhebliche Ergänzung seiner poetischen Werke, so wie ein Document mehr für sein Leben und sein Schicksal sein möchte. Diese Gedichte mit ihren auf Lenz hinweisenden Fingerzeigen werden sich jedenfalls wohl gegenseitig unterstützen und bestätigen und daß eben dieser Kayser Lenzens „flüchtige Aufsätze" zu Winterthur herausgab, deutet ohnehin auf einen genauen Verkehr mit ihm, der höchst wahrscheinlich in des Dichters Geheimniß eingeweiht war und seinerseits die Unterschiebung sich schon konnte gefallen lassen; die Lösung ist freilich auffallend, allein viel auffallender noch die Thatsache.

Der Name Keiser im Musenalmanach wäre dann als Rückzug anzusehen.

Daß übrigens Lenz im Jahr 1777 noch mit Wieland in Verbindung stand, dürfte wohl daraus hervorgehen, daß hier sein Aufsatz über das Hochburger Schloß gedruckt wurde, der wohl erst in diesem Jahr zu Emmendingen bei Schlosser geschrieben sein kann. Er ist im April 1777 abgedruckt, in nächster Nähe des Petrarkischen Sonetts.

Und hier nun, nachdem wir alles durchmustert haben, was sich zur Zeit von lyrischen Gedichten unseres Lenz auffinden läßt, dringt schließlich wieder die Frage an: wo sind die Gedichte an Friederike? Stöber, und die ihm folgten, waren darum nicht verlegen, sie bezogen eben alle Liebesgedichte auf diese. Davon kann nun freilich nicht mehr die Rede sein: sie beziehen sich, seit wir von derselben wissen, auf Adelaide. Eine andere Frage wäre: Was bleibt übrig für jene? Dieselbe läßt sich schwerlich anders beantworten als: nur drei Gedichte. Die beiden aus der Iris: „Die Freundin aus der Wolke", „das Denkmal der Freundschaft" und das in Schillers Musenalmanach aus den bei Goethe bewahrten Papieren gedruckte Gedicht: „Die Liebe auf dem Lande". Bei diesen drei Gedichten aber muß auffallen, daß sie gar nicht von Lenzens Liebe handeln, noch auch von Friederikens Liebe zu ihm, sondern nur von der Liebe der letzteren zu Goethe. Wie, Lenz hat sie doch, wenn auch nicht lange, so doch jedenfalls aufrichtig und innig geliebt, er hat ihren Besitz gewünscht, mit ganzer Seele verlangt, sollte er darüber keinen Vers gemacht haben? Gewiß wohl machte er welche, aber ich glaube, er wollte sie nicht erhalten, er selbst hat sie vernichtet, weil

er eben dieser Liebe entsagte, weil er sie ganz verwischte, weil sie durch die idealere zu Adelaide völlig in Schatten trat. Und auch Friederike erhielt nichts? So scheint es, und vielleicht sorgte Lenz selbst für die Auslieferung — oder ein Anderer. Jedenfalls liegt auch in diesem Umstande eine starke Bestätigung dessen, was wir von vorn herein behauptet, daß diese Neigung früh erloschen sei und daß sie keine Beziehung zu dem Ausbruch von Lenzens Wahnsinn haben könne.

Am Schluß unserer Betrachtung der Lenzischen Werke ist wohl ein Blick der Bewegung zu widmen, welche der Dichter in seiner Entwickelung gemacht. Wovon ging er aus, und wo kam er an? Wir finden in seinen frühesten Werken eine auffallende Unbefangenheit und Gegenständlichkeit der Darstellung, er spiegelt, was das Leben ihm zeigt, mit höchster Treue zurück, seine Bilder gleichen den photographischen, die Betheiligung seines eigenen Selbst ist eine äußerst geringe, in seltenem Maaß überwiegt das specifisch dramatische jedwedes lyrische Element. So finden wir es im „Hofmeister" und so ist es noch in den „Soldaten". Allein eine übermächtige Leidenschaft ergriff den Dichter und nun ändert sich Charakter und Richtung seiner Production: jene Unbefangenheit und Parteilosigkeit weicht einer Darstellung, welche auf das engste mit seinem eigenen Schicksal verbunden ist, so daß man sagen kann, ein rein lyrischer Inhalt nehme nur noch dramatische Form an. Man kann nichts Subjectiveres erdenken, als was den Inhalt der Stücke „Seraphine", des „Waldbruders", des „Engländers" ausmacht, ganz zu geschweigen des „Petrarch"

und „Tantalus". Es sind sämmtlich Herzensergießungen, Darstellungen des eigenen Schicksals, Verkörperungen des Schmerzes, wobei in hohem Grade zu bewundern bleibt, wie das Lyrische noch so durchaus dramatisch und wie bei dem Walten der höchsten Leidenschaft noch so viel freie Kunst sein könne.

Des Dichters Production wurde plötzlich und gewaltsam unterbrochen und wir blicken seinem geistigen Dahinscheiden mit der Frage nach: was hätte dieser so geschulte Dramatiker, zumal da er einigermaßen schon von den Stürmen seines Herzens wieder beruhigt schien, noch ferner leisten können? Goethe seinerseits verließ bald die im Götz betretene Bahn, das dramatische Feld blieb offen, bis Schiller kam.

XIX.

Verhältniß zu den Zeitgenossen, insbesondere zu Goethe.

Wenn sich der Dichter Lenz unter unseren Augen so stark verändert hat, so wird denn auch wohl seine Stellung unter den Zeitgenossen eine andere werden müssen, als man sich's gemeinhin vorstellt. Irrthümer hierüber haben leider von seinem ersten Auftreten geherrscht, sie sind verschiedentlich befördert worden, und auch jetzt, wo Zeit wäre, die Leidenschaften ruhen zu lassen, sind sie nicht ganz beseitigt.

In einem Aufsatz im Deutschen Merkur von 1774, drittes Vierteljahr, wahrscheinlich doch aus Wielands Feder, wird schon das Verhältniß von Goethe und Lenz, wie billig, ins Auge gefaßt. Beide rechnet der Kritiker zur Herderschen Schule; Goethe habe seine Principien in den „Anmerkungen über das Theater" dargelegt, und was könne richtiger sein, als die ganze Poesie zurückzuführen auf die Darstellung des Menschen. Allein diese „Anmerkungen über's Theater" sind, wie wir wissen, und wie Wieland später selbst berichtigen mußte, nicht von Goethe, sondern von Lenz, ein Umstand, der Wielands Auffassung sogleich eine schiefe Richtung gab, denn nun fand er demgemäß auch, daß Goethe den Menschen besser darstelle, wogegen er Lenz reicheren Humor im Komischen zutheilt; er habe

so die Komödie reformirt, wie Goethe die Tragödie. Dann heißt es: „Noch sind die Nachahmer von Goethe und Lenz nicht häufig geworden, unstreitig, weil man in ihrer Manier ohne ihre Talente unmöglich Glück machen kann." — Hier also stehen beide mit einer gewissen Ebenbürtigkeit sich gegenüber.

Gewiß ist nun wohl nach unserer Darstellung, daß man nicht mehr mit Tieck Lenzens Entwickelung so auffassen könne, als ob erst durch den Umgang mit Goethe in ihm eine Erweckung stattgefunden hätte, denn wir sahen, wie große Zeichen eines bedeutenden Talentes Lenz bereits gegeben hatte, bevor er nach Straßburg kam, und Goethe selbst meldet, daß er erst in der letzten Zeit seines Straßburger Aufenthalts mit ihm bekannt geworden; er ward aber schon am 31. August zu Frankfurt als Advocat vereidigt. Lenz hatte bereits eine bestimmte Richtung und brauchte sie nicht erst zu empfangen, ein anderes ist, was durch Wetteifer, durch Gegenseitigkeit angeregt wurde.

So wird es denn hier auch nicht überflüssig sein hervorzuheben, daß Lenzens „Hofmeister" unabhängig vom Götz sei und vor demselben vollendet worden. Aus dem schon angeführten Brief an Salzmann ersehen wir, daß Lenz aus Landau im September 1772 sein fertiges Trauerspiel an den Freund absendete, während Goethe erst nach seiner Trennung von Lenz den Götz zu Frankfurt begann und in Wetzlar fortführte, gedruckt erschien er erst im Jahr 1773.*) Von Nachahmung

*) An Herder sandte er eine vorläufige Skizze frühestens Ende 1771 von Frankfurt, das Datum des Briefes fehlt leider (Herders Nachlaß I, 34); in einem späteren Brief aus Wetzlar verkündigt er, daß es eingeschmolzen werden solle.

auf Seiten Lenzens kann hier also nicht die Rede sein, um so weniger, als „der Hofmeister" ein überaus fleißig gearbeitetes Stück ist, das der Dichter gewiß nicht in so kurzer Zeit zu Stande gebracht haben kann, wie seine späteren Werke. An Salzmann schreibt er am 28. Juni 1772: „Mein Trauerspiel — nähert sich mit jedem Tage der Zeitigung," es ist also mehr als wahrscheinlich, daß er daran arbeitete schon während seines Verkehrs mit Goethe zu Straßburg im Sommer 1771.

So spricht denn auch alles dafür, Lenzens Bekanntschaft mit Shakespeare für älter zu halten, als die Goethe's, ein Punkt, der in unserer Betrachtung nicht gleichgültig sein dürfte. Von Herder hatte Lenz sie nicht, denn dessen persönliche Bekanntschaft machte er nicht in Straßburg, sondern erst später in Weimar, er hatte sie von Lessing, aus Wielands Uebersetzung, aus Herders Schriften, aus Shakespeare selbst. Als Goethe ihm näher trat, war er bereits ein meisterhafter Uebersetzer des Shakespeare, also nicht seit gestern mit ihm bekannt. Von Goethe dagegen, den ja eben die Vorliebe für französische Sprache und Kunst nach Straßburg geführt hatte, glaube ich, daß er im Wesentlichen erst in Straßburg auf Shakespeare und dessen Bedeutung für deutsche Poesie aufmerksam geworden sei, zunächst durch Herder, den er, wie in dem Buch von deutscher Kunst und Art zu lesen steht, vor Shakespeare's Bilde umarmt. Eben so, wie ihm der gothische Münster etwas neues in Straßburg war, denn bisher hatte er nur von griechisch-französischer Kunst gewußt, eben so, das will mir scheinen, stand es auch mit seinen Ansichten vom Drama; die in Leipzig verfaßten Stücke verweisen nur auf französische und

italienische Vorbilder, und bei seinen Leipziger Studien ist von Shakespeare keine Rede, in der That war auch Leipzig am wenigsten der Ort dafür. Allein als Goethe in Wahrheit und Dichtung weiterhin seines Verkehrs mit Lenz und des Austausches gedenkt, da wird auf einmal hingeworfen, er sei schon in Leipzig mit Shakespeare aus Dodds „Beauties of Shakespeare" bekannt geworden, später sei Wielands Uebersetzung gekommen. Goethe studirte aber in Leipzig vom October 1765 bis September 1768, und Wielands Uebersetzung erschien 1761—68; Lessings Dramaturgie wurde 1767 zu Hamburg gedruckt, verbreitete sich wohl aber erst später. So möchte ich denn auch hier an eine kleine chronologische Verschiebung glauben, deren ja mehrere in Goethe's Leben bekannt sind, vielleicht nicht außer Zusammenhang mit dem was er als Dichtung bezeichnet. So erklärt sich denn sehr wohl, warum Goethe und Lenz sich anfangs nicht suchten, sie befanden sich eben auf ganz verschiedenen Standpunkten. Goethe's Bekanntschaft mit Herder änderte das, durch ihn füllte die Kluft sich aus. Durch ihn wurde Goethe auf Homer, auf Ossian, auf die Volkslieder, auf Shakespeare gewiesen: jetzt konnte Lenz sein Freund werden, jetzt hatten sie Gemeinsames. Lenz eben sollte nur die Lücke ersetzen, die durch Herders Abgang entstanden war. In der That, Shakespeare wurde der Vereinigungspunkt zwischen Goethe und Lenz, wir wissen, daß Goethe diesem bei seinem Abgange von Straßburg ein Exemplar von Shakespeare's Othello schenkte, mit der Inschrift: „Seinem und Shakespeare's würdigem Freunde Lenz", woraus wiederum zu folgern ist, daß letzterer schon im Jahr 1771 in Shakespeare's Sinn gedichtet hatte, trefflich gedichtet hatte, während

der Götz erst zu Frankfurt nach Goethe's Rückkehr von Straßburg erwuchs.

Nun kam aber der Götz früher in die Welt als der „Hofmeister", ein Umstand, der allein schon Lenz und Goethe für ihr ganzes Leben in eine Spannung, und namentlich jenen in eine schiefe und gereizte Stellung brachte. Merck war es, der, wie bekannt, Goethe zu schnellerem Druckenlassen trieb und selbst zum Theil die Mittel dazu hergab; Lenz, dem diese Mittel fehlten, mußte mit seinem Stück zu Hause bleiben, kein Verleger, kein Drucker hätte sich dafür gefunden; allein das Glück, das Goethe's Werk machte, bahnte auch dem Lenzischen den Weg. Das ältere Stück erschien nun aber als das jüngere, ja die Welt nahm es für die Nachahmung. Es erschien eben so wie der Götz ohne Namen; viele hielten es für Goethe, nicht eben zum Schaden von Lenz, wenn sich's bloß um Verbreitung und Absatz handelte, allein gar sehr zum Nachtheil für Beurtheilung und Auffassung.

In der That steht Lenzens Werk auf einer anderen Stufe. Nur damals, wo beide Stücke gleich neu waren und wo zunächst der Gegensatz gegen die regelmäßige Tragödie auffiel, konnte man die Aehnlichkeit so groß finden, heutigestags zeigt sich zwischen dem „Hofmeister" und Götz ein merklicher Abstand. Von diesem ist kein Einfluß in jenem, wie sollte es auch, da Götz ein historisches Stück ist, ein Zeitgemälde, nur eben frisch und lebendig behandelt, so daß es dadurch den Anschein der Gegenwart gewinnt. Der „Hofmeister" steht ganz im neuesten Alltagsleben. Er deutet nur auf Lessing hin, man sieht darin nur, daß es eine Emilia Galotti, eine Miß Sara Sampson vor ihm gegeben: allein Lenz hat ein lebhafteres

Naturell, er ist tiefer in Shakespeare eingedrungen und, so will mir scheinen, in Fielding. Wie anders hätte der Eindruck des Stückes sein müssen, wenn Götz ihm nicht auf dem Fuße gefolgt, nicht in die Oeffentlichkeit voran geeilt wäre!

Daß Lenzens „Anmerkungen über das Theater" wirklich der Zeit angehören, welche der Verfasser angiebt, unterliegt wohl keinem Bedenken und bestätigt sich immer mehr durch die Erwägung aller umgebenden Verhältnisse; es schien aber nöthig, bei diesem gleichfalls verspäteten Werk die Zeit seiner Entstehung anzugeben, damit hier nicht eine gleich ungerechte Beurtheilung eintrete, wie beim „Hofmeister" geschehen. Es ist schon darauf hingedeutet worden, daß in diesen Anmerkungen nichts enthalten sei, was Lenz nicht im Jahr 1770 hätte sagen können, ja es liegen darin eben die Grundsätze ausgesprochen, die er haben mußte um ein Stück von solcher Art zu schreiben, wie „der Hofmeister" ist. So wenig der letztere aus dem Götz von Berlichingen hervorgegangen, so wenig sind auch diese Grundsätze vom Götz abgezogen; allein eine Frage ist, ob nicht vielmehr die Abfassung des Götz in solcher Form des Vorausgangs solcher Grundsätze und selbst eines Beispiels bedurft habe, denn viel leichter ließen dieselben sich anwenden auf unmittelbar aus dem Leben Geschöpftes als auf Geschichte. Goethe erfüllte eben in seinem Götz, was Lenz verlangte: Der Leser solle ausrufen „Die Kerls!" (s. o.). Daher eben Lenzens reine Freude an dem Werk. Fühlte nun aber Lenz doch zugleich die Nothwendigkeit, jene Zeitangabe der Nachwelt zu überliefern, auf die Mitwelt machte sie wenig Eindruck. Goethe, auf den durch den Werther sich aller Augen richteten, erschien von hier ab immer mehr als der Führer einer neuen Schule,

als der Begründer einer neuen Litteratur, man bezog die neuen Grundsätze eben auch nur auf ihn; der Anschein war gegen Lenz und nach nicht langer Zeit war er vergessen. Goethe stand einzeln da, ohne jeden Rival, mit Schiller aber theilte er in ganz anderer Weise: so gewöhnte er sich denn selbst daran, sich allein als den Urheber der neuen Zeit zu betrachten — und in seinem Leben leider ging er so weit, Lenzens unbefangene Zeitangabe zu verdächtigen, wir wollen sagen durch Gedächtnißfehler und Illusionen des Alters.

Daß Lenzens „Hofmeister" seine natürliche Stelle vor dem Götz habe, daß er den Zeitgenossen näher lag und eher Bahnen zur Nachfolge eröffnete, dies spiegelt sich auf merkwürdige Weise in der Nachahmung durch Geister zweiten Ranges. Jene beiden Stücke, welche Tieck unserem Dichter zueignen wollte, „das leidende Weib" und „Otto", sind hier zu vergleichen. Beide, wie darüber kein Streit mehr sein kann, sind Jugendwerke Klingers, von ihm selbst später nicht anerkannt. Nun ist „das leidende Weib" älter als „Otto", er schrieb es, veranlaßt durch eine wirkliche Begebenheit, als Pädagogschüler, während der „Otto" seinen Universitätsjahren angehört. Das erstere Stück, gedruckt 1775, zeigt aber auffallender Weise gar keine Beziehung zum Götz, sondern nur gewisse Anklänge an Goethe's Werther, in allem Uebrigen ist es die entschiedenste Nachahmung von Lenz, dessen „Hofmeister" man in jeder Scene wiedererkennt, versteht sich mit derjenigen Abweichung, welche stets der Nachahmer, wenn immerhin ein talentvoller, bieten wird. So ist denn der Verfasser auch ganz mit Recht schon damals ein Nachahmer von Lenz genannt worden, und man hätte diesen niemals mit dem Dichter des Originals verwechseln

sollen! Dagegen nun ist Klingers zweites Stück eine eben so unverkennbare Nachahmung des Götz von Berlichingen, beinahe jede Scene, jede Situation, jeder Charakter entspricht einem dort gegebenen, wie man sich leicht davon überzeugen kann und wie auch dies im Teutschen Merkur sogleich sehr richtig und bestimmt bemerkt worden. Die mit vieler Einsicht und Umsicht von Wieland selbst verfaßte Beurtheilung findet sich im Jahrgang 1775, drittes Vierteljahr S. 177 f. Hinsichtlich des „leidenden Weibes" wird gesagt, daß der Verfasser bis auf Einzelheiten und Ausdrücke, namentlich gewisse Kraftausdrücke, seinem Vorbilde Lenz gefolgt sei, daß er aber im „Otto" sich eben so an Goethe anschließe: „Uebrigens werden alle die, welche mit Götz von Berlichingen bekannt sind, alle Augenblicke nur einen schwachen Widerschein dessen bemerken, was sie dort bewunderten. Götz selbst ist in den Otto, den Wieburg (den Plaindealer) und in den Hungen vertheilt. Elisabeth heißt hier Adelheit und erweckt weniger Hochachtung. Marie ist in Giselle verwandelt. Adelheit, oder vielmehr nur ihr Schatten, erscheint unter dem Namen Gianette. Normann soll den Weißlingen vorstellen, aber Weißlingen ist feiner. Goethe's Bischof ist viel charakteristischer als hier Adelbert. Georg lebt in Hansen wieder auf. Die Stelle des heimlichen Gerichts vertritt die Inquisition. Sogar die Beschreibung, die das Mädchen der Adelheit von Götz macht, wendet hier (S. 43) ein Mädchen auf den Otto an. Konrad der Bigote, der betende Einsiedler (S. 50), die weissagende Alte (S. 57) und der Schwur (S. 112) sind dasjenige, was ich des Verfassers Eigenthum nennen kann und was auf mich den meisten Eindruck gemacht hat. Ein Greis von seinen Kindern verstoßen

und seine Kinder durch Pfaffen aufgehetzt, machen den Hauptinhalt aus, und erinnern sogleich an die Geschichte des Königs Lear." Tieck kannte das Stück „Otto" nicht, allein er kannte diese Beurtheilung Wielands, wenigstens führt er sie an, so weit sie, unmittelbar davor, vom „leidenden Weibe" handelt: und nach solchem Urtheil konnte er noch für möglich halten, daß ein solches Stück Lenz gehöre, der also im Jahr 1774 noch ein so unmündiger Nachahmer Goethe's sein sollte! Wahrlich, das Schicksal, das Lenz im Leben so unbarmherzig verfolgte, verfolgt ihn auch nach dem Tode, denn nichts Schlimmeres konnte dem Herausgeber seiner Werke begegnen. Danach wird nicht Wunder nehmen, daß er Lenz für viel zu gering anschlägt und daß er über sein Verhältniß zu Goethe vollständig in der Irre geht.

Lenzens Werke hätten gesammelt werden müssen entweder ehe Goethe sein Leben schrieb, oder nach Goethe's Tode. Tieck sammelte sie bei Goethe's Lebzeiten, und stand dabei ganz unter dessen Einfluß, er war durchaus abhängig von der Art, wie Goethe in Wahrheit und Dichtung Lenz darstellt, in diesem Punkt keineswegs unbefangen, wie das aus unserer Erzählung sich schon gezeigt haben muß. Ich glaube sogar, Goethe hätte anders schreiben müssen, wenn ihm und der Welt die Werke vorgelegen, denn sein Gedächtniß war hier keineswegs treu. Seine Auffassung und Darstellung ist jetzt jedenfalls der Kritik zu unterwerfen.

Schon in Bezug auf Klinger und wie er diesen zu Lenz stellt, müssen wir Einspruch thun. Beide kommen bei ihm ungefähr gleich zu stehen, ja er behandelt Klinger mit eben so viel Vorliebe als jenen mit Ungunst: der Nachahmer war ihm

lieber als der Rival. In unsern Augen ist Klinger ein talentvoller Practicus, der auf eigenthümliche Weise den Uebergang von Lenz und Goethe zu Kotzebue bildet. Er weiß sich alles anzueignen und es schnell und wirksam zu verarbeiten, er schwimmt mit dem Strom, geht den Neigungen des Publikums nach, in sich hat er keinen inneren künstlerischen Halt, außer sich keinen bestimmten Leitstern. In seinem Ausgange Nachahmer, bald von Lenz bald von Goethe, wirft er sich auf die verschiedenartigsten Stoffe, kleidet sich in die entgegengesetztesten Manieren; später in Wien und Petersburg versuchte er sich im Conversationsstück und Roman und bringt hier die erworbene Weltkenntniß zur Geltung. Mit praktischem Sinn, gebildetem Verstande, vieler Weltklugheit bei ernstem Charakter und mannichfachen geselligen Gaben machte er sein Glück in der Welt. Er starb in geachteter Stellung zu Petersburg, hochbejahrt, erst 1831, also ein Jahr vor Goethe, hatte aber seinen Namen schon vollständig überlebt, während für Lenz von da ab erst seine Zeit kommen sollte.

Klinger ist im Schauspiel besser als im Trauerspiel, weil dort Gewandtheit, Witz, Humor sich mehr zeigen kann. In der Tragödie vermissen wir den organischen Bau, die Reihenfolge bunter Scenen scheint willkührlich in Acte zerschnitten, die Motive häufen und thürmen sich, da keinem seine wahre Ausführung und innerliche Erfassung zu Theil wird. Manchmal taucht Charakterzeichnung auf, doch ist sie grob und verschwindet bald in der allgemeinen Unruhe und Verworrenheit. Alles ist stark aufgetragen, aufgesteift, mehr Streben nach Kraft als wirkliche Kraft; in manchen Stücken herrscht, um mit Klinger selbst zu reden, eine „starre Wildheit"; er geht recht eigentlich

auf das Ungestüm aus, seine Helden sind selten etwas anderes als Wüthriche: man kann an ihm lernen, welch ein Unterschied sei zwischen Lebhaftigkeit und Lebendigkeit. Anderseits ist er im Sentimentalen stellenweise sehr stark, copirt dann aber Goethe im Werther, der Stella u. s. w.

Ein grobes und überladenes Stück ohne Wirkung, weil kein Charakter ein tiefgehendes Interesse einflößt, ist „Die neue Arria", hier wird ein römisches Motiv, ähnlich wie in Lessings Emilia, in neuere Zeit übertragen, es ist aber so viel verschiedenartiger Stoff zusammengehäuft, daß daraus mindestens drei Tragödien hätten werden müssen. Als eins der besten Stücke von Klinger bezeichnen wir sein Schauspiel „Sturm und Drang", das bekanntlich der ganzen Gruppe den Namen gegeben. Es spielt in Amerika, die Feindschaft einer schottischen und einer englischen Familie soll hier in abenteuerlichen Verwickelungen ausgefochten werden. Beide Familien bestehen aus lauter Wütherichen, unter denen man es nicht aushielte, wenn nicht etwas Humor und Sentimentalität noch sehr wohlthätig als Mäßigung einträte. Das Trauerspiel „Conradin" ist wieder eine schwache Nachahmung des Götz, um so schwächer, als es weniger stark nachahmt. Auch antike Stoffe ergriff Klinger, er schrieb einen „Pyrrhus", eine „Medea", in der er sich sehr frei und unabhängig bewegt; aber ohne Interesse. Die späteren sind ganz verschieden, z. B. „Der Schwur", flach in der Anlage, feiner in der Ausführung; aber in der Mehrzahl der früheren herrscht etwas Desperates, ja selbst Kannibalisches (so in „Sturm und Drang") — es macht sich Mangel an künstlerischer Selbständigkeit fühlbar; das Gewebe erscheint überall nur halbecht. Man mag in

seinen früheren Werken etwas von Gährung erkennen und sie als Most bezeichnen, er selbst hat in der Vorrede seines Theaters seine Jugendwerke so aufgefaßt; allein es hat sich nicht eben viel aus ihnen abgeklärt; denn was er später gab, hätte solcher Vorgänge nicht bedurft. Selbst Maler Müller ist an poetischer Potenz und künstlerischem Sinn gewiß höher zu stellen. Am meisten aber zählt wohl zu denen, welche die eigentliche Gährung bezeichnen: Heinrich Leopold Wagner, geboren zu Straßburg 1747, später Advocat zu Frankfurt, dann zu Mainz, stirbt 1783. Er war einer der unruhigen Geister, nicht ohne Geist, von schneller Fassung, aber keiner sonderlichen Tiefe und vollends von keiner Kraft zum künstlerischen Durchbilden. Er faßte wirksame Motive auf und wurde schnell mit ihnen fertig. Goethe bekanntlich sagte von ihm, er habe in dem Trauerspiel „Die Kindesmörderin" (1776) sein Motiv des Faust vorweggenommen (wo es freilich eigentlich nicht hingehört) „doch habe er es ihm nicht nachgetragen." Im Uebrigen zeichnet Wagner sich durch besondere Roheit und Indecenz aus.

Lenz gehört freilich auch in diese Zeit gährenden und schäumenden Strebens und er befand sich auch an dem Ort, der der Mittelpunkt des genialen Treibens war. Sicherlich hat er selbst das Seinige beigetragen, dies Treiben hervorzurufen, denn man wird nicht umhin können, ihn als einen der frühesten Inhaber der neuen Richtung anzusehen. Man darf ihn eben darum nicht unter die Masse rechnen, er geht vielmehr mit einer bestimmten Bahn mitten hindurch, so daß er im Grunde der einzige ist, der neben Goethe eine mehr selbständige Entwickelung versprach; die andern sind theils

Goethe's Nachahmer, theils die seinigen. Und so halte ich denn für nöthig, bestimmt auszusprechen, daß nicht Goethe allein, sondern erst Goethe in Verbindung mit Lenz, der Götz unterstützt durch den „Hofmeister", die Gährung hervorgebracht, die Geister ins Feld gerufen habe; meldet doch Tieck selbst, daß in seiner Jugend „der Hofmeister" auf ihn einen besonders tiefen Eindruck gemacht, weshalb er ihn denn eben für Lenzens vorzüglichstes Werk hielt.

Auch Wagners „Kindesmörderin", falls sie wirklich ein Plagiat an Goethe begangen haben sollte, steht in ihrer Ausführung doch bei weitem mehr unter dem Einfluß von Lenz, denn dieser eben hatte gelehrt, gewaltige Motive auf dem Boden des bürgerlichen Schauspiels mit illusorischen Farben zu behandeln. Wir finden auch bei Lenz selbst das Motiv der Kindesmörderin, allein nicht im Drama, sondern im Roman, in seinem „Zerbin" nämlich. Ich halte das nicht für zufällig, sondern bringe es in einfache Verbindung mit dem was wir oben behandelt haben, daß Lenz, mit guten Gründen und vollem Recht, nicht das bürgerliche Trauerspiel, sondern nur das bürgerliche Schauspiel wollte, denn dies versteht er unter Komödie. Er wollte kein wahrhaft tragisches Motiv, kein Motiv, das die Lösung ausschloß, er ging deshalb nur in die Nähe jenes Motivs, sowohl im „Hofmeister", als in den „Soldaten", er ließ seine Mädchen fallen, aber sie nicht jenes herzzerreißende, unsühnbare Verbrechen begehen — dies änderte sich, so wie man über ihn hinaus zum wirklichen bürgerlichen Trauerspiel zurückfiel — das zwar erschüttern, aber nicht erheben kann. Er hatte dafür die Farben gegeben, aber die Schranke, die er mit wahrem Kunstgefühl sich stellte, ward von andern über den Haufen gerannt.

Wie Lenz sich hier zu seinen Zeitgenossen stellt, ist vielleicht am besten aus Folgendem zu ersehen. Nach dem Erscheinen des „Hofmeisters", auf den Schröder so große Stücke hielt, und von dem er so sehr bedauern mußte, daß der Verfasser der Bühne keine Rücksicht geschenkt, schrieb dieser im Jahr 1775 im Verein mit Charlotte Ackermann eine Preisbewerbung aus, bei der ausdrücklich gesagt war, daß „ein Trauerspiel in Prosa, d. h. nach der neuen Art", den Vorzug haben solle. Drei Stücke gingen ein und alle drei behandelten, merkwürdig genug, denselben Gegenstand, den Brudermord; das erste hieß „die unglücklichen Brüder" und erschien wegen Mangels an Handlung unwerth, das zweite war „Julius von Tarent" von Leisewitz, dem man Nerv und Geist und geschickten Dialog zuerkannte; das dritte waren Klingers „Zwillinge", die jenem den Preis streitig machten, weil hier durch zweifelhafte Erstgeburt der Conflict noch höher getrieben, und die Behandlung noch leidenschaftlicher und wärmer, d. h. Lenz noch ähnlicher war. In demselben Jahr nun aber, gleichzeitig mit den drei Brudermördern, schrieb auch Wagner seine „Kindesmörderin" — man suchte eben auf dem Gebiet des bürgerlichen Trauerspiels nach den höchsten Conflicten und da hier durchaus terra virgo war, so mußten eben diese naturgemäß erfaßt werden, Lenzens „Hofmeister" allein schon wies deutlich auf die „Kindesmörderin" hin, und ich glaube nicht, daß ein so nahe liegendes Motiv, das alljährlich mit all seinen Schrecken und all seiner Rührung sich im Alltagsleben wiederholt, als besonderes Eigenthum eines Einzelnen in Anspruch genommen werden kann. Auf ein Motiv läßt sich ohnedies schwer eine Priorität begründen. Dazu kommt, daß Goethe selbst die

im Götz eingeschlagene Bahn aufgab und diesem kein zweites historisches Stück, sondern den Werther folgen ließ, der sogleich den Strom änderte. So kam es denn, daß auch jener mehr auf den Ritterroman wirkte.

Wie Lenz selbst sein Verhältniß zu Goethe ansah, darüber haben wir deutliche Aeußerungen in seinen Werken, am meisten in dem „Pandaemonium Germanicum", dessen nähere Betrachtung uns nunmehr obliegt. Das Stück ist in der That sehr merkwürdig, da es bei allem Kraftgefühl und Selbstbewußtsein doch ein so williges und herzliches Anerkenntniß von Goethe's Größe und Ueberlegenheit ausspricht, fern von Neid und Verkleinerungssucht. Gleich die ersten Zeilen geben dies deutlichst zu erkennen:

„Steiler Berg. Goethe, Lenz (im Reisekleide).

Goethe: Was ist das für ein steil Gebirg mit so vielen Zugängen?

Lenz: Ich weiß nicht.

Goethe: Ich komme hier erst an. — Ist's doch so herrlich dort oben zuzusehen, wie die Leutlein ansetzen, und immer wieder zurückrutschen. Ich will hinauf. (Geht um den Berg herum und verschwindet).

Lenz: Wenn er hinaufkommt, werd' ich ihn schon zu sehn kriegen. Hätt' ihn gern kennen lernen, er war mir wie eine Erscheinung. Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock abschütteln, und selbst zusehen, wo heraufzukommen.

(Erscheint eine andere Seite des Berges, ganz mit Busch überwachsen. Lenz kriecht auf allen vieren.)

Lenz (sich umkehrend und ausrufend): Das ist böse Arbeit. Seh ich doch niemand hier, mit dem ich reden könnte.

Goethe, Goethe, wenn wir zusammengeblieben wären! Ich fühl's, mit Dir wär' ich gesprungen, wo ich jetzt klettern muß."

Darauf ruft Goethe: „Lenz, Lenz, welche herrliche Aussicht." Er wendet sich darauf an Klopstock: „Edler Mann, wie wird Dich's freuen, Jemand Lebendiges hier zu sehen." Lenz „auf einer anderen Seite des Berges versucht zu stehen", er klagt, daß ihm vom Klettern das Blut in den Kopf gestiegen und ruft: „O, so allein! Daß ich stürbe." Goethe bemerkt ihn und „mit einem Sprung ist er bei ihm": „Lenz, was Teutscher machst Du denn hier?" Lenz (ihm entgegen): „Bruder Goethe!" und drückt ihm die Hand. Goethe: „Wo Henker bist Du mir nachgekommen?" Lenz: „Ich weiß nicht wo Du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht." Goethe: „Bleiben wir zusammen" (gehen beide einer Anhöhe zu).

In diesen Worten liegt viel, liegt alles. Nur noch weniges zeichnen wir aus. In der vierten Scene des ersten Acts läßt der Dichter Goethe sagen: „Wie unendlich anders die Größe eines Helden, eines Staatsmannes, eines Gelehrten und eines Künstlers! Ich bin Künstler, dumme Schmeichler, und verlangte nie mehr zu sein." Es scheint sich in dieser Stelle ein Bedenken über Goethe's Bestreben zum Geheimen Rath hin auszusprechen. Dann Lenz über sich selbst: „Ich nahm mir vor hinunter zu gehen, ein Maler der menschlichen Gesellschaft zu werden." Am Schluß des reichen, höchst geistreichen Stückes, das die ganze damalige deutsche Litteratur und ihren Umschwung zeigt, lesen wir wieder die bezeichnenden Worte: „(Lenz bringt einen Menschen nach dem andern, keuchend, und stellt sie vor Herdern hin.) Herder: Mensch, die

sind zu groß für unsre Zeit. Lenz: So sind sie für die kommende." Zuletzt, nachdem Lenz der Zukunft vertraut, rufen Klopstock, Lessing, Herder: „Der brave Junge! Leistet er nichts, so hat er doch groß geahndet. Goethe: Ich wills leisten. — Eine Menge junger Leute stürmen herein mit verstörten Haaren: Wir wollens alle leisten."*)

Hier liegt das ganze Verhältniß klar und wahr zu Tage, wir haben Lenz, Goethe und die Herren vom „Sturm und Drang". Nicht bescheidener, nicht sicherer und einfacher hätte Lenz darstellen können.

Das, wie wir vorhin wahrscheinlich machten, im Jahr 1775 geschriebene Stück mußte doch wohl Goethe bekannt sein, denn für ihn schien es ja besonders geschrieben, eben so wie Goethe nach dem Erscheinen des Götz eines ihm von Lenz zugesandten Manuscriptes gedenkt, das „Unsere Ehe" überschrieben war und den Sinn hatte, Lenzens Verhältniß zu Goethe festzustellen, s. dessen Leben. Man sieht, wie viel Lenz an diesem Punkte lag, und er ist in der That von mehr als persönlichem Interesse, denn er betrifft wesentlich Goethe's

*) Unter den Wenigen, welche den Werth des Stückes ermessen, ist besonders Rosenkranz zu nennen. In dessen Studien I, S. 300 lesen wir: „Im dritten Bande jener Sammlung S. 207—229 findet Ihr eine dramatische Skizze, Pandaemonium Germanicum, welche zu dem Schönsten gehört, das wir im Fach der Komik besitzen. Die Anlage ist so großartig, die Ausführung so keck, die Satire so scharf, die Sprache so kernig, daß man über die Lauheit, wenn nicht gar Unwissenheit unserer Litteratoren billig ergrimmt sein muß, solche Productionen in ihren Geschichtsklitterungen mit Stillschweigen zu übergehen, die für die Geschichte unserer Litteratur, für die kritischen Controversen derselben von so großer Bedeutung sind."

Ausgangspunkt und eine Wendung, welche die deutsche Litteratur an ihrer entscheidensten Stelle genommen hat — wie auffallend daher, wenn Goethe später die Dinge so viel anders zu fassen sucht.

Nicht als ob Goethe nicht Lenzens ursprünglicher Begabung alle Gerechtigkeit widerfahren ließe, allein er drückt dessen wirkliche Leistung, verschiebt die Zeiten, und thut, als ob er von seinen Schicksalen gar nichts wisse. Da lesen wir: „Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit, Spitzfindigkeit mit einander wetteiferte" — in der That ein großes Lob, das Lenz in die Nähe von Shakespeare stellen mußte; allein Goethe fährt dann unmittelbar fort: „das aber bei aller seiner Schönheit durchaus kränkelte und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurtheilen."

Wir fragen mit Recht: Wie reimt sich das zusammen: ursprüngliche Tiefe, unerschöpfte Productivität und doch dies Kränkeln, während jenes auf Fülle, auf Gesundheit deutet. Das Seltsame steht damit nicht im Widerspruch, und gerade dies schätzte man ja so sehr an den großen Vorbildern. Wir fragen allerdings, ob das Streben nach markiger Naturwahrheit und so viel Energie in jeder Richtung Symptom des Kränkelns sein könne, oder ob sich nicht mit gleichem Recht dem Werther, der Stella ein solcher Vorwurf machen lasse. Gesteht doch Goethe selbst ein, daß er die Empfindsamkeit abthun mußte, während Lenz von ihr frei war und blieb. Also wird dieses so ruhig gesagte und so schwer treffende Wort wohl abzulehnen sein, und wir können höchstens etwas Gespanntes, Excentrisches in Lenz zugeben, das aber

großentheils in der Unruhe der Zeit und in dem Umschlag der gesammten Kunstansicht liegt; ja wir würden ihn eher krank nennen als kränkelnd, und dies mehr in den späteren Werken.

Weiterhin ganz gelegentlich, wo Goethe von einer großen Liebesintrigue Lenzens erzählt, von der wir sonst nichts wissen, wirft er hin: „Die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten, und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich gränzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann." Das letztere ist gewiß, so allgemein gesagt, durchaus nicht in Richtigkeit, es enthält mit einem Schlage eine plötzliche Entwerthung aller Lenzischen Werke, gegen die wir um so mehr Protest einlegen müssen, als hier Absicht vorhanden scheint. In Lenzens Werken ist viel Composition, immer mehr sehen wir ihn nach gedrungener Form streben, ja Goethe's Götz selbst verliert sich mehr ins Weite, als das von irgend einem Stück Lenzens gesagt werden kann, der stets seine Fäden, wie viel ihrer auch sein mögen, sehr sorgfältig in der Hand hält, und sein Sechsgespann vom Bock aus zu kutschiren versteht.

Nun fährt aber Goethe unmittelbar fort: „Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das nächste, das eigentlich hieher gehört."

Die Worte sind diplomatisch ausweichend und mit vieler Berechnung gewählt; ich bin aber nicht der erste, der an ihnen Anstoß nimmt. Nach dem, was neuerdings von Lenz bekannt geworden, muß befremden, daß Goethe mit keinem Wort der Verhältnisse in Sesenheim gedenkt, daß er nicht die kleinste Andeutung giebt über Lenzens Leidenschaft, daß er als fraglich hinstellt, was er selbst so gut wußte, vielleicht besser als irgend ein anderer, zumal da er den „Waldbruder" und den „Tantalus", wahrscheinlich noch mehreres andere in seinem Besitz hatte. Als nach Lenzens Tode Schiller nach diesen Dingen verlangte, die er zu schätzen wußte, rückte Goethe nur spärlich damit heraus; man sehe den Briefwechsel. Von dem Mitgetheilten wurde „der Waldbruder" in den Horen und „Tantalus" im Schillerschen Musenalmanach von 1798 gedruckt. Ebenda „die Liebe auf dem Lande", d. h. eben das Stück, in welchem Lenz Goethe so freundlich ein Zeichen giebt, daß Friederike seiner noch in Liebe gedenke: wie konnte er ihm da so böse Absicht beimessen!

Noch auffallender wird dies Ausweichen über Lenz in Sesenheim durch das vom ehrlichen Ackermann arglos mitgetheilte Goethe'sche Manuscript (s. o.), aus welchem hervorgeht, daß anfangs eine Darstellung über Lenz in Sesenheim in Wahrheit und Dichtung aufgenommen werden sollte, freilich nicht diejenige, welche wir auf die Seite der Wahrheit stellen würden. Lenz habe die Farce gegen Wieland nur drucken lassen in der Absicht, ihm zu schaden, und habe sich nur in Friederike verliebt gestellt, bloß um hinter Goethe's Geheimnisse zu kommen. Diese litterarische Verfolgung ist eben so falsch als die verstellte Liebe; wir kennen die Verhältnisse jetzt besser.

Goethe zog später vor, nur Weniges von diesem Concept, wie Dorer richtig annimmt,*) in sein Leben einfließen zu lassen, statt dessen aber malt er uns eine andere verstellte Liebe Lenzens aus, die freilich mit der seinigen in keiner Art collidirt, aber dennoch zweifelhaft bleibt. Ueberhaupt erklärt Goethe Lenz für intriguant und bemüht sich, seine Intrigue sehr ausführlich hervorzuheben (26, 249), ja er legt eine gewisse Bosheit nahe.

---

*) Daß es wirklich ein Concept für Wahrheit und Dichtung war, bestätigt sich mir dadurch, daß die Worte desselben sich zum Theil, aber nur zum Theil, dort wieder finden im 14. Buch: — „ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen Verfolgung ausersehen hatte", und weiterhin, wo erzählt wird, daß Lenz Götter und Wieland habe drucken lassen, heißt es von diesem, daß er „gleichfalls entzückt schien", und bei Goethe's Widerstreben den Druck eiligst betrieb. „Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, womit er mir zu schaden und mich beim Publicum in übeln Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnte." Es entspricht dies dem, was Goethe dort Friederiken in den Mund legt (s. o.). Man vergleiche übrigens Goethe's Brief an Johanna Fahlmer (Briefwechsel mit Jacobi S. 14): „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, Götter, Helden und Wieland durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grace thäten und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vorn Hintern gäben und sagten: Schert euch zum Teufel, ich habe nichts gemeines mehr mit euch." Hier also nennt Goethe sich selbst als Verfasser, und kennt die Gefahr. Und wie sollte er das geistvolle Stück voll treffendster Satire auch geschrieben haben, um es zu verstecken!

Schon Stöber, der durch Documente mit den wahren Verhältnissen bekannt wurde, war genöthigt, hier Protest zu erheben, und es liegt wahrlich nicht in Lenzens Charakter, wie er sich durchhin darlegt. Mag man ihn für reizbar, ja für unklug, auch wohl für ungleich halten, kalte Berechnung, böse Absicht, zumal auf die Dauer, liegt weit von ihm entfernt. Schon Wieland fühlte die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, da er in den Briefen an Merck (s. o.) hervorhebt, Lenz könne boshaft scheinen, während er es nicht sei, und indem er mahnt, ihn ja milde zu beurtheilen: man müsse lange in Weimar gelebt haben und die Verhältnisse genau kennen. Von welcher Art solche der Mißdeutung ausgesetzte Schritte gewesen seien, hat man uns zu sehr verschwiegen, aber auch schon das, was litterarisch zu Tage liegt, konnte dahin führen, ich meine die kleinen litterarischen Mystificationen, die übrigens Goethe sich auch erlaubte, und dann später die starken Bezüglichkeiten in seinen Werken. Vielleicht datirt der Argwohn Goethe's schon aus früher Zeit, daß aber dieser, wie vielleicht alle sehr phantasiereichen Menschen, zum Mißtrauen hinneige, soll Iffland geäußert haben, nach Böttiger (Zustände I, S. 56). Da konnten denn schon Lenzens wohlgemeinte Erinnerungen an Friederike in der Iris (s. o.) Goethe ungelegen sein, der damals um Elise Schönemann warb; vollends verdarb Lenz es mit ihm in Weimar: die sehr verschiedene Ansicht beider von Liebe und Ehe prallte hier hart auf einander. Bei Lenz hat die Liebe, trotz all ihres Feuers, doch eine wesentliche Beimischung von Religiosität, sie ist ausschließend, rein und fromm. Die Grenzen von Freundschaft und Liebe sind streng geschieden, wie sich dies in seinem

Verhältniß zu Frau Schlosser, Frau Sarasin, aber auch Frau von Stein zeigt. Allerdings bei Goethe ganz anders. Dorer sagt in mildester Weise sehr bezeichnend: „Goethe verstand die Kunst zu eigener Rettung und Erreichung eines höheren Zieles gewisse Verhältnisse aufzulösen oder ihnen zu entfliehen." Ich wüßte nicht, wie man das besser ausdrücken sollte;*) in gleichem Sinne, keineswegs tadelnd, eignet Lewes Goethe sehr treffend und schön den „Egoismus des Genius" zu, und dieser eben ist es, wovon Lenz zu wenig scheint besessen zu haben.

Hatte nun Lenz Goethe schon sein Benehmen gegen Friederike verdacht, so konnte Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein vollends seine Billigung nicht haben, Goethe war vielleicht gar eifersüchtig auf Lenz in Bezug auf diese oder eine andere Dame, und seine damalige Flatterhaftigkeit (eines stärkeren Ausdrucks bedient sich Herder) mochte leicht mit Spott oder ernstem Wort von Lenz, zumal an bedeutender Stelle, erfaßt sein: dem Gereizten, und wir wissen, daß man ihm mitspielte, boten sich hier Blößen genug dar, wie sich dies in merkwürdiger Unbefangenheit selbst in dem Briefwechsel an

*) Für die Wahrheit spricht eine Stelle in Goethe's Briefwechsel mit Jacobi. Hier ist S. 57 ein Auszug aus einem Schreiben von Frau Schlosser zu Emmendingen gegeben; da das Schreiben vom 31. October 1779 ist, muß es die zweite Frau sein. Ich entnehme die Worte: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen." So sprach eine Frau, die unparteiisch war und die Verhältnisse kannte.

Frau von Stein offenbart.*) Goethe sah sich hier getroffen, innerlich verletzt, er änderte von dem bekannten Punkt ab plötzlich seine Meinung über Lenz, und entzog ihm, um das wenigste zu sagen, sein Wohlwollen, sein Herz; er war, noch mehr wie bei Klinger, sicherlich mitwirkend zu Lenzens Entfernung, so daß selbst Wieland und Herder nichts gegen ihn vermochten. Und man versteht auch wohl, daß der sittliche Ernst Lenzens, so wie die stete Gefahr, er möchte, zumal gereizt, sich einmal allzu rückhaltlos äußern, wie ohne Zweifel schon geschehen, ihn nicht eben zu einer Figur auf dem glatten Boden eines Hoffalons eigneten. Hiemit hängt denn auch ein gewisses systematisches Stillschweigen nicht nur über Lenz, sondern auch über seine Werke zusammen; und doch scheint dieser gerade einen Theil seiner besten Schöpfungen bei seinem Abgange von Weimar entweder in Goethe's Händen gelassen oder ihm solche noch besonders zugestellt zu haben. Aus Schillers Briefwechsel mit Goethe (No. 268, 274, 275, 311) sehen wir, daß letzterer sich im Besitz einer Anzahl ungedruckter Lenzischer Werke befand, und daß darunter größere und wichtige waren, zeigt der in den Horen von 1797 abgedruckte „Waldbruder", so wie „Tantalus" im Schillerschen Musenalmanach von 1798. Man wünschte sehr, darüber nähere Auskunft zu haben und ist für jetzt nur gewiesen an Lenzens briefliche Aeußerung zu Merck (Briefwechsel 1838, No. 20): „Von verschiedenen Sachen, die theils unter der

*) Wenigstens in einer Anmerkung werde hier der „Miſels" und des „Miſelns" gedacht; das waren Weimarische Kunstausdrücke für kokette Schönen und das flatterhafte Schönthun mit ihnen. Viel davon lieſt man in jenem Briefwechsel.

Presse, theils noch in Goethe's Händen sind, habe ich keine Abschrift."

Aber der Rachsucht, der Verfolgung Lenzens war Goethe nicht fähig, eben so wenig als er von Lenz verfolgt worden ist. Dorer-Egloff giebt, ich weiß nicht, worauf gestützt, Lenz habe das Fragment des Waldbruders Goethe übergeben, in der Absicht, daß dieser es vollende — doch eben im Sinn der ihm bekannten Bezüge und nach künstlerischer Auffassung; und er stellt ferner den sehr sinnreichen Gedanken auf, daß Goethe in seinem Tasso*) das Verhältniß von Lenz vorgeschwebt habe, ein Gedanke, den ich sehr beachtenswerth finde. Es würde uns auf diese Weise am besten erklärt werden, warum Goethe den Tasso als Sonderling dargestellt, vorzüglich aber, warum er dem Antonio ein Uebergewicht gegeben. Daß Goethe selbst dieser Tasso nicht sei, hätte man wohl längst sehen sollen. Die schönsten und bedeutensten Verse würden übrigens dadurch nur noch schöner und bedeutsamer werden:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt —

Vor allen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Auch in Tasso's Schlußworten könnte man glauben, Lenz sprechen zu hören — — wie schade nur, daß wir nicht den

*) Lenz und seine Schriften S. 13: „Und so wird man behaupten dürfen, daß Lenz und sein Schicksal den äußern Anstoß zu Goethe's Tasso gab, worauf die gelehrten Herrn Ausleger von Goethe's Schriften mit Unrecht keine Rücksicht genommen haben."

älteren in Prosa verfaßten Tasso haben. — Auch kommen Stellen vor, die nahe an Lenzens Gedichte anklingen; ich mache z. B. aufmerksam auf das am Schluß des vierten Actes dreimal wiederholte „Auch Sie! Auch Sie!" Lasse man uns dies annehmen, denn es wäre die schönste, edelste Friedensstiftung zwischen zwei Geistern, die sich verkannt, beide berufen, neben einander zu glänzen, aber der eine gehoben durch das höchste Glück, der andere herabgedrückt durch das tiefste Unglück, und selbst durch den, der ihn vor allen hätte fördern sollen. Wie aber, sollten vielleicht in Goethe's Tasso die Andeutungen vorhanden sein, welche wir in seinem Leben vermißten? — Die Umarmung? Die Herausforderung? —

XX.

Stellung in der Litteratur. Schluß.

Wenn nun Lenz sich aus seinen Mitstrebenden herausſondert und sich in die Nähe von Goethe stellt, so können wir ihn mit diesem nur vergleichen, so weit er im Jahr 1777 entwickelt war, denn da endet die litterarische Laufbahn seines Nebenbuhlers. Von größeren Werken Goethe's kommen hier also nur in Betracht: Götz, Werther, Clavigo, Stella, Claudine von Villa-Bella. Dagegen stellt nun Lenz eine nicht zu unterschätzende Reihe von Werken: den Hofmeister, den neuen Menoza, die Soldaten, die Freunde machen den Philosophen, den Engländer, dann den Roman der Waldbruder — dazu die verlorenen: die Algierer, die Laube, die wahrscheinlich nicht zur vollständigen Ausführung gekommene Catharina von Siena — wobei zu bemerken, daß Lenz bei weitem mehr in derselben Bahn geblieben ist, in unseren Augen kein geringes Lob. Auch ist ein Fortschritt unverkennbar, denn die Zeichnung wird edler, die Form reiner. In allen diesen Stücken, worin ich eben Goethe durchaus widersprechen muß, zeigt sich die überlegteste Composition; so sehr man auch die Lebendigkeit der Ausführung zu schätzen hat, so stehen die Vorzüge der Anlage, des Baues, wohl noch höher. Lenz, der

von der Natur, von der Darstellung des Wirklichen ausging, hat dennoch eine strenge Schule, geht durchaus als Künstler zu Werk und hat hier den Vergleich mit keinem seiner Zeitgenossen zu scheuen, ja überragt in diesem wichtigen Stück vielleicht alle. Er steht auf Lessing und Shakespeare, hat letzterem aber nicht etwa seine Aeußerlichkeit, sondern vielmehr seine innersten Tugenden abgelernt, seine Naturauffassung und seine Kunst, dabei aber die eigene durchaus behalten. Die Verbindung und Aufeinanderfolge der Scenen ist musterhaft, die Ironie des Schicksals, die Illusionen der Leidenschaft mächtig ergreifend. Er ist nie von dieser Bahn gewichen, und er betrat sie frühzeitig, er hatte den großen Vortheil voraus, nie dem französischen Geschmack gehuldigt zu haben, es bedurfte für ihn nicht, wie für Goethe, einer Umkehr.

Und so ist nun auch aufzufassen, daß Lenz viel tiefer und ursprünglicher, viel fester und dauernder ein Gegner der Wielandischen Art war und sein mußte. Jene anständige Verkleidung sinnlichen Reizes, jene Lüsternheit, jene epicuräische Verbindung von Philosophie und Wollust war ihm in innerster Seele zuwider. Von Klopstock und den Engländern ausgehend, die Liebe durchaus in aller Geistigkeit und Hoheit auffassend, weshalb er denn auch Petrarka damit so leicht verbinden konnte, war er doch anderseits, jenen verführerischen Verhüllungen gegenüber, gerade zur entschiedensten Derbheit geneigt, sofern sich darin eben so viel Kraft als Unschuld ausspreche — Herder hatte diesen Weg in seinen kritischen Wäldern gewiesen, Shakespeare, Homer und das gesammte Alterthum waren darin leuchtende Vorbilder, nicht zu vergessen der Sprache Luthers und der Bibel. So steht denn wohl Lenz

unter denen da, die zuerst, dem Zeitalter zum Trotz, das Unumwundene und Nackte, ja das Rauhe und Borstige suchten, und es möchte auch hier fraglich sein, wer eigentlich früher die Bahn betreten habe, Lenz oder Goethe. Letzterer fand in seiner alten Lebensbeschreibung des Götz viel Veranlassung in diesen Ton einzugehen, und der Sprachreichthum, den Frankfurts Gassen nach dieser Seite hin entwickelten, kam ihm trefflich zu statten. Ich mache auch hier wieder darauf aufmerksam, daß Goethe, der so viel und unbestreitbare Vorzüge behält, nicht zugleich überall die Priorität in Anspruch zu nehmen braucht. Man gab sie ihm nur zu willig, weil die Lesewelt, nicht wie die Könige, leicht vergißt und weil schwache Kritiker glauben, daß die Originalität bedingt sei von der Priorität. Nun war Goethe's Farce gegen Wieland auch wirklich früher erschienen; Lenz ja selbst ließ sie drucken, und nicht um Goethe zu schaden, sondern weil sie in seinem Geist verfaßt war.

Schon in der Mitte seiner ruhmwürdigen Dichterlaufbahn sehen wir Lenz auf eine eigenthümliche Weise gehemmt, die letzten Werke nämlich stehen so sehr unter dem Einfluß einer übermächtigen Leidenschaft, welche dem Dichter nur noch Einen Gedanken ließ, und allerdings seine Production mehr in die Enge trieb, während sie seine Kraft nur noch gesteigert zu haben scheint. Dies beginnt schon in dem Stück „die Freunde machen den Philosophen", geht dann fort in dem „Petrarch", dem „Tantalus", dem „Waldbruder", dem „Engländer", Stücke, deren Werth man nicht nach ihrem äußern Umfange schätzen möge, denn sie stehen an Empfindung, an geistigem Gehalt, in Erfindung und Ausführung bedeutend da und

verdienen eine höchst ehrenvolle Stellung in der deutschen Litteratur, ganz abgesehen von ihrem Interesse in Bezug auf des Dichters Schicksal.

Goethe hat zur Zeit, da Lenz neben ihm sich entwickelte, noch keinen Faust und Egmont geschrieben, noch keine Iphigenie und keinen Tasso, seine Entwickelung ging freilich darauf hin; allein auch Lenz war nicht ohne ein höheres Ideal und seine Stücke selbst zeigen uns eine Progression, die verständlich deutet, wohin er wollte. Er tauchte tief ins unmittelbare Leben, in die Gestalten und selbst Fratzen der Gegenwart, aber nicht um bei ihnen zu bleiben; er kannte höhere Regionen der Kunst sehr wohl, wie er sich denn eben darum so innig der Leistungen Goethe's erfreute, der schneller diese Höhe gewann.

Wir haben ein Bekenntniß von Lenz in einem Brief an Merck vom 14. März 1775, von dem man, nach meinem Urtheil, einen argen Mißbrauch gemacht hat. Dort schreibt nämlich Lenz: „Meine Gemälde sind alle noch ohne Styl, sehr wild und nachlässig auf einander gekleckt, haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichten Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb in Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann." Aus dieser Aeußerung, die ohnedies einer besonderen gedrückten Stimmung angehört, hat man sich nicht gescheut, ganz allgemein Folgerungen für Lenzens Leistung zu ziehen: er bekenne ja selbst, wie wenig wahrer Werth in seinen Arbeiten sei. O hütet euch, ihr Poeten, vor irgend einer Aeußerung der Bescheidenheit und

vollends der vorübergehenden Muthlosigkeit, denn sogleich kommt ein Philister und nimmt das für ein Selbstgeständniß eures Unvermögens! So hat man gefolgert, und was hätte man billigerweise folgern sollen? Daß der Dichter, an dem seine Freunde schon so viel fanden, und mit Grund fanden, daß er selbst sich noch sehr wenig genügte, daß er ein viel höheres Ziel im Auge hatte! Es fehlt meinen Gemälden noch an Styl: mit diesem Wort ist viel gesagt, und dies eben zeigt den reifenden Künstler. Nun ist aber auch wohl zu beachten, wann Lenz dieses Wort gesprochen, zu Anfang des Jahres 1775, und von da ab haben wir noch seine allerbedeutendste Künstlerthätigkeit, eben in der Richtung vorschreitend, welche er hier bezeichnet.

Zu verbinden ist damit eine Aeußerung gegen Herder in dem Brief vom 28. August 1775, auch hier, in großer Aufregung und übergroßer Zerknirschung, richtet er verlangend seinen Blick nach der „Sphäre der Herrlichkeit" und setzt hinzu: „O ja, auch ich werde mein Haupt aufheben." Und er hat es wirklich schon gethan. Man vergesse nicht, daß es Goethe um diese Zeit eben so an Stil und durchgebildeter Form gebricht, der damals seine Unruhe in Schwänken austobte, in Singspielen und der Stella.*) Wiederholt ist aufmerksam zu machen, daß, wenn es den Vergleich mit Lenz gilt, Goethe's Arbeiten nicht in der Gestalt zu nehmen sind, welche sie jetzt in unseren Ausgaben haben, denn stark ist die Bearbeitung, welcher der Dichter jene früheren Werke

*) S. Schöll: Goethe's Briefe an Frau von Stein. Einleitung S. XXV.

nach einem Menschenalter unterworfen hat. Man erinnere sich, daß Götz und Werther in der Ausdrucksweise viel anders waren, daß Stella einen dem jetzigen entgegengesetzten Schluß hatte, daß im Clavigo Stellen vorkamen, welche die Kritik kannibalisch fand,*) und daß in der ältern prosaischen Gestalt von Erwin und Elmire (1775) eine Mutter, Olimpia,**) figurirte, die an stilloser Zeichnung und unedler Natürlichkeit sich dem vollkommen an die Seite stellt, was von der Art etwa in Lenzens „Hofmeister" (von 1772) mißfallen möchte. Es

*) Beaumarchais sagte in der ersten Ausgabe racheschnaubend: „Fangen wollt' ich ihn lebendig und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesichte braten und mir's schmecken lassen und euch auftischen, Weiber!"

**) Olimpia sagt unter andern zu ihrer melancholischen Tochter: — „So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte und nahmen Männer, ohne kaum etwas von einer Assemblee, von Kartenspiel und Gold zu wissen. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln und waren herrlich dabei; und eh man sich's versah, paff! hatten wir einen Mann." Ferner die Mutter zur Tochter: — „Daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erlösung passt, wenn die nicht kommen will, das ist natürlich! Ist denn das Dein Fall? Du, die Du sechse haben kannst für einen, die Du eine Mutter hast, welche sagt: nimm, welchen Du willt von den sechsen, und wenn Dir ein siebenter etwa in die Augen sticht, Dir am Herzen liegt, sag mir ihn, nenn' mir ihn! Wir wollen sehn, wie wir ihm ankommen." Noch schlimmer Erwin der Liebhaber, der sich und seine Genossen einem Hunde vergleicht: — „Da denn der arme Teufel ein Gepelfere verführt und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden." Goethe selbst fand später das Stück äußerst platt und nannte es „eine Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." Das war es aber eigentlich nicht, sondern es hatten sich Zeit und Geschmack geändert. Auch dies ist man der Gerechtigkeit schuldig.

handelt sich hier aber nicht sowohl um eine Vernachlässigung, als vielmehr um ein Princip, um eine Richtung.

Und doch war Lenz ungerecht gegen sich selbst und sein Schicksal. Eben das Unglück, das er beklagte, das ihm durchaus nur als ein Hemmniß erschien, eben dies gab ihm die tiefsten, die seelenvollsten Töne seiner Poesie. Goethe hat so viel Theilnahme dem unglücklichen Günther zugewandt und seinen aus tiefer Brust geschöpften Seufzern zur Anerkennung ihres poetischen Werthes verholfen; Lenz nun hat Aehnlichkeit mit Günther, allein er steht auf einer ungleich höhern Stufe, ist tausendmal mehr, die Idealität seiner Liebe stellt ihn in nächste Nähe von Petrarka, den er aber gleichfalls an Tiefe und Innigkeit, an Leidenschaft, an Wärme und Phantasie weit überragt.

Wenn Lenz irgendwo den Vergleich mit Goethe nicht zu scheuen hat, so ist das auf dem Gebiet seiner Liebeslieder. Ich brauche die Vorzüge der Goethe'schen nicht ins Licht zu stellen, denn sie sind von der Welt anerkannt, allein auch Lenz, um uns auf das mäßigste auszudrücken, hat der deutschen Art zu lieben einen reinen und mächtigen Ausdruck gegeben, Ernst, Hoheit, Ewigkeit ist in seiner Liebe; selbst bei starker Sinnlichkeit und voller Blutwärme, von der sie ausgeht, liegt ihr sinnliche Genußsucht fern, noch mehr aber Flatterhaftigkeit, Eitelkeit. Lenz ist kühn und glühend im Verlangen, stark und rührend im Entsagen, und wie reich die Tonleiter dazwischen! Daß ihm auf dieser Seite bisher die Anerkennung gefehlt hat, darf freilich nicht Wunder nehmen, denn ein Theil seiner Lieder war vergraben, die anderen, bei Tieck wie werthloses Gut durch einander geschüttet, sind erst

neuerdings verständlich geworden. Ein sinniger Kritiker hätte freilich längst ihren Werth erkennen sollen! Goethe selbst nannte sie in einem Brief an Merck sublimora; leider verlor er in seinem Leben darüber kein Wort.

An Inhalt und zum Theil auch in der Form seiner lyrischen Gedichte erinnert Lenz, daß er von Klopstock ausgegangen sei, es ist eben jene fromme, wesentlich religiöse Liebe. Der kühne Anlauf, den Klopstock genommen, erhält durch Lenz erst seinen Abschluß, jene Einseitigkeit hier erst ihre Ausgleichung. Was bei Klopstock allgemein und unbestimmt, mitunter wohl abstract und hohl war, füllt sich hier mit der wahrsten, tiefsten Empfindung, erhält Gestalt, Körper und Gegenwart. Gleiches gilt von der Form, auch hier ist ein Mittelweg gefunden. Wie Lenz dem Inhalt nach die verbrauchten Amoretten und den abgenutzten Olymp in seinen Gedichten als Maschinerie verwirft und nichts anderes an ihre Stelle setzt, sondern nur die Wahrheit des gegenwärtigen Lebens poetisch verklärt, so flieht er auch die antiken Maaße; sie würden der Unmittelbarkeit seines Empfindens und Dichtens Eintrag thun. Er kehrt zur lyrischen Reimform zurück, hat aber daneben doch auch reimlose, einfach rhythmisch gebaute Gedichte, die recht wohl ins Ohr fallen, und einen natürlichen Zusammenhang von Form und Inhalt ergeben. Die Formlosigkeit ist hier nicht groß und findet ihre Rechtfertigung in dem Inhalt; der lyrische Schwung ersetzt, was an Regelmäßigkeit des Rhythmus abgeht, die Empfindung selbst scheint hier diese Form zu bedingen, denn alles ist Erguß des unmittelbarsten Moments. Nur für recht eigentliche Improvisationen finden wir diese freie Form; daneben zeigt der Dichter, daß er auch in einer strengeren sich

mit wahrer Meisterschaft bewegen könne, und an Gedrungenheit thut es ihm keiner zuvor.

Wie Lenz im Drama die Kluft zwischen Lessing und Goethe füllt, so stellt er sich in seinen lyrischen Gedichten auf eigenthümliche Weise zwischen Klopstock und Goethe. Unmittelbarer, sinnlicher, körperlicher als jener, ist er wieder geistiger und geistlicher als dieser, und durchaus ernster gestimmt. Auf beiden Seiten nimmt er, was man für seine gesammte Beurtheilung nie vergesse, einen vorgoetheschen Standpunkt ein, allein in manchen Punkten ist er ihm doch wieder vorauf geeilt, oder hat nie, wie Goethe, anfangs in dem älteren Stil gewurzelt. Lenz verwarf sogleich in seinem Ausgange den Alexandriner, wir haben von ihm kein Stück nach französischem oder italienischem Zuschnitt, und so findet sich bei ihm auch kein Gedicht nach jener altmodisch tändelnden Art; wenn er aber ausnahmsweise seine Geliebte, die ihm in sehr bestimmtem Bilde vorschwebt, unter dem Namen Phyllis verbirgt, so giebt Ton und Inhalt uns doch sogleich etwas ganz anderes als jene kühle Schäferpoesie von Daphnis und Chloe. Bekanntlich hat die Verwechselung eines Jacobi'schen Gedichtes mit Goethe'schen stattgefunden, welche Goethe selbst adoptirte — bei Lenz würde das unmöglich gewesen sein — er geht hier nach einer ganz anderen Richtung, steht auf einer ganz anderen Entwickelungsreihe. Während Goethe in der Lyrik anfangs sich noch der älteren Weise anschloß, hatte unser Dichter schon *fest und sicher den Geist der neueren Lyrik*: unmittelbare Wahrheit des Bildes und der Empfindung. Und das in den Jahren 1774 bis 77!

Wie wenig nun ist dies erkannt! Hätte Lenz nichts weiter

geschrieben als seine lyrischen Gedichte, so müßten diese allein schon ihm einen bedeutenden Platz neben Goethe sichern; allein keine der älteren Anthologien, weder die sehr umfassende von Matthisson noch die unter Tiecks Augen veranstaltete Braga in zehn Bänden, und nur kaum die eine oder andere der neuern kennt ein Gedicht von Lenz. Matthisson nahm die Ode auf den Wein von L. F. Lenz auf, von einem deutschen Dichter Reinhold Lenz wußte er nichts. Dieser also gab den Beweis, daß man in Deutschland ein großer Lyriker sein und beinahe hundert Jahre lang unbekannt bleiben kann.

Aber auch weiter fällt der Vergleich mit Goethe nicht ungünstig für Lenz aus; behält Goethe unbestreitbar Vorzüge, so hat doch auch Lenz die seinigen. Beider Naturen sind von Hause aus verschieden. Man darf Goethe leichtblütiger nennen; er ist Lenz überlegen an Schönheitsgefühl, an Glückseligkeit, es ist in ihm mehr Sonne, mehr Aether, er ist einschmeichelnder, hinreißender; aber Lenz steht an darstellender Kraft nicht zurück, eben so wenig an Kunst, in der Gestaltung zum Kunstganzen, er übertrifft ihn aber vielleicht in zwei wichtigen Punkten, an Energie einzelner Züge, und an Strenge der sittlichen Auffassung, in beider Rücksicht wird man ihn ernster und männlicher finden. Daß es ihm aber auch an entgegengesetzten Tugenden nicht mangelt, giebt Goethe zu, der ihm zwischendurch „eine liebliche Zärtlichkeit" beimißt. Seine Werke, für die hoffentlich noch eine neue Zeit beginnt, werden nie auf ein großes Publikum zu rechnen haben, in manchem ist Abstoßendes für den zarten, namentlich verbildeten Geschmack, in andern wieder verbindet sich das Großartige mit Feinheiten der Kunst, welche in ihrem ganzen Maaß nur von dem

kleineren Kreise der Kunstverständigen genossen werden. So viel wahres Herz auch in all seinen Werken schlägt, so viel Zeichnung des Menschen, so viel Spannung und Rührung wir antreffen, so ist doch nicht die mindeste Rücksicht genommen auf das, was der Menge zusagt, was der vorhandenen Lesewelt schmeichelt. Lenz erscheint hier als ein stolzer Künstler — als solcher an sich schon zu einer gewissen Einsamkeit verdammt.

Desto mehr aber wirkte er auf strebende Geister, ja er scheint mehr zur Nachfolge aufgerufen zu haben als Goethe, schon darum, weil er selbst mehr bestimmte Bahn hat. Sein Einfluß erstreckt sich weit in die deutsche Litteratur hinein, zunächst auf Klinger und Wagner. Ich wiederhole, daß Klinger nicht nur neben Goethe auch Lenz nachahmte, sondern diesen sogar vor jenem, denn „Das leidende Weib" ist vor dem „Otto" geschrieben und jenes entspricht dem „Hofmeister" wie dieser dem „Götz". Mit Wagner, dessen „Kindesmörderin" auch bei weitem mehr der von Lenz eröffneten Bahn folgt, hat er ohnedies das Motiv der „Kindesmörderin" gemein in seinem Roman vom Jahr 1776, aber schon der „Hofmeister" führte in die nächste Nähe dieses mächtigen Motivs und kündigte es für eins der folgenden Dramen an. Aber auch für Goethe war Lenz nicht nur ein wichtiger Begleiter, sondern in manchen Stücken auch, das wird man ohne des großen Dichters Nachtheil zugestehen können, sein Vorgänger. Der Shakespeare'schen Studien ward schon gedacht, eben so der Aehnlichkeit des Drackenburgh im „Egmont" mit dem früheren Stolzius in Lenzens „Soldaten", auch gewisse Vorklänge faustischer Scenen finden sich eben hier; in der Gestalt des Prinzen Tandi, der mit der Unbefangenheit und

Reinheit seiner Seele den Sieg über Rohheit, Convention und Intrigue davonträgt, ließe sich sogar, bei allem Abstand der Sphäre, ein Analogon des schönen Grundgedankens der Goethe'schen „Iphigenie" erkennen:

Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt u. s. w.

Jedenfalls ist Lenz in der Hauptentwickelung ein wichtiges Verbindungsglied, denn er führt, um gleich das Bedeutendste zu nennen, von Lessings Sara und Emilia hinüber zu Schillers Räubern und zu Schillers Kabale und Liebe. Schon in seinem Stück „Die beiden Alten" liegt ein naher Anknüpfungspunkt für die Räuber, er ist es aber überhaupt, der dem von Lessing gebrachten bürgerlichen Trauerspiel mehr Leben, mehr Blut und Feuer gab. Auf Lenz großentheils steht Klinger und auch dieser, in seiner ungestümen Art, in der Heftigkeit des Ausdrucks, so wie auch in manchen Motiven, ist der Vorgänger Schillers für jene ersten Stücke geworden. Gleiches gilt von Wagner, der ebenfalls mehr auf Lenz als Goethe stehen dürfte; in seinem Stück „Die Reue nach der That" wird aber nicht mit Unrecht Schillers „Kabale und Liebe" vorgebildet gefunden. Lenz wirkte ferner auf Schröder, seinen großen Bewunderer, durch ihn auf Iffland. Anderseits bildete nun auch der rüstigste von Lenzens Nachfolgern, Klinger, zugleich selbst den Uebergang zu Iffland und Kotzebue, von denen er selbst alsbald verdrängt wurde. Lenz dagegen, von dem nur in Hamburg „Der Hofmeister" auf die Bühne kam, bleibt, wofür ihn schon zu seiner Zeit Schröder hielt, ein Muster theatralischer Scenenbildung, vor allen Dingen aber ein Muster solider dramatischer Composition, und

in der That wüßte ich von allen Deutschen ihm hier niemanden vorzuziehen.

Endlich ist noch des Einflusses zu gedenken, den Lenz auf einen bedeutenden, wenn auch ganz untheatralischen Dichter gehabt; es ist dies kein geringerer als Ludwig Tieck. Dieser selbst erzählt, daß frühzeitig „Der Hofmeister" auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht habe, und in der That läßt sich eine gewisse Aehnlichkeit der früheren Tieckschen Dramen mit den Lenzischen schwer verkennen, gewiß auch eine Wirkung, welche Lenz zur Ehre gereicht.*)

Noch einmal muß ich hier auf Goethe's so allgemein hingestellten Tadel zurückkommen, Lenz habe sich grenzenlos im Einzelnen verflossen, an einem unendlichen Faden habe er sich ohne Absicht hingesponnen. Die Werke widerlegen dies, wir finden hier das bestimmte Gegentheil. Er, der vom Studium des Shakespeare und des Plautus ausging, und hinter letzterem liegen die sehr wohlgeformten Stücke der Griechen, faßte von Hause aus die dramatische Composition ins Auge; mag in seinen früheren Stücken auch ein bunter Scenenwechsel sein, die dramatische Abrundung fehlt nirgend,

*) Die Aehnlichkeit der Tieckschen Komödien mit den Lenzischen ist besonders von Rosenkranz, Studien I, S. 300, ins Licht gestellt worden; wenn indessen der Kritiker Lenzens Pandämonium, auf das er große Stücke hält, für Tiecks Vorbild zu nehmen scheint, so muß erinnert werden, daß dies, zuerst im Jahr 1819 gedruckt, Tieck damals nicht bekannt sein konnte. Die sonst beachtenswerthe Stelle lautet: — „ich habe nur zu berichten, daß diese Lenzische Skizze von den Tieckschen Komödien sich durch nichts unterscheidet, die größere Straffheit der Behandlung (auf Seiten der Lenzischen nämlich) etwa ausgenommen. Im Tone jedoch, in der Auffassung herrscht eine Uebereinstimmung, welche Erstaunen abnöthigt."

niemals begegnen uns Scenen, die wie Guckkastenbilder und Setzstücke sich vorschieben, sondern alles hängt zusammen, giebt Fortschritt der Handlung und hat Beziehung zum Ganzen, ich finde ihn aber specifisch dramatisch, keineswegs episch dramatisch. Wollen wir in diesem Punkt Goethe's „Götz", oder auch selbst seinen „Egmont" genau zum Vergleich heranziehen, so haben diese viel eher die Beimischung eines epischen Elementes und gerade ein sehr unbefangener Urtheiler, der Engländer Lewes, hat, bei allem sonstigen Anerkenntniß, auf dieser Seite eine weite Kluft zwischen Shakespeare und Goethe's „Götz" gefunden. Auch Schiller hat in dem Maaß, als die Einflüsse von Lessing und Lenz für ihn zurücktraten und Goethe mehr für ihn maaßgebend wurde, sich in seiner mittleren Periode, von Carlos bis Wallenstein, von der strengen Form des Dramas ins Dramatisirte verloren, bis ihn dann fortschreitende Einsicht unter großer Anstrengung wieder mehr auf die gedrungen dramatische Form zurückführte. Ein großes Bekenntniß liegt darin, daß Goethe selbst seinen „Götz" nur „dramatisirt" nannte, was er denn auch hat bleiben müssen bei aller späteren Umarbeitung. Nun aber frage man sich, ob Lenzens Stücke auch nur dramatisirt seien, oder wahres Drama. Ich glaube das letztere.

Nun ist Lenz aber, mittelbar und unmittelbar, *der eigentliche Begründer des Schauspiels*, d. h. derjenigen Gattung, welche den Deutschen am eigenthümlichsten ist, sich am meisten festgesetzt hat und die Stütze des Theaters in Deutschland geblieben ist. Die Sache, welche wir schon gelegentlich berührt, verdient jetzt ein Verweilen. Zwei reine Formen des Dramas sind uns vom Alterthum in der Tragödie und Ko-

mödie überliefert worden, jene hat einerseits tragischen Inhalt, anderseits Erhabenheit der Form und der gesammten Haltung, diese steigt einerseits in niedere Regionen herab, ist dann aber wesentlich nach Inhalt und Auffassung durchaus heiter. Beide Stücke gehören auf beiden Seiten wesentlich zusammen. Allein von diesen reinen Formen ist man allmälig gewichen, schon die Griechen hatten in weiterer Entwickelung der Tragödie, bei Euripides, Tragödien mit befriedigendem Ausgang, anderseits zog die spätere Komödie schon ernstere Situationen mit heran, wenn sie auch nicht überwiegend blieben, sondern ihre Lösung fanden. Das Mittelalter ging darin noch ungleich weiter, hier mischte sich Ernst und Scherz in allen Verhältnissen, wie das eben ein roherer Geschmack mit sich brachte; bei Shakespeare und mehr noch bei Calderon, sehen wir davon die Nachklänge; letzterer, der uns überhaupt am besten ein Bild der mittelalterlichen Tradition für das Drama giebt, mischte stets Tragödie und Komödie zu gleichen Theilen, die Stücke schreiten fort gleichsam in zwei Stockwerken neben einander. Bei Erneuerung der klassischen Kunst durch die Italiener und Franzosen hielt man wieder auf die reinen Formen der Tragödie und des Lustspiels, allein in so engen Schranken, daß mit dem Verbrauch der zugelassenen Motive und Situationen die Langeweile eintrat. Von England her empfing man die Anregung für das bürgerliche Trauerspiel. Es fand Anklang in Frankreich und Deutschland, und hier ist es Lessing selbst, der es einbürgern half. Dies bürgerliche Trauerspiel ist nun aber selbst eine gefährliche Mischgattung, denn es behält das Tragische, giebt aber die Erhabenheit preis. Das Tragische rückt dadurch, daß es in nächste Lebenskreise

gesetzt und mit allen Zügen der Wirklichkeit erscheint, dem Beschauer freilich stark auf den Leib, erschüttert selbst den Fühllosesten, allein die Idealität, die wahre künstlerische Wirkung geht verloren, das Tragische ist nur noch niederschlagend, nicht mehr erhebend. Dies nun eben scheint Lenz sehr wohl erkannt, er scheint die Mängel des bürgerlichen Trauerspiels begriffen zu haben, er scheint sie ausdrücklich und bewußt zu meiden. Sein Streben nach Wahrheit führt ihn auch in die Kreise des gegenwärtigen Lebens, allein das eigentlich Tragische glaubte er hier nicht geben zu dürfen. Eben so viel als in diesem Kreise an Erhabenheit fehlt, um eben so viel muß nachgelassen werden vom Tragischen. Deshalb geht Lenz nur eben bis in die Nähe des Tragischen, streift nur eben an dasselbe, um immer noch eine Lösung zum Guten, wenigstens eine theilweise, übrig zu behalten. Er kommt dem Tragischen oft sehr nah, allein er ist nicht ganz tragisch, in den „Soldaten" opfert er mit dem Schuldigen auch den unschuldigen Stolzius, allein für Tochter und Vater behält er sich die Rettung vor. Im „Hofmeister" und der „Seraphine" erhalten die Personen zwar schwere Wunden, allein ihr Leib, ihre Seele bleibt erhalten. So ist denn diese Art von Stücken, die man leicht für eine noch fernere Mischgattung halten könnte, noch weiter auf der Mitte von Trauerspiel und Lustspiel, doch im Grunde nur eine Rectification des bürgerlichen Trauerspiels und hat mehr Berechtigung als dies. Das hat der Verlauf gezeigt: hierauf beruhen die Erfolge von Schröder, von Iffland und Kotzebue. Sie gehen in der von Lenz eröffneten Bahn fort und sind ihm nicht sowohl an Bühnenkenntniß, als vielmehr an Kenntniß des Publikums überlegen, während jener

nur sein Ideal der Kunst im Auge hatte. Iffland und Kotzebue würden noch heute in Ehren bestehen, wenn sie nicht an Stelle des Poetischen, das sie ganz opfern, oft philisterhaftes Moralisiren und allzu wohlfeile, oberflächlich geschöpfte Rührung brächten. Diesem Umstande haben sie es zu danken, daß man ihre Stücke, zumal als man sich in die Gattung noch nicht finden konnte, „weinerliche Lustspiele" nannte; an sich in der Gattung liegt dies nicht.

Daß Lenz wirklich der Begründer des bürgerlichen Schauspiels als einer neuen Gattung sei, dafür spricht besonders noch, daß er die Sache und ihr Princip hat, aber noch nicht den Namen. Diesen fand er so wenig vor als die Sache. Cronegk, Weiße, Brawe kannten nur Trauerspiel und Lustspiel, eben so Lessing, der auch seinen Nathan, weil er keins von beiden war, nur ein Drama zu nennen wußte.*) Daneben hatte man Schäferspiel, früher Schäferei genannt, Festspiel, Vorspiel, Nachspiel, Oper, Operette, nur kein Schauspiel, wenn darunter eine besondere Gattung gemeint sein sollte. Lenz selbst befand sich in Verlegenheit wegen eines Namens für seine Stücke; er schrieb an Salzmann, daß sein „Hofmeister" mit gebräuchlichem Namen ein Trauerspiel sei, doch nannte er ihn „Komödie", natürlich nicht nach den ernsten Motiven, die darin spielen, sondern nach der Sphäre, in der es sich bewegt. Er nannte das Stück Komödie, eben so die ferneren, nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern in einem neuen, veränderten. Komödie war ihm allgemeiner,

*) Auch bei Eschenburg in seiner Beispielsammlung, die bekanntlich nach Gattungen eingerichtet ist, kommt im siebenten Bande (1793) nur Lustspiel und Trauerspiel, noch kein Schauspiel vor.

wie auch schon Plautus, wie namentlich Dante und andere Italiener das Wort gebraucht, das Wort ließ eine Anwendung zu auf seine specielle Gattung. Wohl hütete er sich Lustspiel zu sagen, er wählte mit Absicht das fremde Wort, denn eben seine Stücke sind wesentlich ernst, unterscheiden sich oft nicht viel vom Trauerspiel, bleiben diesem näher, nur daß sie eine gewisse Lösung bringen, entsprechend der gewählten niedrigeren Sphäre. Man konnte durch Lenz selbst hierüber aufgeklärt werden. In seiner Selbstrecension des „Neuen Menoza" lesen wir: „Ich nenne durchaus Komödie nicht eine Vorstellung, die bloß Lachen erregt, sondern eine Vorstellung die für Jedermann ist." Die Tragödie sei das nicht. Ferner: „Komödie ist Gemälde der menschlichen Gesellschaft und wenn die ernsthaft wird, kann das Gemälde nicht lachend werden." Also Komödie bezeichnet ihm nur die Sphäre.

Und was haben nun die neueren Kritiker gethan? Eben das was die älteren: Statt Lenz das Verdienst der Begründung einer neuen Gattung zu lassen, und zwar einer bessern als das bürgerliche Trauerspiel, hat man sich an den bloßen Namen gehalten und von seinen „schauerlichen Lustspielen" gesprochen.*) So läßt sich Verdienst in Tadel verkehren, und das heißt Auffassung der deutschen Litteratur.

Und wo nun setzt sich der Name Schauspiel fest? Er

*) Leider thut dies K. Gödeke in seinem sonst so schätzbaren und nützlichen Grundriß. Und dazu kommt nun gar noch die fromme Gläubigkeit an Goethe's ungerechten Ausspruch von „gränzenlosem Verfließen" und „Hinspinnen am unendlichen Faden"; so bleibt denn freilich für Lenz nichts übrig; einer der schätzbarsten Autoren der deutschen Litteratur wäre durch diesen Wegweiser ausgewiesen!

setzt sich fest für die durch Lenz eingeführte Gattung am Ende der siebziger und in den achtziger Jahren. Zuerst, wiewohl in anderem Sinne, scheint ihn Goethe in Umlauf gebracht zu haben, eben durch seinen Götz. In der ältesten Gestalt (von 1771—1772), welche erst später erschien, nannte sich das Stück „Dramatisirte Geschichte", allein in der Form, in der es im Frühling 1773 in die Oeffentlichkeit trat, hieß es „ein Schauspiel". Diesen Namen hatte Goethe nicht gewählt, um eine Gattung damit zu bezeichnen, denn im Wesentlichen ist das Stück eine vollständige Tragödie, sondern er nannte es nur mit dem damals noch allgemeineren Namen, um die speciellen Ansprüche an eine Tragödie fernzuhalten. So nannte sich denn auch ein ähnliches historisches Stück vom Jahr 1775 ein Schauspiel: „Die Eroberung von Magdeburg", von Schummel. Dagegen Klingers Nachahmung des Götz, „Otto", behielt, was sehr bemerkenswerth ist, noch den Namen der Tragödie, dem Inhalt zufolge; die Unregelmäßigkeit aber war jetzt schon mehr Empfehlung geworden als Tadel. Bald darauf setzte sich nun der Name Schauspiel*) fest für

*) Der Almanach der deutschen Musen für das Jahr 1778 enthält eine lange Reihe von Anzeigen der in den letzten Jahren erschienenen Theaterstücke, und hier finden wir bei mehreren schon im Lenzischen Sinne den Namen Schauspiel, anstatt Komödie. Ich nenne: „Der ehrliche Schweizer", ein Schauspiel in zwei Handlungen, Berlin und Leipzig 1776; „Die Geschwisterliebe", ein Schauspiel für Kinder, Leipzig 1776; „Simon Grisaldo", ein Schauspiel in fünf Acten, Berlin 1776 (von Klinger); „Laura Rosetti", ein Schauspiel mit Gesang, Leipzig 1777; dann mehrere der Schröderschen Stücke in den achtziger Jahren. Daneben bleibt aber auch der Name Schauspiel als allgemeine zusammenfassende Bezeichnung für alle Arten der Theaterstücke, z. B.: Neue Schauspiele, aufgeführt auf dem churfürstlichen Theater zu München. München 1776.

eben die Gattung, welche wir bezeichneten, und die, mindestens mittelbar, sich von Lenz herleitet. Noch später unterschied man dann das historische Schauspiel, d. h. eine solche ernste Darstellung historischer Begebenheiten, welche nicht durchaus tragisch schließt. Nach diesem Begriff würde Götz kein Schauspiel, sondern immer noch ein Trauerspiel sein, zum Beweise, daß von ihm der Name für eine bestimmte Gattung nicht ausgeht. Daß auch Lessing weit davon entfernt war, mag daraus abzunehmen sein, daß er vielmehr den Namen der Tragödie zu erweitern wünschte für jedes ernstgehaltene Stück, unabhängig vom Tode des Helden. Freilich schwebte ihm wohl dabei die Forderung der Erhabenheit vor.

Auch auf die Richtung der Schauspielkunst ist Lenz nicht ohne Einfluß geblieben. Wenn auch nur ein einziges seiner Stücke über die Bühne ging, so war doch hier eine Richtung gegeben und es fehlte ihm nicht an Nachfolgern. Seine Stücke aber sind durchgängig voll von Bemerkungen für das Spiel, und beweisen, wie seine Phantasie durch und durch theatralisch war, alles gespielt vor Augen schaute. Daß Schröder so große Stücke auf Lenzens Dramen hielt, ist hier das beste Zeugniß, denn er war es hauptsächlich, der von hergebrachter Art der Recitation zur Natur und Wahrheit führte. Anfangs stießen die in Prosa verfaßten Stücke, wie bekannt, auf große Schwierigkeiten, da die Schauspieler nur in Alexandrinern zu sprechen wußten; Schröder nun aber verlangte gerade nach prosaischen Stücken, er wollte täuschende Bilder des Lebens, scharf nach dem Leben gezeichnete Charaktere geben: darum eben war Lenz sein Dichter, er Lenzens Schauspieler. Er erklärte namentlich Lenz für theatralischer als Goethe; mit

Recht aber wird er von Tieck der eigentlich deutsche Schauspieler genannt. Ganz anders Iffland, der nur wieder in eine neue Manier verfiel, in eine gewisse Sophistik und Effekthascherei, die doch nur in anderer Art zu französischem zurückgeht, eine Manier, die zum Theil noch heute auf unsern Theatern fortwirkt — blendend und erfolgreich für den Augenblick. Jener bildete Künstler, dieser Virtuosen, Manieristen.

Aber auch für den Roman zog Lenz tiefere Spuren. Ich finde z. B., daß sein Landprediger das Vorbild eines zu seiner Zeit ausgezeichneten lehrhaften Romans ist, der dann wieder seine Nachfolger hat. Er ist von Merck und heißt: Herr Oheim, und als Fortsetzung: Herr Oheim der Jüngere, im Deutschen Merkur von 1781 und in den gesammelten Werken; noch mehr aber erkennt man Lenz als Vorbild in einem zweiten kleinen Roman von Merck: Akademische Briefe (im Merkur von 1782), ein höchst vorzügliches Stück, das in der ganzen Art der Charakterzeichnung und der Anlage so sehr an Lenz, sowohl an dessen Waldbruder als dessen Dramen, erinnert, daß man es für Lenz selbst halten müßte, wenn nicht durch Wielands Briefe an Merck dessen Autorschaft feststände. Ich halte es für Pflicht, auf dies jetzt vergessene, aber sehr bedeutende Werkchen aufmerksam zu machen, um so mehr, als es uns darthut, wie sehr Lenz unter seinen Zeitgenossen Vorbild und Anregung gewesen sei, denn dies Stück des kritischen Freundes von Goethe hat sehr wenig mit letzterem, dagegen sehr viel mit Lenz gemein. Man wird überdies in Merck, dem Kritiker, zugleich einen productiven Künstler erkennen, wie man gemeinhin sich's nicht vorstellt. Mercks Einfluß auf Goethe aber ist bekannt; er war überdies einer der Haupt-

kritiker der Zeit, Wieland erklärt ihn für die eigentliche Stütze des Merkur: daß nun dieser nicht bloß Lenzens Werke hochschätzte, sondern selbst ihren Fußstapfen folgte, wird nicht zu übersehen sein: Lenzens Geist lebte damals noch in der deutschen Litteratur, während er selbst, bei seinem Leben, für diese schon gestorben war.

Und nun glaube ich auch hier Einflüsse von Lenz auf Tieck zu erkennen, die tief genug gehen, so weit die Verschiedenheit der Naturen es zuläßt. Von der Art seines Humors, von seinen Einkleidungen, von seinen kritischen Anschauungen dürfte manches auf Tieck übergegangen sein, besonders auch die Einmischung didactischer Elemente in den Roman. Nicht zufällig wurde er der Herausgeber der Werke, aber um so auffallender wird uns wieder sein Urtheil. In seiner Vorrede hebt Ludwig Tieck so stark hervor: „das Seltsame, das Eigenthümliche, das wodurch Lenz in der deutschen Litteratur gewissermaßen einzig dasteht" — so daß man nicht wohl begreift, wie er ihn gleichzeitig wieder so abhängig von Goethe machen, ja ihn seinen eigenen Nachahmern so nahe bringen kann. Jetzt, wo eine erfreuliche Zahl von aufschlußreichen Documenten zu Gebot stand und wo Goethe's Darstellung nicht in jeder Rücksicht mehr für uns bindend sein durfte, stellt sich manches anders, und hoffentlich konnte die Ausgleichung auch dieses Widerspruches nunmehr gegeben werden.

Für die Beurtheilung der Lenzischen Werke, zumal im Vergleich mit Goethe, ist nochmals aufmerksam zu machen, daß Lenz sie nicht nur unter der Ungunst aller Umstände verfaßt, ja sie gleichsam nur auf der Flucht geschrieben, sondern daß es ihm auch für den größten Theil derselben an aller Gelegenheit der

langsamen Zeitigung, der besonnenen Nachbesserung gefehlt hat. Wie langsam arbeitete Goethe, wie allmälig sind seine Stücke gereift, wie sehr hat er sie durch verschiedene Formen hindurch geführt. Seine lyrischen Gedichte namentlich sind vielfach verfeinert, gefeilt, überarbeitet worden: bei Lenz blieb alles, wie es im ersten Entwurf, im ersten Concept war, nicht er selbst, sondern nach mehr als einem Menschenalter kamen fremde Hände über seinen ungeordneten Nachlaß. So begegnen denn in seinen besten Stücken, mitunter in seinen schönsten Gedichten, Zeilen und Ausdrücke, die man anders wünschte, die er selbst unzweifelhaft verändert hätte, wenn er sein eigener Herausgeber geworden. Und doch, so wie diese Werke, diese Gedichte vorliegen, in ihrer unmittelbarsten Gestalt, sie lassen einen seltenen hohen Dichterberuf, ein edles Herz nicht verkennen. Was ihnen fehlt an Handhabung der Feile, ersetzt im günstigen Fall der reine Guß, die ununterbrochene Gußhaut.

Dennoch nimmt Lenz auch auf Seiten der Behandlung der Sprache eine nicht unbedeutende Stellung ein, ja in anziehender Weise bildet er hier einen Gegensatz zu Goethe. Wenn letzterer sich von der süddeutschen Mundart je mehr und mehr zu dem norddeutschen Sprachgebrauch bequemte, so näherte Lenz, vom Norddeutschen ausgehend, sich dem Süddeutschen an, wie er denn eine Verschmelzung der verschiedenen Mundarten zum Gewinn einer allgemein deutschen Sprache deutlichst im Sinn hatte. Aber auch an eigenen Wendungen und Wortbildungen wird der Aufmerksame manches und darunter sehr Glückliches zu verzeichnen finden, so daß Lenz für ein deutsches Wörterbuch zu berücksichtigen sein dürfte. Mehr aber noch lege ich Gewicht auf seine Wortfügung. Hier findet sich

für seine Zeit nicht wenig Bemerkenswerthes, freie Constructionen, die weit abweichen von dem canzleimäßigen Stil seines Jahrhunderts und dessen mißverstandener Correctheit, darunter manches, was erst später zu allgemeinerer Geltung gelangt ist. Lenzens Streben nach Kraft und Kürze, nach dem Ausdruck der Leidenschaft und der Individualität gab ihm Wortstellungen ein, die eben so nachdrucksvoll als deutsch sind; da er von Beobachtung der lebendigen Rede ausging, war er geschützt gegen alles, was mit dem Genius der Sprache streitet.

Noch ist von Lenzens Charakter hier ein zusammenfassendes Wort zu reden. Unbillig würde sein, dasjenige, was man bei einem Weltmann oder Politiker Charakter nennt, wie das jetzt wohl üblich ist, von dem Dichter zu verlangen, dessen Talent sich eben — „in der Stille" bildet; wirklich moralische Anstöße wird man aber vergeblich aufsuchen. Lenz war naiv, wie ein Kind, und, setzen wir hinzu — wie ein Genie. Auch was der Welt albern erschien, war es nicht in dem Grade, wie die wachsende Fabel es gemacht hat; es mußte dies eben nach Kenntniß der Umstände und des Menschen gefaßt werden; Wieland erkannte dies sehr wohl. Ungleichheiten des Betragens, und sogar Haltlosigkeit lassen sich zugeben, erregte Stimmung und Leidenschaft, harte Bedrängniß und große Auszeichnung machen das nicht nur erklärlich, sondern bringen es unvermeidlich mit sich. Man hat Lenz des Dünkels, der Ueberhebung angeklagt*) — nun freilich, wenn man den Werth der Werke sehr gering anschlägt, den inneren Gehalt des Menschen nicht begreift, dann mag auch ein sehr mäßiges Bewußt-

*) So noch Helbig in Prutz litterar. histor. Taschenbuch von 1847: „Einige Bemerkungen zur Charakteristik des Dichters Reinhold Lenz."

sein der Kraft und des Werthes schon als Ueberhebung erscheinen. Ueberall, wo er in seinen Dramen sich selbst, oder einen Theil von sich, darstellt, umgiebt er sich keineswegs mit einem Nimbus, zeichnet sein Bild eher zum Nachtheil als zum Vortheil, und sehr bezeichnend ist hier der Titel des Stücks: „Die Freunde machen den Philosophen", in Verbindung zu bringen mit der Aeußerung an Merck, nur die Freunde hätten seinen Gedichten Bedeutung gegeben. Im Gegentheil finden wir bei ihm, zumal wo er krank ist, nur eine allzu große Muthlosigkeit; das Mißtrauen, das gerade der nach höchstem Ziel ringende Künstler stets von Zeit zu Zeit in seine Kraft setzen wird, tritt nicht nur sehr bestimmt bei ihm ein, sondern steigert sich in solchen Momenten bis zur Verzagtheit, und eben so wird gleichzeitig ein Gefühl der Reue und Zerknirschung nur allzu herrschend. Wir finden hier eine zu weit gehende Selbsterniedrigung, und was kann rührender sein, als daß Lenz, der sich in der Verdunkelung seines Geistes eben so dem Handwerk hingab, wie noch vor kurzem den höchsten geistigen Aufschwüngen, daß dieser so ganz das Bewußtsein von der Bedeutung eines Lenz in der Litteratur verloren hatte. In Zeiten seiner vollen und gesunden Geisteskraft aber läßt sich sogar erstaunen über die Sicherheit und das feste Maaß seiner Selbstschätzung, so daß ihm auch heute noch keine andere Stellung anzuweisen ist, als die er sich selbst gegeben. Es betrifft dies besonders sein Verhältniß zu Goethe und ich verweise hier von neuem auf sein Pandämonium. Auch sind Züge da, welche in ihm einen edeln Stolz, eine durchaus noble Gesinnung zeigen, welche durch alle Zeit sich gleich blieb, und weder in der Noth, noch in der Krankheit ihn

verließ. Wie viel will jene Aeußerung an Salzmann sagen, daß die Rückgabe eines Manuscripts, das ihm unreif erschien, ihm lieber sei als ein Wechsel von tausend Thalern, was in seiner damaligen Lage noch besonders ins Gewicht fällt; eben so die Ablehnung eines ihm von Weimar gewiß unter schonenden Formen gebotenen Reisegeldes; und auch in Moskau, wo die Kraft zu unabhängiger Existenz ihn verlassen hatte, behielt er denselben Stolz und war, wie ausdrücklich berichtet wird, wählerisch selbst in der Annahme von Wohlthaten. Die Ehre ging ihm stets über alles, und doch wird man ihm schwerlich einen übermäßigen Ehrgeiz zueignen können; erschienen doch die meisten seiner Schriften anonym und war er sogar mit der Veröffentlichung seiner Gedichte höchst säumig. Die Aeußerung im Pandämonium, das Gefühl, den Leser erhoben und sittlich gebildet zu haben, sei ihm mehr als alles Schmettern der Trompete der Fama, zeigt sich im Angesicht seines ganzen Lebens und Wirkens allerdings als eine Wahrheit. War er doch selbst frei von litterarischer Eifersucht. Er war und blieb einer der größten Verehrer Goethe's, wie sehr dieser ihn auch überholt hatte und verdunkelte.

Ganz in Schutz aber haben wir Lenz nehmen müssen gegen den Vorwurf berechnender Bosheit, bewußter, absichtlicher Verstellung: er kann nur auf Täuschung und Mißverständniß beruhen. Goethe's Anklage findet in den Documenten und Werken keine Unterstützung, wohl aber Widerlegung. Aus allem, was vorliegt, zeigt Lenzens Charakter sich anders, nur eben ein geringer Anlaß zu jenem Mißverständniß ließ sich nachweisen, ich meine die Neigung zu litterarischen Verkleidungen und Mystificationen, dagegen fehlt es

nicht an Gründen zu seiner sonstigen Erklärung. Und so zeigt sich denn auch die wahre Natur Lenzens am besten in seinem leidenden, hülflosen Zustande, aber wir finden ihn auch hier nur gemüthvoll und weichherzig, offen und vertrauend. In dem Verein dieser Eigenschaften ist noch eine besondere: die Dankbarkeit; sie erscheint uns stets und in den zartesten Formen, überall aus der Tiefe seines Herzens ohne besonderen Anlaß hervorquellend; sie ist die schönste Ergänzung seines edelen Stolzes. Endlich geht bei all seiner Ausgelassenheit und seiner Laune, die man vorzugsweise anerkannt, doch ein wenig erkannter Zug tiefen Ernstes, vor allen aber ein Grundzug wahrer Religiosität durch sein ganzes Leben, durch alle seine Werke. Ich halte es nicht für nöthig, bei dem Künstler in erster Reihe zu fragen, ob er auch als Mensch groß und rein dastehe und danach erst die Leistung zu messen, obwohl nur in seltenem Falle das Schöne wird ohne das Gute, das Werk ohne das Leben bestehen können, denn in beiden herrscht eben das Herz — ich halte es nicht für nöthig; aber von Lenz wird man sagen können, er war harmlos, gut und fromm, wie die wahren Dichter aller Zeiten es gewesen sind und sein werden.

Auch von äußeren und sogar ökonomischen Verhältnissen ist hier ein kurzes Wort zu reden. Lenz war nicht in glücklichen äußeren Umständen geboren, die ihn zum Herrn seiner Zeit gemacht und ihm die volle Freiheit der Entwickelung gestattet hätten. Die Arbeit seiner schöpferischen Phantasie sollte zugleich sein Leben fristen; man weiß, wie schwer das ist, zumal in Deutschland. Ein hartes Märtyrerthum war hier auch unserem Dichter verhängt, und er hat es mit Gleichmut, mit Seelenstärke getragen, seinen Adel keinen Augenblick

darüber verloren. Zahlreiche Beweise liegen in seinen Briefen vor, daß ihm stets die Ehre mehr galt als Gewinn; wiederholt hat er verkaufte Manuscripte zurückgenommen, weil er sie für noch nicht reif, für seiner noch nicht würdig hielt. In äußerer Bedrängniß war er genöthigt, den Beutel seiner Freunde in Anspruch zu nehmen, allein er that es nicht leichtsinnig und dachte stets gewissenhaft an die Erfüllung übernommener Verpflichtung, seiner tiefempfundenen Dankbarkeit ward schon gedacht. Leider hat das Bild, das mißgünstiges und leichtfertiges Fabeln von dem Dichter aufstellen wollte, auch eine Beimischung des Verkümmerten, Verkommenen, ja Bettelhaften erhalten; an letzterem mag vielleicht Schuld geworden sein, daß Schlosser mit seiner Collecte allzu eifrig war und des Dichters Familie allzu lässig. Das philisterhafte Behagen in seiner wohlgeordneten Existenz ist gern geschäftig und bereit mit seinem kleinen Geldstolz die Förderer viel höherer Interessen zu verleumden und wo möglich gar von hier aus zu messen.

Ich erinnere schließlich noch daran, daß man nicht versäume, Lenz auch nach seinen Freundschaften zu beurtheilen und zu schätzen. Seine Bekanntschaften waren nicht vorübergehender Art und galten nicht bloß seinem Talent, sie galten seinem Herzen, sie galten dem ganzen Menschen. Schüchtern und befangen, wie er war, so daß er der anmaßenden Selbstgefälligkeit gegenüber verloren Spiel hatte, mußte doch edleren Naturen der Kern seines inneren Werthes bald anschaulich werden: ich nenne unter seinen nahen Freunden Goethe, Herder, Wieland, Lavater, Hamann, Schlosser, Sarasin, unter den Frauen, außer denen, die seine Liebe besessen: Goethe's

Mutter und Goethe's tieffühlende Schwester, Frau von Stein, Frau Sarasin, und ich sollte meinen, wer so den trefflichsten Männern der Zeit nahe gestanden, wer in dem Herzen der edelsten Frauen einen so sichern Besitz erworben, namentlich auch mit sicherster Scheidung von Liebe und Freundschaft, der müsse geschützt sein gegen jeden Vorwurf der Untreue, der Rohheit.

Der Wunsch dieser Blätter war, der deutschen Litteratur von neuem einen Dichter zuzuführen, den die urtheilsfähigsten unter seinen Zeitgenossen nicht umsonst „den genialen" genannt haben, und dem wir vor allen Dingen auch ein hohes Maaß von Kunst zueignen müssen. Sein steigender Ruf wird aber bestehen können ohne seinem glücklicheren Freunde, dessen wachsende Zweige ihn lange genug niederdrückten, irgend wahren Abbruch zu thun. Selbst auf Menschliches an diesem gefeierten Genius gedeutet zu haben, kann ihn nicht herabziehen; jedenfalls geschah es nur im Interesse der Wahrheit. Möge wenigstens der Name dessen, der ihn auf der Höhe des Parnassus mit „Bruder" anreden durfte, nicht vergessen sein zur Zeit, da jenem der glänzendste Triumph bereitet wird, der, so lange deutsche Sprache besteht, noch je einem deutschen Dichter zu Theil geworden, ich meine die öffentliche Aufstellung der Statue des Dichters in der „Metropole der Wissenschaft". Aber auch in Beziehung auf Lenz war eine Ehrenschuld abzutragen.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.